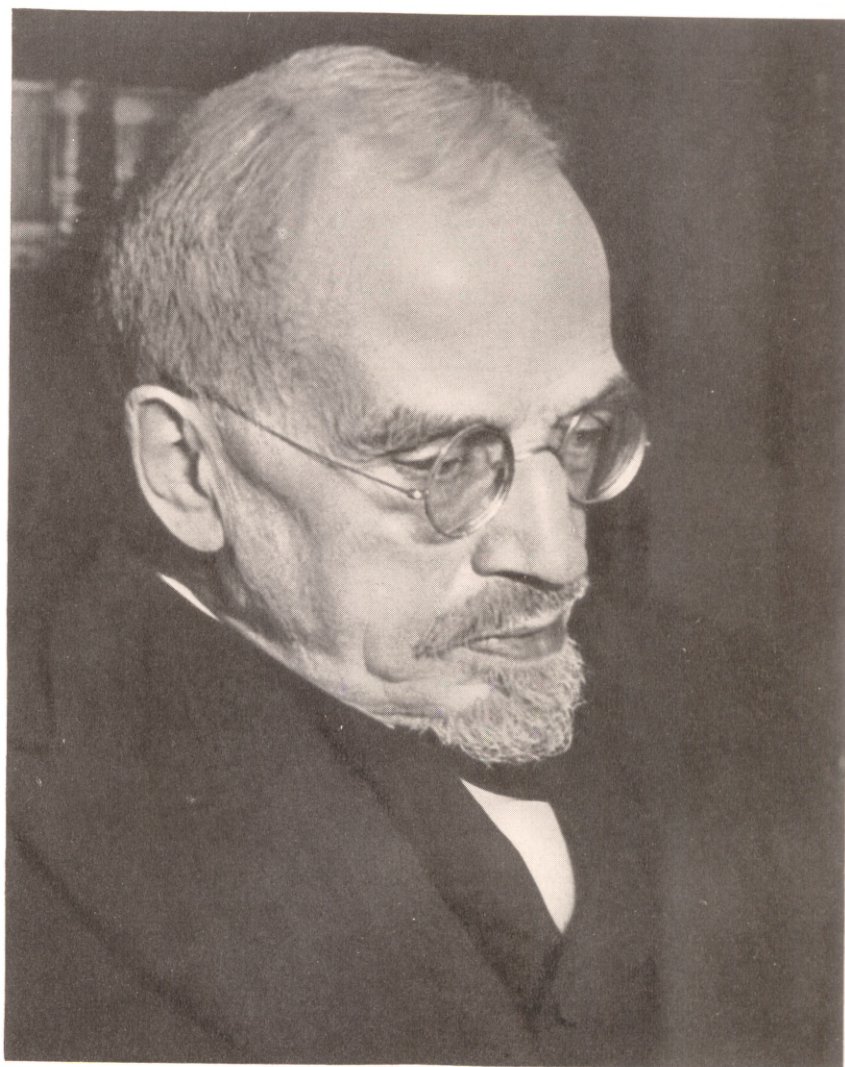






Ein Leben ohne Arbeit ist ein früher Tod.

Berlin den 21. Januar 1936

Johannes Bolke.

Zeitschrift für Volkskunde

Im Auftrage des
Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde

herausgegeben von

Fritz Boehm

Neue Folge Band 8

(46. Jahrgang. 1936/37)

(Mit 3 Abbildungen)

Dem Andenken Johannes Boltes gewidmet



Berlin und Leipzig 1938

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Printed in Germany
Archiv-Nr. 48 10 38

Inhalt.

	Seite
Johannes Bolte. Sein Leben und sein volkskundliches Werk. Von Fritz Boehm. (Mit einem Bildnis)	1— 15
Ein Vexiermärchen aus San Marino. Von Walter Anderson	15— 21
Sprach- und Volkskundliches. Von Otto Basler	22— 24
Der wilde Jäger in Norwegen. Von Reidar Th. Christiansen	24— 31
Zwei Erzählungen aus der rumänischen Volksliteratur. Von M. Gaster	31— 39
Karl Weinholds Sammlung steirischer Volkslieder. Von Wilhelm Hansen	39— 47
Oberschlesische Volksdichtung des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Josef Klapper	48— 59
Deutsche Volkslieder in den Niederlanden von 1750 bis zur Gegenwart. Von Johannes Koepp	59— 69
Zum Lobe Berlins. Von Hermann Kügler	69— 78
Grillenmusik. Von Otto Lauffer	79— 82
Über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen. Von Friedrich v. der Leyen	83— 87
Das „Aschenbrödel“ als griechische Volksballade. Von Hedwig Lüdeke	87— 91
Gedanken über die Rigaer Zeit des Burkard Waldis und die deutsche Literatur Alt-Livlands im 16. Jahrhundert. Von Lutz Mackensen	91—100
Muttertag. Von John Meier	100—112
Zur Entstehung geschichtlicher Sagen. Von Gustav Fr. Meyer	112—116
Lied aus einem Album Amicorum (1595—1603). Von Elizabeth Mincoff-Marriage	116
Ist der Neck ein schwedisches Naturwesen? Von Tobias Norlind	117—123
Kunstmärchen im Volksmund. Von Friedrich Ranke	123—133
Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär...? Von Adolf Spamer	134—149
Zur Entstehungsgeschichte eines Volksbuches vom Schinderhannes. Von Otto Stückrath. (Mit 1 Abbildung)	149—160
Einige kritische Bemerkungen zur Wandertheorie. Von C. W. von Sydow	160—169
Hamburgische Stadtwahrzeichen. Von Hermann Tardel. (Mit 1 Abbildung)	169—179
A Collection of Swedish Legal Riddles. Von Archer Taylor	179—184
König Trojan mit den Ziegenohren. Von Max Vasmer	184—188
Die Vereinheitlichung der Volkskundekarten. Von Jan de Vries	189—192
Erlebnisgrundlagen der Volksüberlieferung. Von Lily Weiser-Aall	193—198
Der Schmied von Jüterbog im Kiffhäuser. Von Albert Wesselski	198—218
Nachträge zur Bolte-Bibliographie. Von Fritz Boehm	219—223
Register. Von Fritz Boehm	224—228

Johannes Bolte.

Sein Leben und sein volkskundliches Werk.

Von Fritz Boehm, Berlin.

(Mit einem Bildnis.)

Am 25. Juli 1937 verstarb in Berlin Geheimrat Professor Dr. Johannes Bolte. Die Zeitschrift für Volkskunde, mit der sein Name für alle Zeiten verbunden ist, wollte ihm zu seinem 80. Geburtstage, am 11. Februar 1938, ein Heft mit Beiträgen von Freunden und Fachgenossen widmen. Nun, da er von uns geschieden ist, mußte die Festschrift zu einer Gedenkschrift werden, und statt unsere Gabe froh dem Lebenden zu überreichen, müssen wir voll Wehmut versuchen, das Bild des Verstorbenen nachzuzeichnen.

Über den äußeren Ablauf von Boltes Leben und Schaffen sind wir durch seine eigenen Aufzeichnungen gut unterrichtet. Außer einem kurzen Abriß, der bis zum Jahre 1923 reicht, hat er die Jahresübersichten, die seine Gattin von ihrer Verheiratung an niederschrieb, von 1906 bis 1936 fortgesetzt. So führt er uns selbst an der Hand, wenn wir sein Leben und sein Werk schildern wollen, schlicht und einfach, wie es verlief, und wie er selbst vor uns steht.

Johannes Bolte wurde am 11. Februar 1858 in Berlin geboren. Sein Vater war als Zwanzigjähriger aus Verden nach Berlin gewandert und begann dort seine Laufbahn als einfacher Gehilfe eines Stubenmalers, besuchte aber nebenbei die Kunstakademie und brachte es, von dem gestrengen Gottfried Schadow anerkannt, später auch in Kreisen des Königshofes geschätzt und gefördert, zu einer sehr geachteten Stellung als Maler von Porträts, Historien, Landschaften und religiösen Bildern. In Boltes Wohnung hingen mehrere seiner Gemälde, darunter ein überaus anmutiges Kinderbild, das den kleinen Johannes etwa als Sechsjährigen zusammen mit einer Schwester darstellt. Auch Bolte selbst war künstlerisch nicht unbegabt, wenn auch mehr auf musikalischem als auf malerischem Gebiet; es existiert ein von seiner Hand ausgeführtes Beiheft zu seiner Doktor-dissertation, in dem er eine große Anzahl antiker Odysseedarstellungen überaus sauber und korrekt kopiert hatte. In dem Hause, das der Vater im Südosten Berlins, auf dem Oranienplatz, erworben hatte, hat Bolte bis zu seinem Tode, länger als 75 Jahre, gelebt. Er wuchs dort in einer von künstlerischem Geiste und inniger Religiosität erfüllten Atmosphäre auf, trat nach anfänglichem Privatunterricht 1867 in die Quarta des Luisenstädtischen Gymnasiums ein und wurde 1872 von Büchsel in der Matthäikirche konfirmiert; noch einer seiner letzten Aufsätze in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins ist der Erinnerung an diesen berühmten

Berliner Geistlichen gewidmet, der ihn auch getauft hatte. Als echter Berliner hat sich Bolte immer gefühlt; ein nicht geringer Teil seiner Arbeiten ist der Literatur und der Volkskunde der Reichshauptstadt und der Mark Brandenburg gewidmet¹⁾, und mit vollem Rechte verlieh ihm der Verein für die Geschichte Berlins seine Ehrendenkmünze und ernannte ihn im Jahre 1925 zu seinem Ehrenmitglied. Nach dem 1874 bestandenen Abiturientenexamen begann Bolte sein Studium auf der Berliner Universität, und zwar widmete er sich der klassischen Philologie, besonders der griechischen Literatur, als Hörer von Kirchhoff, Vahlen und Wilamowitz; sein Direktor Theodor Kock hatte ihn auf dieses Sondergebiet hingewiesen. Nach 2 Semestern in Leipzig, wo er neben altphilologischen auch germanistische Vorlesungen bei Zarncke und Hildebrand hörte, kehrte er nach Berlin zurück und wandte sich dort unter Roberts Leitung der klassischen Archäologie zu. 1878 trat er als Hilfsarbeiter unter Conze in das Königliche Museum ein und wurde dort fast ein Jahr lang bei der Abfassung des Katalogs der Gipsabgüsse beschäftigt. Es war die Zeit der Ausgrabung des pergamenischen Altars, eine Zeit größter Spannungen und Überraschungen für die archäologische Welt, und gewiß wäre der junge Museumsmann gern bei seinem Beruf geblieben. Aber die Rücksicht auf seine Mutter und seine Geschwister, denen der Ernährer inzwischen verstorben war, veranlaßte ihn dazu, sich für den Lehrerberuf zu entscheiden. Er bestand 1880 die Staatsprüfung und trat als Probekandidat unter Kock in das Luisenstädtische Gymnasium, dann als Hilfslehrer in das Königsstädtische Gymnasium unter Ludwig Beller mann ein. Im Oktober 1882 wurde er dort als ordentlicher Lehrer angestellt und ist daselbst bis zur Erreichung der Altersgrenze im Jahre 1923 tätig gewesen. Seine Dissertation „De monumentis ad Odysseum pertinentibus“, ein auch heute noch unentbehrliches Inventar, mit der er im Mai 1882 promovierte, zeigt ihn in der Hauptsache noch ganz als Archäologen. Allein die Anforderungen des Unterrichts und nicht zum wenigsten der Verkehr mit germanistischen Kollegen, wie Kinzel, Bötticher, Löschhorn, führten ihn bald der deutschen Philologie zu, die ja in den 80er Jahren an der Berliner Universität durch Müllenhoff, Scherer, Erich Schmidt und Roediger glänzend vertreten war. Bereits damals trat er auch der Gesellschaft für deutsche Philologie bei und beteiligte sich an der Abfassung ihrer Jahresberichte. Die anstrengenden Lehrjahre des jungen Schulmannes waren für ihn zugleich die Zeit, in der er sich sein germanistisches Sondergebiet, die Geschichte des lateinischen und deutschen Dramas, der volkstümlichen Erzählung, Spruch- und Lieder dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, erarbeitete. Seinem Streben, immer an die ersten Quellen heranzukommen, opferte er jede freie Stunde und jede Ferienpause.

Für die Jahre 1883—1890 verzeichnet er selbst folgende Bibliotheksreisen: 1883: Dresden, Prag, München, Nürnberg, Augsburg, Wolfenbüttel, Braunschweig, Hannover, Weimar, Gotha, Halle. — 1884: Breslau, Wien, Budapest, Dresden,

¹⁾ Vgl. die Zusammenstellung von H. Kügler in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1928, 45—48.

Salzburg, Innsbruck, Dessau, Altenburg, Zwickau, Freiberg. — 1885: Holland, Belgien, London, Hamburg, Stettin, Stralsund, Greifswald. — 1886: Rom, Neapel, Kassel, Marburg, Gießen, Bonn, Heidelberg, Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg, Augsburg, München, Halle, Weimar, Erfurt, Rudolstadt. — 1887: Stettin, Schweden, Norwegen, Kopenhagen, Kiel. — 1888: Trier, Luxemburg, Paris, Basel, München, Goslar, Wolfenbüttel, Braunschweig. — 1889: Stettin, Petersburg, Dorpat, Riga, Königsberg. — 1890: Bremen, Oldenburg, Beckum, Holland, Belgien, Hildesheim, Danzig, Wetzlar, Koblenz, Düsseldorf, Münster, Osnabrück. — Nicht wenige der genannten Bibliotheken hat Bolte späterhin noch öfter besucht; die Jahre 1901—1907 führten ihn u. a. wieder nach Dänemark, Schweiz, Österreich, Italien, England, Belgien und Frankreich.

Bald konnte Bolte die ersten Früchte dieser rastlosen, aber planvollen Quellenstudien vorlegen. Da seine literaturgeschichtlichen Forschungen sich vorzugsweise auf dem Gebiete der volkstümlichen Dichtung und Erzählung bewegen, ist eine Trennung nach Germanistik und Volkskunde oft kaum durchzuführen. Immerhin soll hier auf jene Veröffentlichungen, die überwiegend philologisch gerichtet sind, nur in einer Aufzählung der wichtigsten Titel hingewiesen werden; eine eingehende Würdigung von Boltes literaturgeschichtlichem Schaffen wird an anderer Stelle von berufener Seite gegeben werden¹⁾.

Ausgaben von deutschen und lateinischen Dramen: B. Krügers Spiel von den bairischen Richtern und dem Landsknecht (BB²⁾ Nr. 3); J. Stricker, *De düdesche Schlörner* (4); G. Gnapheus, *Acolastus* (6); Th. Naageorgus, *Pammachius* (zusammen mit E. Schmidt, 7); Mercator (36, mit dem Hecastus des Macropedius und dem Münchener Spiel von 1510); Macropedius, *Rebelles und Aluta* (19); Niederdeutsche Schauspiele aus älterer Zeit (zusammen mit W. Seelmann, 14); Drei märkische Weihnachtspiele des 16. Jahrhunderts (35); G. Rollenhagen, *Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus* (38); *Spiel vom Tobias* (39). — Dramengeschichtlich ferner: *Die Singspiele der englischen Komödianten* (9); *Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert* (15).

Ausgaben volkstümlicher Erzähler des 16. Jahrhunderts: V. Schumann, *Nachtbüchlein* (11); J. Frey, *Gartengesellschaft* (17); M. Montanus, *Schwankbücher* (21); G. Wickram, *Werke* (8 Bände, 23); J. Pauli, *Schimpf und Ernst* (2 Bände, 34).

Als Ergänzungen dieser Arbeiten sind ferner die Beiträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie zu erwähnen (BB 147—230), die zum großen Teil der Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts gewidmet sind. Dazu kommen vor allem zahlreiche Aufsätze, für die auf das Register der BB unter „Drama“ und „Schwank“ sowie auf den Nachtrag zur BB (unten S. 219ff.) verwiesen sei.

In den meisten dieser Veröffentlichungen findet auch der Volkskundler eine Fülle von Material, z. B. in der Ausgabe von Wickrams Werken und besonders in der von Paulis Schimpf und Ernst. So enthält der 4. Band der Wickramausgabe eine an Stofffülle überwältigende Darstellung der für das Wahrsagewesen so wichtigen Losbücher (später noch vermehrt durch einen Aufsatz im *Jahrb. f. hist. Volkskde.*, BB 346). Die Ausgabe Paulis, in weniger als 2 Jahren hergestellt, darf sich mit der Reichhaltigkeit ihrer Nachweise getrost den Märchenanmerkungen zur Seite stellen und schöpft

¹⁾ H. Brömse, *Jahrb. d. V. f. niederdt. Sprachforschung* Jahrg. 63.

²⁾ Die Zahlen beziehen sich hier und später auf die im 4. Jahrgang der Neuen Folge dieser Zeitschrift bei Gelegenheit von Boltes 75. Geburtstag zusammengestellte Bolte-Bibliographie (BB); Nachträge dazu s. u. S. 219.

noch unmittelbarer aus dem Leben der volkstümlichen Überlieferungen als jene.

Schon in seiner Studentenzeit zogen Bolte Sage, Märchen und Lied des deutschen Volkes an, und neben seinen literaturgeschichtlichen Publikationen tauchen bereits sehr früh auch volkskundliche Arbeiten auf, ja, das erste, was überhaupt von ihm im Druck erschienen sein dürfte, waren einige ausgesprochen volkskundliche populäre Aufsätze, die er in den Jahren 1880 bis 1882 in der Familienzeitschrift „Daheim“ veröffentlichte (233—237). Auch in den Jahresberichten der Gesellschaft für deutsche Philologie referierte er schon 1885 über Mythologie und Volkskunde. Seine Beschäftigung mit den Dichtern und Erzählern des 16. Jahrhunderts führte ihn ganz von selbst dem Volksliede zu, dessen Blütezeit in jener Epoche liegt, und Lied und Märchen sind ja die volkskundlichen Sondergebiete geblieben, denen der größte Teil seiner Lebensarbeit gewolten hat. Die Fülle der stofflichen und quellengeschichtlichen Kenntnisse, die er sich dafür in den Archiven und Bibliotheken erarbeitet hatte, breitete er zuerst in der Ausgabe von Reinhold Köhlers Aufsätzen über Märchen und Volkslieder aus, die er zusammen mit Erich Schmidt 1894 erscheinen ließ (12), und dann in noch viel reicherm Umfang in der von ihm allein besorgten Herausgabe von Köhlers Kleineren Schriften, die in den Jahren 1898 bis 1900 herauskamen (20). Die Arbeit an dem Nachlaß Köhlers bedeutete ihm die beste Vorbereitung für eine Aufgabe, die ihm, wie er selbst berichtet, nach dem Tode Köhlers lockend entgegentrat, und zu der er von Erich Schmidt und Hermann Grimm ermuntert wurde, nämlich die Neubearbeitung der Anmerkungen zu den KHM der Brüder Grimm, eine Arbeit, an die sich nicht einmal die staunenswerte Belesenheit des Weimarer Bibliotheksleiters herangewagt hatte, jenes Forschers, mit dem Bolte als Wissenschaftler und Mensch so viele Züge gemeinsam hatte. Die Brüder Grimm hatten bekanntlich die der ersten Auflage ihrer KHM beigegebenen, in der zweiten (1819) zunächst fortgelassenen Anmerkungen, die über die Quellen Auskunft gaben, Varianten anführten und anderes gelehrte Material brachten, im Jahre 1822 in einem besonderen 3. Bande in erweiterter Form erscheinen lassen, der dann im Jahre 1856 eine von Wilhelm Grimm besorgte, aber nicht durchgreifend umgearbeitete Neuauflage erlebte. Seitdem hatte die Sammlung der europäischen und außereuropäischen Märchen einen ungeheuren Aufschwung genommen, und besonders durch die Ausgabe des Pjätschatantra durch Benfey (1859) waren der Märchenforschung neue, gewaltige Aufgaben gestellt worden. So war eine Neubearbeitung des Anmerkungenbandes längst zu einem dringenden Bedürfnis geworden.

Auch Bolte konnte nicht daran denken, die Durchmusterung der Märchenliteratur der ganzen Welt, die dazu unerläßlich war, wenn ein wirklich brauchbares Grundbuch zustande kommen sollte, allein durchzuführen. Wohl war seiner Sprachkenntnis jedes Buch zugänglich, das in einer germanischen oder romanischen Sprache abgefaßt war, doch galt es, Mitarbeiter für die Sprachen zu gewinnen, die er nicht beherrschte, vor allem für die slawischen,

deren Räume ja eine besonders ergiebige Fundgrube für das Volksmärchen darstellen. Einen Helfer hierfür fand er in dem Prager Slawisten Georg Polívka, mit dem ihn dann lange Zeit eine überaus glückliche Arbeitsgemeinschaft verband, die nur in den letzten Jahren durch Polívkas schwere Erkrankung beeinträchtigt wurde, einer der Gründe für den verzögerten Abschluß des ganzen Werkes, den Polívka nur kurze Zeit überlebte. Unter der Mitarbeit anderer Gelehrter, besonders von Georg Horák, Walter Anderson, Max Böhm, Reidar Th. Christiansen, Bernhard Heller, Robert Gragger und Elisabeth Kutzer, konnte das Werk, dessen erster Band im Jahre 1913 erschienen war, mit dem fünften im Jahre 1932 (28) beendet und damit die auf allen Volkskundlern lastende Sorge behoben werden, daß das Werk ein Torso bliebe. Die dankbare Anerkennung für alle, die daran mitgearbeitet haben, wird nicht geschmälert, wenn man die ungeheure körperliche, geistige und seelische Anspannung hervorhebt, mit der Bolte ganz allein zwei Jahrzehnte hindurch unter dem Druck schwerster äußerer Nöte und auch persönlicher Schicksalsschläge durchgehalten und die Hauptarbeit geleistet hat. Der Bolte-Polívka ist wahrlich mehr als „ein nützliches, Hilfsmittel für die wissenschaftliche Märchenforschung“, wie Bolte in der Vorrede zu dem Schlußbande sagt, sondern ihre eigentliche Grundlage für unabsehbare Zeit, würdig des Grimmschen Grundtextes und ein unvergängliches Denkmal für den, der es allen Gewalten zum Trotz durchgeführt hat.

Die Anlage dieses Werkes ist bekannt: Die ersten 3 Bände kommentieren die 200 Stücke der Grimmschen Sammlung, ferner die Kinderlegenden und die Bruchstücke, im ganzen 225 Nummern. Auf die kurze Angabe der Herkunft folgt meist eine Übersicht über die Grimmschen Varianten, darauf eine nach Motiven gegliederte Inhaltsangabe und dann das Inventar der Varianten aus allen erreichbaren Märchensammlungen; den Schluß bildet meist eine Geschichte der besonders charakteristischen Motive. Der 4. Band bringt eine überaus wertvolle Darstellung der Geschichte des Märchens, dann die von Mitarbeitern gelieferten Beiträge über das indische, hebräische und arabische Märchen, und schließlich eine Geschichte der Grimmschen Sammlung. Der Schlußband enthält eine kritische Bibliographie der gesamten Märchenliteratur und einen Überblick über die Theorien von der Entstehung und der Verbreitung der Märchen; ein vielleicht allzu knapp gehaltenes Sachregister schließt das Werk ab.

Die Anmerkungen wollen ein Quellenbuch sein und sind daher keiner der verschiedenen Märchentheorien einseitig verschrieben. „Da“, so sagt Bolte selbst in dem Schlußkapitel des 5. Bandes (S. 112), „die geschilderten Theorien über die Entstehung der Märchen jede für sich allgemeine Gültigkeit beanspruchten, tauchte der Gedanke eines verschiedenartigen Ursprungs auf, den schon Wilhelm Grimm angedeutet hatte. Dann blieb nichts anderes übrig, als die Verbreitung und das Alter jedes einzelnen Märchens mit Berücksichtigung sämtlicher erreichbarer Fassungen genau zu untersuchen. Hierfür hatte bereits der hochverdiente, allkundige Reinhold Köhler in gründlichen Untersuchungen und Anmerkungen zu aus-

ländischen Märchensammlungen vorgearbeitet, und dem gleichen Zwecke suchte unsere Neubearbeitung der Grimmschen Anmerkungen zu dienen.“ An diesem Leitsatz hat Bolte in diesem Werk und in seinen sämtlichen Arbeiten zur Märchenkunde streng festgehalten. Den Vorwurf der Abneigung gegen alles Mythische und der Phantasielosigkeit, der ihm deswegen gemacht worden ist, durfte er sich gern als eine ungewollte Anerkennung seiner Arbeitsweise gutschreiben, und die Wissenschaft kann nur dankbar sein, daß er von solchen Verständnislosigkeiten unbekümmert seinen Weg gegangen ist. Daß weder die finnische noch irgendeine andere Schule der Märchenforschung diesen größten Kenner des Märchens für sich ganz in Anspruch nehmen kann, ist der beste Beweis dafür, wie notwendig ein so wirklich *sine ira et studio* geschriebenes Grundwerk war.

Es ist bekannt, daß von den heutigen Vertretern der Volkskunde nicht wenige das gesamte Volksgut, geistiges wie gegenständliches, von einem vollkommen anderen Blickpunkt aus betrachten, indem sie als eigentlichen Gegenstand der Forschung nicht das Objekt an sich, sondern nur den Menschen, und zwar vor allem den Menschen der Gegenwart, in seinem Verhältnis zum Objekt gelten lassen. So interessiert sie beim Märchen vorzugsweise die sprachliche und motorische Form, in der es erzählt wird, der Gemeinschaftskreis, in dem es sein Leben führt, die Stimmung, in der es gedeiht und die es bei den Zuhörern erzeugt, die Persönlichkeit des Erzählers, seine mehr oder weniger selbstschöpferische Rolle, sein Verhältnis zur mündlichen Überlieferung oder zur gedruckten Vorlage. Es ist keine Frage, daß diese biologische, soziologische und psychologische Betrachtungsweise in der Volkskunde allzu lange vernachlässigt worden ist. Wenn die Volkskunde wirklich die Wissenschaft vom Volke sein will, so muß sie alle jene Lebensbedingungen und Lebensformen des Volksgutes mit größter Sorgfalt und auf allen Forschungswegen festzustellen bemüht sein; sie muß vor allem Arbeit im Gelände tun und selbst unter das Volk gehen. Bolte hat wohl niemals ein Märchen oder ein Volkslied persönlich aufgenommen, und seine langen Variantenreihen mögen gewiß nicht so kurzweilig sein wie die Platten und Filme, auf denen heute lebendige Volkserzählung eingefangen wird. Es wäre aber höchst ungerecht und wieder eine Einseitigkeit, wenn man seine philologisch gerichtete Stoffforschung in ihrem volkskundlichen Werte deswegen herabsetzen wollte. Nie kann die Volkskunde diese Methode entbehren, gerade heute nicht, wo ihr die Verfolgung volkskundlicher Erscheinungen bis in die ältesten Zeiten zur Pflicht geworden ist. Wer richtig zu lesen versteht, vor dem verlieren auch die Übersichten der Varianten und Motivreihen ihre Trockenheit. Aus den Umformungen, die ein Erzählstoff, ein Liedertext, in einer bestimmten Zeit oder in einem bestimmten Raum erfahren, läßt sich oft genug der Geist der Zeiten ablesen, auf denen sich die Gegenwart aufbaut und ihre Deutung erhält. Ihn zu erkennen, heißt gewiß auch Ahnenerbe ehren! — Ohne große Worte davon zu machen, hat Bolte stets die Unerläßlichkeit der historisch-philologischen Methode für die Volkskunde vertreten und ist unbekümmert auf dem seiner Art gemäßen Wege der Forschung weiter-

gegangen, ohne je die Berechtigung und Wichtigkeit jener modernen Einstellung zu verkennen.

Als Ergänzungen zu den „Anmerkungen“ sind die „Deutschen Märchen aus dem Nachlaß der Brüder Grimm“ zu erwähnen (594, 598, 605), die zwar in der Hauptsache im 3. Band der Anmerkungen (S. 490ff.) wieder abgedruckt wurden, aber außer den näheren Fundumständen noch mancherlei Erweiterungen bringen, z. B. die lange italienische Ballade von der gefangenen Sultanstochter Stellante Costantina, lateinische Erzählungen vom dankbaren Toten, ferner Singweisen des Liedes im Märchen vom gefangenen Grafen, das Meisterlied vom Grafen Alexander (vgl. dazu ZVVK 3, 61. 462) u. a. m. Diese Nachlaßmärchen erschienen 1918 in einer nur in 260 Exemplaren gedruckten Bibliophilenausgabe mit Radierungen von Marcus Behmer (30). Wertvolle Erweiterungen und Ergänzungen zu den „Anmerkungen“ bringen ferner u. a. die Aufsätze BB Nr. 485 zu BP 3, 297; 493 zu BP 1, 377; 504 zu BP 3, 355; 507 zu BP 1, 29; vgl. ferner das Register der BB unter „Märchen“.

Noch kürzer als die Würdigung von Boltes Märchenarbeiten kann der Blick auf seine Forschungen zum deutschen Volksliede sein, die mit jener methodisch in engstem Zusammenhang stehen. Sie erstrecken sich inhaltlich auf alle Gattungen, vom historischen Lied, Gesellschaftslied und Liebeslied über das Soldaten- und Studentenlied bis zu den Kinderreimen und sind, abgesehen von seiner als besonderes Buch veröffentlichten Sammlung „Der Bauer im deutschen Liede“ (5), in zahlreichen Aufsätzen niedergelegt. Wenn auch in Boltes volkskundlichem Schaffen das Märchen an erster Stelle steht, so war ihm die Arbeit am Volkslied doch mindestens ebenso stark ans Herz gewachsen; vereinigte sich doch in ihr aufs glücklichste das germanistische und das volkskundliche Element seiner Forschung; auch konnte er für dieses Gebiet noch stärker als für das Märchen den Ertrag seiner Quellenstudien auswerten und das Stoffmaterial und die Motivgeschichte des deutschen Liedes durch zahlreiche und wertvolle neue Funde aus alten Drucken und Liederhandschriften bereichern. Wir stehen heute noch mitten in der systematischen Erforschung des deutschen Volksliederschatzes, die weit mehr als das Märchen die Kräfte eines einzelnen übersteigt. Das „Deutsche Volksliedwerk“, das durch das Deutsche Volksliedarchiv unter Leitung von John Meier bearbeitet wird und berufen ist, den Erk-Böhme zu ersetzen, zeigt in den bisher erschienenen Lieferungen bereits, welche Fülle von Arbeit hier zu leisten ist. Boltes Forschungen, die sich nicht auf die Mitteilung der Texte und ihrer Varianten, und die Verfolgung stilistischer und inhaltlicher Motive beschränkt, sondern oft auch für die Melodien Nachweise bringt, werden für dies entstehende Grundbuch des deutschen Volksliedes von größtem Wert sein, und mit Recht ist der 1. Band des „Jahrbuchs für Volksliedforschung“, das vom DVA im Zusammenhang mit jenem Großwerk herausgegeben wird, neben Max Friedlaender unserem Johannes Bolte als den Meistern deutscher Volksliedforschung zugeeignet.

Von besonderer Wichtigkeit sind die „Beiträge zum deutschen Volkslied“, die nach und nach in der Zeitschrift für Volkskunde erschienen und nach Abschluß mit der hundertsten Nummer mit einem besonderen Register und Nachträgen versehen wurden (511, 518, 522, 537, 547, 568, 602, 611, 640, 648, 657, 660). In vielen Fällen werden hier an die Mitteilung der Texte ausführliche Inventare der deutschen und

ausländischen Fassungen und text- und motivgeschichtliche Untersuchungen an-
geknüpft, ganz nach dem Schema der Märchenanmerkungen, vgl. z. B. die Behand-
lung des Liedes „Es wollt' ein Jäger jagen“ (611). Sehr wertvoll für die Textgeschichte
sind ferner die Aufsätze über Liederhandschriften (86, 94, 115, 123, 133, 327, 349,
484, 486, 487, 581) und über Kestners Liedersammlung (593, 601, 631). Auch das
Vorkommen deutscher Lieder im Auslande behandelte Bolte, so in Dänemark (278,
411) und in Schweden (467), anderseits holländische Lieder auf Friedrich den
Großen (282), alte flämische (29) und italienische Lieder (509). Zu dem Neudruck
von Nicolais Almanach schrieb er ein feines und gerechtes Nachwort (31) und ver-
öffentlichte neues Material über Jacob Grimm als Volksliedsammler (347). Damit
sind nur einige der bedeutendsten Liederaufsätze Boltes herausgehoben; die Bolte-
Bibliographie zählt deren im ganzen 122 auf. Von den nach 1933 erschienenen
Arbeiten sei nur noch „Die Urfassung des Preußenliedes“ (Zeitschrift des Vereins für
die Geschichte Berlins 1935, 11—13) genannt.

War Boltes Märchenforschung ausschließlich historisch-philologisch ein-
gestellt, so kam seine Kenntnis des Volksliedes auch dem lebendigen Volks-
gesang zugute. Als auf Veranlassung Kaiser Wilhelms II. unter dem Vor-
sitz des Freiherrn Rochus von Liliencron ein Volksliederbuch für Männer-
chor in Angriff genommen und unter Max Friedlaenders Leitung ein
Arbeitsausschuß dafür zusammengestellt wurde, veranlaßte Erich Schmidt,
daß Bolte im Jahre 1904 in diesen berufen wurde. Während dem mit ihm
befreundeten Musikforscher die Bearbeitung des musikalischen Teiles zu-
fiel, hat Bolte die Hauptarbeit für die Sichtung und Feststellung der Texte
geleistet (46). Seine Freude an dem Gelingen dieses echt volkstümlichen
Werkes war ebenso groß wie sein Stolz, als er als Gast des Kaisers an dem
großen Sängerfest in Frankfurt im Jahre 1913 teilnehmen durfte. Auf
das Männergesangbuch folgte 1915 das Volksliederbuch für gemischten
Chor, an dem Bolte wieder mitarbeitete (47). Es war keine kleine Arbeit,
mußten doch nicht weniger als 20000 Lieder durchgesehen werden! Als
Mitglied der Volksliedkommission wirkte Bolte auch sonst mit für die Ver-
breitung des deutschen Volksliedes in mustergültigen und künstlerisch
geschmückten Liederheften, besonders an den reizenden 4 Heften „Alte
und neue Lieder mit Bildern und Weisen“, die 1916 erschienen und 1926
um 4 weitere Hefte vermehrt wurden (48). Noch im letzten Jahre des
Krieges gab er zusammen mit Friedlaender die Sammlung „Heimat-
klänge“ (49) heraus, die es unseren Kriegsgefangenen ermöglichten, des
fernen Vaterlandes im Gesange deutscher Lieder zu gedenken. Als schließ-
lich in der Nachkriegszeit das vierbändige Liederbuch für Schulen ge-
schaffen wurde, hat Bolte wiederum mitgearbeitet (Nachtrag zur BB,
unten S. 219, Nr. 1300). So lebt sein Wissen und Schaffen fort, solange
diese, heute in zahllosen Exemplaren verbreiteten Liederbücher von deut-
schen Chören benutzt werden, und je weniger seines Namens dabei ge-
dacht wird, um so mehr entspricht dies seiner Art und dem Lebensgesetz
des volkstümlichen Liedes.

Weitaus die meisten von Boltes Aufsätzen erschienen in der 1891 von
Karl Weinhold begründeten Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, seit
1929 Zeitschrift für Volkskunde. Vom 3. Jahrgang an bis zu dem letzten
Hefte, das erst nach Boltes Tod erschienen ist, sind in ihr an 200 größere

und kleinere Beiträge und an 500 Rezensionen von ihm veröffentlicht worden, dazu mindestens ebenso viele kurze Bücheranzeigen. Ein umfangreiches Manuskript, das er noch kurz vor seiner letzten Erkrankung abgeschlossen hatte, harrt noch des Abdrucks (s. u. S. 220, Nr. 1321), und wenn das gleiche von Bücherbesprechungen nicht gilt, so liegt dies an der bewunderungswerten Schnelligkeit, mit der er alle von ihm übernommenen Rezensionen erledigte. Als Karl Weinhold im Jahre 1902 starb, wurde Bolte die Herausgabe der Zeitschrift übertragen, die er von 1902 bis 1910 geführt hat. Wer es weiß, wieviel zeitraubende Kleinarbeit mit der Herausgabe einer Zeitschrift verbunden ist, begreift es kaum, wie Bolte neben seiner sonstigen Betätigung diese neue Last so lange hat tragen können. Auch als er sie auf jüngere Schultern gelegt hatte, blieb er der Zeitschrift treu und ein nie versagender Helfer und Berater seines Nachfolgers.

Überblickt man die lange Reihe seiner Zeitschriftenaufsätze, so fällt einem die Vielseitigkeit der Themen auf. In der Tat: wenn Bolte in seinem volkswissenschaftlichen Schaffen auch vorzugsweise dem Märchen, dem Volkslied und anderen mündlichen Volksüberlieferungen zugewandt war, so greifen seine Forschungen doch auf zahlreiche andere Gebiete über und zeichnen sich auch hier durch eine meisterhafte Beherrschung des gesamten Materials aus. So lieferte er für viele Fragen des Brauchtums und des Volksglaubens grundlegende historische Übersichten, vor allem für das Kinderspiel, ferner für den Volkstanz, Wetterregeln und andere abergläubische Vorstellungen, für Punktier- und Losbücher und vieles andere mehr. Nur die sachliche Volkskunde ist so gut wie unberücksichtigt geblieben, und auch für die Volkstumsgeographie hat Bolte keine Beiträge geliefert, wenn er auch zu den Vorberatungen für den Atlas der deutschen Volkskunde mit herangezogen wurde.

War Bolte schon von seinen Anfängen an der Volkskunde zugetan gewesen, so mußte ihn die Berufung Karl Weinholds nach Berlin unwiderstehlich und endgültig dieser jungen Wissenschaft zuführen.

Dem von Weinhold 1890 zugleich mit der ZVfVk gegründeten Berliner Verein für Volkskunde trat Bolte bald als Mitglied bei, wurde später auch in den Vorstand gewählt, und als Weinholds Nachfolger im Vorsitz, Max Roediger, im Jahre 1918 verstarb, war es selbstverständlich, daß er die Leitung übernahm. Erst im Januar 1930 bat er darum, sich wieder auf die ruhigere Stellung des 2. Vorsitzenden zurückziehen zu dürfen. In dieser ganzen Zeit hat er die mit der Leitung des Vereins verbundene Bürde willig getragen, obwohl die Nöte der Nachkriegszeit oft genug für seine kleine Gefolgschaft fast unerträglich wurden. Nie versagte auch in dieser Stellung seine Treue und Pflichterfüllung, sei es in der Gewinnung von Vortragenden, sei es im Halten von eigenen Vorträgen. Die Verehrung, die ihm von allen Mitgliedern entgegengebracht wurde, die Freundschaften, die sich in diesem Kreise knüpften, waren sein schönster Dank und Lohn. Als Ehrenvorsitzender der Gesellschaft für deutsche Volkskunde, die 1934 mit verändertem Namen, aber unveränderten Zielen an die Stelle des alten Vereines trat, hat er zwar keine Vorträge mehr gehalten, aber fast bei keiner Sitzung gefehlt.

Überschaut man die Überfülle all dieser Arbeiten, von der wir nur das Wichtigste hervorheben konnten, bedenkt man ferner, daß Bolte einer großen Zahl von wissenschaftlichen Vereinen, später auch der Akademie der Wissenschaften, angehörte, deren aller Sitzungen er fast ausnahmslos regelmäßig besuchte, daß er lange Jahre im Kirchenrat seiner Gemeinde saß und Abgeordneter für die Stadtsynode war, daß er sich bis in sein 75. Lebensjahr mit der Verwaltung seines von vielen Mietsparteien bewohnten Hauses abplagen mußte, so fragt man sich immer wieder, wie Bolte es möglich machte, neben alledem auch die Pflichten seines Schulamtes zu erfüllen.

Daß Bolte nicht nur Forscher und Gelehrter, sondern auch Schulmann war, ist vielleicht manchem von den vielen, die ihn nur aus der Ferne und durch wissenschaftliche Beziehungen kannten, überhaupt unbekannt gewesen. Aber auch wer ihm näher stand, kam nur zu leicht in die Versuchung, diese Tatsache zu übersehen. Und doch wird man ihm nicht gerecht, wenn man nur mit einem Seitenblick an diesen 42 Jahren seines Schuldienstes vorübergeht, und man würde damit auch nicht in seinem Sinne handeln. Gewiß — man kann es bedauern, ja, als eine Kurzsichtigkeit der entscheidenden Stellen ansehen, daß ein Forscher seines Ranges von seinem 23. bis zu seinem 65. Lebensjahr einen nicht geringen Teil des Tages damit zu verbringen hatte, die Söhne des Berliner Ostens in Deutsch, Lateinisch, Religion, Hebräisch, Geschichte und Erdkunde zu unterrichten, es mag einen fast grotesk anmuten, wenn Bolte in seinen eigenen Lebensaufzeichnungen vermerkt, daß er allmählich „bis zum Ordinarius der Obertertia aufgestiegen“ sei, oder wenn einem Manuskriptblätter von ihm in die Hand fallen, die auf die Rückseite von Entschuldigungsbriefen, Arrestzetteln oder Strafarbeiten fauler Schuljungen geschrieben sind. Ihm war es nicht, wie seinem Kollegen am gleichen Gymnasium Hermann Diels, beschieden, nach verhältnismäßig kurzer Lehrtätigkeit das Schulkatheder mit dem Lehrstuhl an der Universität zu vertauschen oder an eine Arbeitsstelle versetzt zu werden, die es ihm ermöglicht hätte, ganz der Forschung zu leben. Wohl wurde er nach 25jähriger ununterbrochener Schultätigkeit einmal (WH 1907/08) für ein halbes Jahr und gegen Ende seines Dienstes (1921/22) sogar für ein ganzes Jahr zwecks wissenschaftlicher Arbeiten beurlaubt, doch was will diese auf besondere Bitte und eigene Kosten gewährte Befreiung von 3 Semestern gegenüber 81 Semestern Schuldienst besagen? An dem späten Erscheinen des 3. Bandes der Märchenanmerkungen war diese Überbelastung nicht unbeteiligt, wie aus Boltes eigenen Aufzeichnungen hervorgeht. Vermehrt wurde seine berufliche Arbeitslast noch durch die Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Höhere Lehrfach von 1914 bis 1927. Zeitweise (1914/15) war er auch Mitglied der Prüfungskommission für Oberlehrerinnen und von 1920 bis 1925 sogar Beisitzer der Film-Oberprüfungsstelle. Von 1918 bis 1921 war er mit literaturgeschichtlichen Vorlesungen an der Hochschule für Musik beauftragt, die einzige akademische Lehrtätigkeit, die er jemals ausgeübt hat, weshalb er an ihr mit besonderer Liebe hing. Doch auch jene

Nebenarbeit in den Prüfungskommissionen, die allein schon durch die weiten Entfernungen sehr zeitraubend war, trug er unverdrossen und wußte, wie er schreibt, selbst daraus Anregungen zu ziehen.

Vollends fehl aber geht man, wenn man annimmt, daß Bolte seine Berufstätigkeit im Schuldienst als lästige Fessel empfunden hätte. Er sprach nur selten von ihr, aber sie war ihm fest ans Herz gewachsen. Daß er seine Amtspflichten sorgfältig erfüllte, ist selbstverständlich. Aber er erfüllte sie auch gern und machte sein umfassendes Wissen dem Unterricht der Jugend dienstbar. Er war auch in der Schule kein Blender, auch nicht das, was man eine glänzende Lehrerpersönlichkeit nennt, kein Zauberer, dem alle Herzen zufliegen und alle Köpfe geöffnet sind. Trotzdem werden doch manche seiner Schüler hinter der schlichten Form seines Vortrags und der Strenge, mit der er von ihnen die gleiche Gründlichkeit und Pflichterfüllung forderte, die sein Lebensgrundsatz war, die Güte und Wärme seines Herzens gespürt haben. Denn er liebte die Jugend, auch die ganz Jungen. Als er sich im Jahre 1933 wegen eines Armbruchs für 2 Wochen ins Krankenhaus begeben mußte, teilte er sein Zimmer mit einem sechs-jährigen Jungen, und es war rührend, wenn er erzählte, daß der kleine Manfred nicht satt geworden wäre, sich von ihm — Märchen erzählen zu lassen, besonders das Grimmsche Märchen von der Nähnadel, weil den Kleinen eben eine Verletzung mit einer Nähnadel ins Krankenhaus gebracht hatte. Und als er 1936 nach einem erneuten Armbruch zur Erholung bei einer jüngeren Verwandten weilte, die in Schleswig ein Kinderheim leitete, wohnte der Achtundsiebzigjährige mitten unter den Kleinen und zeigte mir schmunzelnd Bilder, die ihn zusammen mit einer, wie er selbst sagte, sehr krummbeinigen, aber besonders zärtlichen kleinen Freundin zeigte. Lieb war ihm die Schule auch wegen der freundschaftlichen Bande, die ihn hier mit nicht wenigen seiner Amtsgenossen verbanden, Männern, wie Böttcher, Kinzel, Löschhorn, Droysen, Henrici, deren Namen in der Wissenschaft einen guten Klang hatten, ebenso wie die seiner Direktoren Ludwig Bellermann und Eduard Wellmann. Mit Recht war seine Schule stolz darauf, einen Gelehrten seines Ranges zu den Ihrigen zu zählen. Als er 1923 nach Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt wurde, war es für ihn trotz der Aussicht auf größere Freiheit kein leichtes Scheiden, und wie sehr er an seiner Schule und an seinem Lehrerberuf hing, zeigte mir eine unvergeßliche Szene: es war an Boltes 70. Geburtstag, als sich eine große Anzahl von Gratulanten und Abordnungen bei ihm einfand, darunter auch der damalige Direktor seines Gymnasiums. Bolte antwortete auf jede Ansprache besonders, und als er dem Vertreter seiner Schule für seine Glückwünsche und Blumen dankte, sagte er, er wisse zwar, daß er ein recht schlechter Lehrer gewesen wäre, aber sein Lehrerberuf sei ihm doch stets besonders lieb und wert gewesen. Und das war die einzige Ansprache an diesem Tage, bei der ihn die innere Bewegung übermannte, so daß er vor Tränen nicht weiter sprechen konnte.

Über das gesamte Schaffen Boltes gibt die Bibliographie Auskunft, die bei Gelegenheit seines 75. Geburtstages veröffentlicht wurde. Es wäre kaum möglich gewesen, alle seine Veröffentlichungen zusammenzubringen — verteilen sich seine Aufsätze doch auf 75 verschiedene Zeitschriften — wenn er nicht auch hierfür seine eigene Mitarbeit zur Verfügung gestellt hätte. Seine selbständigen Darstellungen und Ausgaben beliefen sich damals auf 39, seine Aufsätze auf 681, seine Literaturberichte und Rezensionen, von denen, soweit sie in der ZfVh erschienen waren, nur die wichtigsten aufgenommen wurden, auf 612; im ganzen sind es 1298 Nummern. In dem Vorwort zu dieser Bibliographie wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die Zahl der Nachträge noch recht groß werden möge. Und in der Tat: schon in der Zwischenzeit zwischen dem Druck und der Überreichung der Festgabe erschienen mehrere weitere Veröffentlichungen Boltes, und in den knapp 5 Jahren, die ihm noch beschieden waren, vermehrte sich die Anzahl noch bedeutend, so daß sich die Gesamtzahl seiner Veröffentlichungen ohne die kleineren Buchanzeigen auf rund 1400 beläuft (vgl. den Nachtrag zur BB, unten S. 219ff.). Diese Zahlen legen nicht nur Zeugnis ab für Boltes bis in die allerletzte Zeit unermüdliche Schaffenskraft, sondern sie beleuchten auch nur allzu deutlich die Lücke, die sein Scheiden gerissen hat. Besonders schmerzlich ist das Abreißen der Fäden, die in seiner Person die deutsche Forschung mit der des Auslands verknüpften. Durch persönliche Fühlungnahme auf seinen vielen Reisen und seine Teilnahme an Tagungen sowie durch einen sehr umfangreichen Briefwechsel war er mit zahlreichen hervorragenden Fachgenossen des Auslands in Verbindung getreten, so daß er nicht nur durch seine Werke ein Gelehrter von einer internationalen Geltung wurde, wie sie keinem anderen zeitgenössischen Volkskundler zuteil geworden ist. Besonders eng waren die Beziehungen zu den nordischen Forschern, aber auch sonst überall in Europa hatte sein Name einen guten Klang, und unter den wissenschaftlichen Gesellschaften, die ihn zum korrespondierenden Mitglied oder zum Ehrenmitglied ernannten, befinden sich nicht wenige ausländische. Auch die deutsche Wissenschaft ehrte ihn und zeichnete ihn durch Ehrenmitgliedschaften usw. aus; bereits 1914 wurde er korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft, und im Jahre 1923 wurde ihm die höchste Ehre zuteil, die Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften, die ihn schon 1920 durch Verleihung der Leibniz-Medaille geehrt hatte und ihm zu seinem 50. Doktorjubiläum eine Adresse widmete, die in knapper Form sein gesamtes wissenschaftliches Werk zusammenfaßt und zum Schluß bekennt, daß die Akademie stolz darauf sei, ihn zu den Ihrigen zu zählen. Dagegen ist es kein Ruhm für die reichs-deutschen Universitäten, daß sich auch bei jener Gelegenheit keine fand, die ihm das Ehrendoktorat verlieh, nur die Danziger Technische Hochschule hat ihn 1929 zum Ehrendoktor der technischen Wissenschaften ernannt!

Boltes Berufung in die Akademie erfolgte ein halbes Jahr vor seinem Scheiden aus dem Schuldienst. Die Jahre unmittelbar vorher hatten ihm durch die hoffnungslose Erkrankung seiner Tochter, des einzigen ihm am

Leben verbliebenen Kindes, und durch den Tod seiner Gattin schweres Leid gebracht. Er hatte sie aus einem pommerschen Pfarrhause heimgeführt und 30 Jahre lang mit ihr in glücklichster Ehe gelebt. Von grazilem und schwächlichem Körper war sie stark im Glauben und in der Liebe. Für alles Geistige aufgeschlossen und künstlerisch begabt lebte sie mit ihm in seiner Welt und bereitete sein Haus zu einer Stätte edler und froher Geselligkeit. Sein Schmerz um ihren Verlust war tief, und ergriffen liest man in seinen Lebensaufzeichnungen, die im übrigen chronikartig nur die Begebnisse aufzählen, eine ausführliche Schilderung seiner Ehe und eine liebevolle Charakteristik der Heimgegangenen. Die 17 Jahre, die er sie überlebte, machten ihn zwar nicht zum Einsiedler, aber man hatte doch das Gefühl, daß es eigentlich nur die mit doppelter Energie fortgeführte Arbeit war, die ihm über den Verlust von Frau und Tochter hinweghalf. Er selbst war, entgegen seiner äußeren Erscheinung, von einer zähen Gesundheit — vielleicht ein Erbteil seiner niedersächsischen Ahnen. Erst in der allerletzten Zeit klagte er bisweilen darüber, daß sich die Erscheinungen des hohen Alters meldeten, das Nachlassen seines sonst nie versagenden Gedächtnisses und der geistigen Spannkraft. Gleichwohl sah ihn bis zuletzt jeder Tag am Schreibtisch oder in der Staatsbibliothek, und seine letzte Erkrankung traf ihn unmittelbar bei den Vorbereitungen zu einer Reise nach Wolfenbüttel, wo er, wie oft schon, die Schätze der Bibliothek durchforschen wollte. Vielleicht darf bei dieser Gelegenheit noch ein Wort über Boltess Arbeitsweise gesagt werden. Er kannte keinen Zettelkasten, keine sorglich geordnete Kartothek. Die einzige Stütze, die er seinem enormen Gedächtnis gestattete, waren kurze Eintragungen in seinen Handexemplaren und die Exzerpte, die die lange Reihe seiner Kollektaneenbücher füllen. Er scheute keine Mühe, die Texte zu seinen Ausgaben und Kommentaren eigenhändig zu kopieren, und verschmähte die modernen Erleichterungen der Schreibmaschine und der Photokopie.

Es versteht sich von selbst, daß auf diesen Blättern in erster Linie der Versuch gemacht wurde, das äußere Leben und das volkskundliche Lebenswerk Boltess zu schildern. Aber wir dürfen sie nicht abschließen, ohne auch seiner menschlichen Eigenschaften zu gedenken. Der Charakterzug, der schon aus dem Ton seiner Schriften spricht und jedem, der ihn persönlich kennenlernte, zuerst auffiel, war seine Bescheidenheit. Trotz der Anerkennung und Bewunderung, die seine Schriften je länger je mehr bei allen Fachgenossen fanden, trotz der Ehrungen, die ihm zuteil wurden, wollte er nie mehr sein, als ein schlichter Arbeiter an dem großen Bau seiner Wissenschaft. Er hat es immer wieder abgelehnt, Meister genannt zu werden, geschweige denn „Doktor Allwissend“, wie ihn Erich Schmidt zu bezeichnen liebte, nachdem er vorher diesen Märchentitel an Reinhold Köhler verliehen hatte. In seiner Antrittsrede bei der Aufnahme in die Akademie sagte der 65jährige Bolte: „Wenn ich an diesem festlichen Tage dem alten Brauche der Akademie folge, nach dem jedes neu eintretende Mitglied über seinen wissenschaftlichen Entwicklungsgang zu berichten hat,

so tue ich das mit einem Gefühl begreiflichen Zagens, denn ich vermag nicht, von wichtigen Forschungsergebnissen zu reden, sondern nur von geduldiger Kleinarbeit, von der Zurichtung einiger Bausteine, die andere zur Aufführung eines vollständigen Gebäudes nutzen mögen.“ Die Bescheidenheit, die sich in diesen Worten ausspricht, verbot es ihm auch, auf die Arbeit der anderen herabzusehen, wenn sie nur gründlich und ehrlich war wie seine eigene. Nie hütete er argwöhnisch die Schätze seines Wissens, sondern er war stets bereit, seine Zeit zu opfern, um anderen zu helfen und Auskunft zu geben. Denn ebenso groß wie seine Bescheidenheit war seine Herzensgüte. Er suchte in jedem Menschen und in jedem Werk das Gute und erkannte es an, selbst wenn es von allerlei Schwächen verdunkelt war. Stümper und Blender lehnte er ruhig und sachlich ab, aber Gehässigkeit, ja auch nur Schärfe und Ironie war seinem Urteil fremd. Wer mit ihm freundschaftlich verkehren durfte, dem erschloß sich die ganze Wärme und Liebenswürdigkeit dieses Mannes, den sich so viele Fernerstehende als einen trockenen Schreibtischmenschen vorgestellt haben. Er war keine Wagner-natur, daß er sich nur in seinem Studio unter seinen Bücherschätzen wohlfühlt hätte. Das Wandern in der freien Natur und der Genuß edler Kunst, vor allem der Musik, waren ihm stets ein Lebensbedürfnis, und seine Notizen berichten auch von leichteren Ergötzungen, von Kino- und Zirkusbesuchen und dergleichen. In größerer Öffentlichkeit zurückhaltend und fast schüchtern, ging er im engeren Freundeskreise aus sich heraus, freute sich, wenn um ihn alles fröhlich war, und machte dann auch gern praktischen Gebrauch von seiner verblüffenden Kenntnis von allerlei Schwänken und Schnurren.

Alle Wesenszüge Boltes, seine Unverzagtheit und Fröhlichkeit, seine Treue und Güte, seine Demut und seine Stille, hatten ihren letzten Grund in seiner tiefen Frömmigkeit. In der religiösen Atmosphäre seines Vaterhauses aufgewachsen, dann lange Jahre an der Seite einer Gattin mit starkem religiösem Eigenleben, geprüft durch schwere Schickungen, hatte er sich sein kindlich frommes Gemüt bis zuletzt bewahrt. Wohl beteiligte er sich auch am kirchlichen Leben, dessen Probleme ihn gerade in den letzten Zeiten tief bewegten, doch trug er sein Bekenntnis nicht auf den Lippen, ebensowenig wie die warme Liebe zu seinem deutschen Vaterland, dessen Aufstieg, Zusammenbruch und Neugeburt er mit ganzer Seele miterlebte, und dem er durch die Erforschung des deutschen Geisteslebens und Volkstums an seinem Teile freudig und gern gedient hat.

So steht er vor uns in Schlichtheit und Güte, als Gelehrter wie als Mensch aller Verehrung und Liebe wert. Eine ausländische Freundin hat einmal gesagt, er verdiene, wie der große französische Gelehrte Littré, die Bezeichnung eines „saint laïque“, und einer von Boltes besten Freunden hat ihr darin beigestimmt. Wir glauben, daß er solche weltliche Heiligsprechung ebenso abgelehnt haben würde wie den „Doktor Allwissend“. Diesen freilich noch viel mehr, denn er kannte ja das Grimmsche Märchen, das unter dieser Überschrift geht, und seinen Helden, den dummschlauen und hab-

gierigen Patron, der mit einem Abc-Buch, einem prahlerischen Aushängeschild und durch ein paar aufgefangene Brocken zu unverdienter und erborgter Berühmtheit kommt. Freilich — den Meistertitel lassen wir uns von seiner Bescheidenheit nicht abstreiten. Denn wer so sicher Echt und Unecht zu scheiden vermag, so vertraut ist mit den Stätten, an denen das festeste Gestein und das edelste Gold zu finden ist, wer so in Sorgfalt, Fleiß und Liebe mit dem großen Werk verbunden ist, für das er schafft, wer so wenig mit seinem Wissen geizt und seinen Gesellen und Lehrlingen so freundlich weist, wie sie es anstellen müssen, der ist ein Meister und kein Kärchner und Handlanger. Ein Meister der guten, alten Art, auf die man sich verlassen kann, und deren Treue erst den stolzen Bau ermöglicht und trägt, den die großen Planer und Künstler errichten mögen.

Vor seine Lebenserinnerungen hat Bolte folgende Worte gesetzt: „Die Grenzen meiner Begabung habe ich bald erkannt; doch tröstete mich ein Wort Geibels, das er mir 1875 auf meine Bitte um ein Autogramm zusandte:

Laß dich nicht irren von Kritikastern,
Und wie du bist, so gib dich ganz!
Trägst du nicht Rosen, so trägst du A stern,
Sie finden wohl auch ihre Stell' im Kranz.“

Treu sich selbst, seinem Werke und seinen Freunden, treu seinem Glauben und seinem Vaterlande, so hat er sein langes Leben geführt, bis ein sanfter Tod den Redlichen aus seiner rastlosen Arbeit zur ewigen Ruhe führte. Wenn wir ihn schon mit einem Namen nennen wollen, der aus seinem geliebten Märchenbuch genommen ist, so war er uns der „Treue Johannes“, und wenn wir sein Andenken in Dankbarkeit und Liebe bewahren und, soviel wir können, nach seinem Vorbild und in seinem Sinne weiterarbeiten wollen, so wollen wir tun wie die Königin am Schluß jenes Märchens und sprechen:

„Wir sind's ihm schuldig wegen seiner Treue!“

Ein Vexiermärchen aus San Marino.

Von Walter Anderson, Dorpat.

Die unten abgedruckten 30 Fassungen eines kurzen italienischen Vexiermärchens stammen aus meiner handschriftlichen Sammlung sanmarinesischer Volksüberlieferungen, die 742 Manuskripte mit insgesamt 3128 Seiten enthält; diese Manuskripte sind in den Jahren 1925—1929 von 644 Mitarbeitern (fast ausnahmslos Schulkindern) niedergeschrieben worden, und zwar meistens im Schulzimmer unter meiner persönlichen Leitung¹⁾.

Die erwähnten 30 Fassungen verteilen sich auf vier Elementarschulen:

¹⁾ Vgl. W. Anderson, *Novelline popolari sammarinesi I—III*, Tartu (Dorpat) 1927. 29. 33 (= *Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis [Dorpatensis]* B X 5. XIX 3. XXXI 2). Diese drei Hefte enthalten 118 Volkserzählungen.

Ca-Berlone (= CB, $1\frac{1}{2}$ km W von dem Regierungspalast der Hauptstadt) — 1, Fiorentino (= F, 3 km S vom Rp.) — 3, Borgo (= B, Vorort der Hauptstadt, $\frac{1}{2}$ km N v. Rp.) — 3 und Serravalle (= S, $4\frac{1}{2}$ km NNO v. Rp.) — 23¹⁾.

Der Abdruck der meistens sehr ungeschickt geschriebenen Texte ist diplomatisch getreu. Außer CB 1, B 3 und S 13 sind alle Texte im romagnolischen Dialekt abgefaßt, den die Kinder zwar zu sprechen wußten, aber niemals zu schreiben gelernt hatten, und dem sie nun recht hilflos gegenüberstanden, sodaß ihre Aufzeichnungen bisweilen einen rebusartigen Eindruck machen. Man beachte auch, daß dieser Dialekt im Gebiete der Republik mundartlich stark schwankt — nicht nur von Ort zu Ort, sondern manchmal auch von Familie zu Familie und von Generation zu Generation.

Bei jedem Text gebe ich: 1. die Sigle (abgekürzter Name der Schule und Nummer), 2. die Nummer des Originalmanuskripts und des darin enthaltenen Textes, 3. den Namen des Aufzeichners, 4. die Schulklasse, 5. das Alter, 6. den Wohnort (W) und 7. den Geburtsort (G) des Aufzeichners²⁾, 8. das Aufzeichnungsdatum.

CB 1 (Ms. 337, 1). Marino Debigi, II, 9 J. (W: Monte Cucco, G: Santa Mustiola). 25. 6. 27.

Una sorlina [?] spazzava una acasa [!] a trovato quattro soldi acomperato ...

F 1 (Ms. 315, 1). Ottavio Leoni, III, 10 J. (WG: F). 24. 6. 27.

U iera tre baganein i sciameva un megri un gras un coda vinso megri cha tvoi pitne an pos amni cha so trop megri vinso gras cha tvoi pitne am pos amni cha so trop gras chu mu sciameva coda un stron giò per la tu gola.

F 2 (Ms. 317, 1). Rina Zavoli, III, 10 J. (W: F, G: Venedig). 24. 6. 27.

Uiera una volta una dona che la spazzeva la chesa e la ia trov trè sold e la ia compri trè baganein oun usciamewa megri un gras un coda e la dona la giva sempre vin sò megri cat voi pitne «an pos mni sò cha sò trop megri. «vin sò gros [!] cat voi pitne an pos mni sò cha sò trop gros [!]. e clelt comus ciameva coda u stronz sla tu gola.

F 3 (Ms. 657, 1). Ada Ceccoli, II, 9 J. (WG: F). 1. 7. 29.

U iera una volta una buradlena cla spazzeva la casena la trovo tre ciantisnei [!] là cunpre tre baganen Un usciamewa gras Un megre un cuden tenti in ment cuden vinzo megri an pose niso ca so tropo megre ven su gras an pos ni su ca so trop cras. cun uciameva chel (Cuden) Elza la coda besia e culacien.

B 1 (Ms. 673, 2). Natalina Bianchi, III, $8\frac{1}{2}$ J. (WG: B). 1. 7. 29.

Uire una volta una burdlena cnina cnina la spasesa [!] una cisen la ia trued tre centismen la ia cumpred tre baganen ma on la ia mes nom megre ma on gras. e on cudin. Megre ven su che at vuoi lave an pos vni su che a so trop megre gras ven su che at vuo pitne an pos vni su che a so trop gras glelt com us cema cudin elsie la coda e bascie e culacin.

¹⁾ Alle Entfernungsangaben in diesem Aufsatz beziehen sich auf die Luftlinie.

²⁾ Monte Cucco liegt $\frac{1}{2}$ km SW, Santa Mustiola $\frac{3}{4}$ km O von Ca-Berlone; Valdragona di sopra $\frac{3}{4}$ km OSO, Verucchio (außerhalb der Republik!) 5 km NNW von der Schule in Borgo; il Poggio $\frac{1}{4}$ km N, le Tane 1 km SO, la Dogana $1\frac{3}{4}$ km NNO, al Ponte $\frac{1}{2}$ km NNO, alle cinque Vie $1\frac{1}{4}$ km O, Montegiardino $6\frac{1}{2}$ km S von der Schule in Serravalle. Die Lage von Fonte, i Casetti und Telungo (alles dicht bei Serravalle) habe ich nach der italienischen Militärkarte (1:25000) nicht feststellen können.

B 2 (Ms. 698, 1). Eleonora Taddei, III, 9 J. (WG: Valdragona di sopra). 1. 7. 29.

Era una volta una burdlianna [!] cla spazzeva un [!] cisanna [!] la trov tre suldei a compremna [!] tre baghnei chi scameva [!]: aun gras aun megre e clet cudan tanti iment cudei van su gras an pass amni che so trop gras. van su megre an pos amni che so trop megre e clet codan, esna [!] la coda e bescia colacein.

B 3 (Ms. 721, 4). Annunziata Valentini, IV, 11 J. (W: B, G: Verucchio). 1. 7. 29.

Cera una volta una vecchina che spazzava la sua casina e alzò il mattone vide sotto che ciera tre soldini, e con quelli comprò tre maialini. Uno si chiamava magro, uno grasso, uno coda e le [!] chiamava magro vieni su, non posso veniro [!] sono troppo magro, chiamò grasso vieni su non posso venire sono troppo grasso, e laltro come si chiamava? Coda.

S 1 (Ms. 128, 1). Santina Zonzini, I, 6 J. (WG: S). 20.—25. 6. 27. (Vgl. S 23!)

Uiera una volta una burdela cla spaseva una cisola la truvà tre centismoin la cumprà tre baganoin. Un us ciameva gras clet us ciameva megri un us ciameva cudoin. Vinso gras! Am pus vni casa trop gras. Viso [!] megri. Am pus avni casa trop megri. E clet cumus ciameva? Cudoin. Elzi la cauda e besi e culacioin.

S 2 (Ms. 177, 8). Leo Marino Masi, III, 8 J. (WG: il Poggio). 18. 6. 27.

Ui riera [!] una volta una vcina che landeva al marced [!] la voiva tre centismoin e la cumpre tre baghin, un u sciameva gras, un megri e un cudoin [!] ven su gras. an pos vni ca sa trop gras. ven megri an pos vni ca sa trop megri. ven su cudoin «elza la couda besci e culacin.

S 3 (Ms. 178, 9). Fortunato Merli, III, 9 J. (WG: Fonte). 18. 6. 27.

Uirea [!] una volta tre burdeli alspaceva la cisolo [!] agliatrov 3 sol un usciameva un gras un megri e un qudoi, vin so gras an pus amni che sa trop gras vin so megri am pusi [!] amni ca sa trop megri. vin so ...

S 4 (Ms. 209, 12). Italo Conti, V, 11 J. (WG: i Casetti). 18. 6. 27.

U' iera una volta do burdil i spazeva la casuloina ia trov tre ciantismoin italian e ia campri tre ciantismoin francis. e o [!] campri tre baganoin. e 1^o usciameva gras u sgan u sciameva megri e el terz usciameva cudoin; tinti imment cudoin; vinso gras, ampos amniso ca sa trop gras; vinso megri, ampos amniso ca sa trop megri; clet cume cu sciameva ... cudoin ... elza la cauda e besii e culacoin [!].

S 5 (Ms. 212, 10)¹⁾. Secondo Gatti, V, 13 J. (W: le Tane, G: la Dogana). 18. 6. 27.

U iera una volta tre burdil i spazeva la casuluina [!] ia trov' tre ciantismein italian e o [!] compri tre baganei, e 1^o us ciameva gras, u 2^o us ciameva megri, el 3^o us ciameva cudein, tinti iment cudein; vinsò gras; ampos amniso ca so trop gras; vinso megri, ampos amniso ca so trop megri. clet us ciameva ... codein ... elza la cauda e besii e culacien.

S 6 (Ms. 213, 4). Domenica Giovagnoli, V, 11 J. (WG: S). 18. 6. 27.

Uiera una volta una burdlina cla spazeva una cisulina l'à trov tre suldin la campra tre baganin, un ustiameva; megri clet gras e clet cudon. Vinso megri; ampos vni só ca sa trop megri. Vinso gras; ampos vni so ca sa trop gras. Cudón elzi la coda e besci e culacion.

S 7 (Ms. 214, 15). Gabriella Selva, V, 12 J. (WG: S). 18. 6. 27.

Uiera una volta una burdela cla spaseva una Cisola la truvà tricantismoin [!] la cumprà tri baganoin un usciameva gras; un megri e un cudoi; tinti ament cudoi! In de la ia man fura e la scira la ia ciame vinso megri anpos mni ca so trop megri; vinso gras anpos mni ca sa trop gras; clet cumè cus ciameva; cudoin; elsi la cauda e besii e culacion.

¹⁾ Wahrscheinlich ein Plagiat < S 4!

S 8 (Ms. 578, 1). Prima Berti, II, 8 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uiera una volta una burdela che la spazzeva la Cisola l'ha trov tre ciantismoin l'ha campri tre baganoin un megri un gras un cudoin vin su megri anpusmi che a sa trop megri. Vin so gras an pusmi che a sa trop gras e clelte cudoin elsci la couda e besci e culacioin.

S 9 (Ms. 591, 1). Giovannina Montanari, II, 8 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uera una volta una burdela che la spazzeva la cisola la trov te [!] ciantismoin la campri tre baganoi un uscameva [!] gras un megri e clet cudoin vin so gras an pos ni che a sa trop gras vin so megri an pos ni che a sa trop megri e clet uscameva [!] cudoin elsa la couda e besa e culacion.

S 10 (Ms. 597, 1). Ezio Selva, II, 9 J. (WG: i Casetti). 28. 6. 29.

Uera una volta una burdlina che la spaseva la cisulina la truva tri cantismi [!] la compra tri baganin un uscameve [!] grase un megri e un uscimeva [!] cudon tinti in amen cudon vin su gras an pus mini che a so tro [!] gras vin su negri [!] an pos anni che a so trop negri [!] vin so com cuscameva [!] cudon elzia la coda e besce e culacion.

S 11 (Ms. 599, 1). Lino Stefanelli, II, 9 J. (WG: Telungo). 28. 6. 29.

Spase una cisoleno trove trice cisme a compre tri bane un scamava gras megre cubu [?] visu gras non poso vinire perchè sono trop gras visu megre non poso vinire su perchè sono trop megre visu cubu [?] non poso vinire sù perchè sono top [!] cubu [?]. [Besonders wirre Aufzeichnung!]

S 12 (Ms. 600, 1). Sanzio Tonelli, II, 10 J. (WG: al Ponte). 28. 6. 29.

Iera una volta una burdlona la spazzeva la cisulini [!] la tru va [!] tre centismoin la cumpria tre baganoin un uscema grosi [!] clet usciva [!] megri...

S 13 (Ms. 604, 1). Lino Zonzini, II, 10 J. (WG: alle cinque Vie). 28. 6. 29.

Cera una bambina che spazzava una ciesolina [!] e ha trovato trè soldi ha comperato tre maiali uno grasso uno magro uno cudino vieni sù grasso non posso veni [!] che sono troppo grasso vieni sù magro non posso venire che sono troppo magro vieni sù cudino terie [!] su la coda e besii e colacion.

S 14 (Ms. 608, 3). Agata Belluzzi, III, 9 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uiere una volta una burdela cla spaseva una Cisola la truve tre ciantismoin la cumpre tre baganoin; un megri, un gras e un Cudoin. Vin so megri an pos amni casa trop megri, vin so gras anpos amni ca sa trop gras e clet cumeche us ciameva Cudoin elza la couda e besa e culacion.

S 15 (Ms. 612, 8). Pierina Berardi, III, 11 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uera una burdela chela spazzeva la Cisola la trov tri ciantismen la campri tri baganin un usciamavea megri glet gras e glet cudon elza la cauda e besi e culacie.

S 16 (Ms. 613, 1). Tarcisio Berardi, III, 11 J. (W: il Poggio, G: Montegiardino). 28. 6. 29.

Uiera una volta una burdela che la spazeva la cisola e la trued 3 centismin e la cumpred 3 baganin. un u sciameva megri, clel gras, e clel cudoi. Te tinti immen cudoi alaura cla burdela la ia det quandè cavcem [?] amni so i baghin ia det se e dap la burdela la a cmenz a ciame. Vinso megri ampus amni parchè a so trop megri. Vinso gras an pu [!] a mni so parchè a so trop gras. Vin so cudoi elza la cauda e besa eculacioin.

S 17 (Ms. 619, 13). Giuseppe Canducci, III, 9 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uiera una volta una burdela, che la spazzeva la cisola, l'ha' trov tre centismoin, la campri tre bagonoin[!], ma un la ia mes nom megri, ma clet gras e ma l'ultmi cudoin. Vin so megri an pos vni ca so trop megri, vin so gras an pus vni ca so trop gras; e clet cumus cameva [!]? Cudoin, elzi la cauda e besi e culacion.

[Ursprünglich hatte G. Canducci den Text folgendermaßen aufzuschreiben begonnen: C'era una volta una burdela cla spaseva la cisola la truve tre centesimi e le ande la cumpre tre bagnu [!], un ciameva megri clet gras clet cudoi. Vin su Megri anpos mi ca sa trop megri . . .]

S 18 (Ms. 620, 2)¹). Cafficio Casadei, III, 10 J. (W: i Casetti, G: Montegiardino). 28. 6. 29.

Uiera una volta una burdela che la spazzeva la cisola e la true 3 centismin e la cumpred 3 baganil [!] un u sciameva megri idel [!] gras e clen [!] cudoi. Te tinti immen cudoi alaura cla burdela la ia det quantè cavem amori [!] so baghin ia dot [!] se e dop la burdela la a cmnz a ciame . . .

S 19 (Ms. 625, 4). Caterina Gualandi, III, 11 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uiera Una volta una burdela che la spezeva [!] una cisola la ia tro tre cantismoï [!] la ha campri tri baganoi . . .

S 20 (Ms. 629, 4). Francesco Montironi, III, 9 J. (WG: S). 28. 6. 29.

C'era una volta una burdele [!] che la spaseva la cisolo [!] e la trova 3 centesimi ando compre tre baganoi un uciaveva [!] megri clet u sciameva graso e clet u uciameva [!] cudoi. Megri vin so an puos ami che sa trota [!] megri, gras vin so an puos ami che sa trop gras cudoi vin so an pus ami che sa prot [!] sonin [wohl: c'nòin = piccino] alzi la cauda e besci e culacioinoi [!].

S 21 (Ms. 630, 2). Alessandro Morri, III, 8 J. (WG: S). 28. 6. 29.

Uera una volta una burdela cla spazeva una cisola. La trova 3 ciantismein la cumpre tre baganein un usciameva megri clelt gras e clelt cudein. Vin so megri: An pus mniso ca so trop megri. Vin so gras: An pus mniso ca so trop gras. clelt cume usciameva cudein tira la couda e besa e culacin.

S 22 (Ms. 635, 4). Maria Rossi, III, 9 J. (W: al Ponte, G: Genua). 28. 6. 29.

Una volta una burdela che la spazeva una cisulina la ha trovov [!] tre centisumei la a campri tre bacanei un u sciameva megri un grasa [!] e un qudei elza la coda e besci e culacei.

S 23 (Ms. 642, 2). Santina Zonzini, III, 9 J. (WG: al Ponte). 28. 6. 29. (Vgl. S 1!)

Uiera una burdela la spazeva una Cisola, la truvà 3 ciantimoin [!] la cumprà 3 baganoi, un usciameva gras un megri e un cudoi. vin su gras an pus vni che a so trop gras. Vin sù megri, non pus vni che a so trop megri. E clelt cumè un [!] ciameva? Cudoin. Elzii la cauda e besci e culacion.

Das vorliegende Märchen ist in Italien zweifellos auch außerhalb San Marinos weit verbreitet und wahrscheinlich schon an verschiedenen Stellen abgedruckt worden, ohne daß ich diese Abdrucke im Augenblick nachweisen könnte (die italienische Märchenliteratur ist in den Dorpater Bibliotheken leider nur sehr lückenhaft vertreten). Es ist dies ein Formelmärchen, das zu der bekannten Gruppe der Märchen ohne Schluß gehört: Aarne-Thompson, Typenverzeichnis (FF Communications 74) Nr. 2250 „Unfinished Tales“; Stith Thompson, Motif-index of folk-literature (FF Communications 106—109. 116. 117) 5, 414 Z 12 „Unfinished tales“; A. Taylor im Handwörterbuch d. dtsh. Märchens 2, 189f. (s. v. Formelmärchen) „Märchen ohne Schluß“.

Allerdings folgt unser Märchen einem sehr eigenartigen Schema, das weder von Taylor noch von Thompson erwähnt wird, und das mir bisher

¹) Plagiat < S 16!

nur in einem tschuwaschischen Märchen aus der hschr. Sammlung von N. V. Nikol'skij in Kasan (Bd. 35, S. 233) begegnet ist (Gouv. Kasan, Kreis Spassk): Eine alte Frau hat drei Söhne: der eine heißt „Salz“, der andere „Hopfen“, der dritte „Kisip“ (= „Stock“?). Sie säen auf dem Dachboden Rüben. Wie die Rüben reif geworden sind, bittet die Mutter den Sohn namens „Salz“, ihr davon zu holen; er weigert sich: „Es wird zu regnen anfangen, und ich werde schmelzen!“ „Hopfen“ sagt: „Es wird sich ein Wind erheben und mich davontragen!“ Der Erzähler stellt sich nun, als habe er den Namen des dritten Sohnes vergessen, und fragt danach die Zuhörer; einer von den Zuhörern nennt den Namen, worauf alle übrigen über ihn herfallen und ihn schlagen, indem sie rufen: „Tit tit kisip, tit tit kisip!“

Der Leser wird natürlich fragen, wie ich dazu komme, ein so unbedeutendes Vexiermärchen gleich in dreißig Fassungen abzudrucken, die noch dazu fast alle im schwierigen romagnolischen Dialekt erzählt und von Kindern in einer rührend unbeholfenen Weise transkribiert sind; und außerdem seien alle diese Texte untereinander ungeheuer ähnlich! — Aber gerade auf diese Ähnlichkeit kommt es mir an; sie liefert uns einen unerwarteten Beweis dafür, daß kurze Prosaerzählungen (besonders Formelmärchen) bisweilen eine genau so feste Form annehmen wie Volkslieder, so daß der Forscher nicht nur ihren normalen (bzw. ursprünglichen) Inhalt, sondern auch ihren normalen Wortlaut feststellen kann, um den die einzelnen Fassungen oszillieren, ohne kaum jemals mit ihm oder untereinander absolut zusammenzufallen¹). Dieser normale Wortlaut wäre im vorliegenden Falle für die Republik San Marino der folgende²):

„U i éra una vòlta una burdèla ch' la spazèva la cisòla. L'a tròv tré ciantismòin, l'a campri tré baganòin: un u s' ciamèva Mègri, un Gras e un Cudòin (tinti in mènt: Cudòin!). „Vin só, Mègri!“ — „A 'n pòs amnì só, ch' a sa tròp mègri!“ „Vin só, Gras!“ — „A 'n pòs amnì só, ch' a sa tròp gras!“ — E ch' l' èlt cum u s' ciamèva?

— Cudòin!

— Èlzi la còuda e bèsgi e culaciòin!“

C'era una volta una bambina che spazzava la chiesuola. Ha trovato tre centesimi, ha comprato tre maialini: uno si chiamava Magro, uno Grasso e uno Codino (tieniti in mente: Codino!). „Vieni su, Magro!“ — „Non posso venir su, chè sono troppo magro!“ „Vieni su, Grasso!“ — „Non posso venir su, chè sono troppo grasso!“ — E quell'altro come si chiamava?

— Codino!

— Alza la coda e bacia il culaccino!

Es war einmal ein Mädchen, das fegte das Kirchlein. Sie fand drei Centesimi,

¹) Über das Oszillieren von Volkserzählungen um einen Normaltext (oder Urtext) vgl. W. Anderson, Zu A. Wesselskis Angriffen auf die finnische folkloristische Forschungsmethode, Tartu 1935 (= Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis [Dorpatensis] B XXXVIII 3), S. 15—19 und die beigeheftete Tabelle.

²) In der Mundart von Serravalle (die übrigens starke Schwankungen aufweist: vgl. oben S. 15).

sie kaufte drei Schweinchen: eins hieß der Magere, eins der Fette und eins das Schwänzchen (merke dir: das Schwänzchen!). „Komm herauf, Magerer!“ — „Ich kann nicht heraufkommen, denn ich bin zu mager!“ „Komm herauf, Fetter!“ — „Ich kann nicht heraufkommen, denn ich bin zu fett!“ — Und jenes andere, wie hieß es?

— Das Schwänzchen!

— Hebe den Schwanz und küß das Ärschchen!

Einiges zur Textkritik:

Die Heldin wird bezeichnet als *burdela*: S 1, 7—9, 14—23, als *burdloina* (Demin.): F 3, B 1, 2, S 6, 10, 12, als *bambina*: S 13, als *sorlina* (= sorellina?): CB 1, als *dona*: F 2, als *vecchina*: B 3, S 2; es sind 3 *burdeli*: S 3, 2 oder 3 *burdil* (Knaben): S 4, 5. In F 1, S 11 wird die Heldin nicht genannt.

Sie fegt das (oder ein) Kirchlein — *cisola*: S 1, 3, 7—9, 14—21, 23, *cisuloina*: S 6, 10—13, 22, *cisena*: B 1, *cisanna* [!]: B 2, aber in 6 Fällen das (ihr, ein) Haus — *casa*: CB 1, F 2, *casina*: F 3, B 3, *casuloina*: S 4, 5; in S 2 geht sie zu Markt; in F 1 fehlt der Anfang der Geschichte.

Sie findet 3 Centesimi(ni) — 3 *ciantismoin*: F 3, B 1, S 1, 2, 4, 5, 7—12, 14—19, 20 (kein Demin.!), 21—23, oder 3 Soldi(ni) — 3 *suldoin*: F 2 (kein Demin.!), B 2, 3, S 3 (kein Demin.!), 6, 13 (kein Demin.!), bzw. 4 *soldi*: CB 1; das Motiv fehlt: F 1. — Die 3 Centesimi sind heute das Normale, aber trotzdem wird die ältere Münzbezeichnung „3 Soldi“ das Ursprüngliche sein.

Die ersten zwei Schweinenamen erscheinen sowohl in der Namenliste als im Dialog in der Reihenfolge *Mègri* — *Gras* in 14 Aufzeichnungen: F 1, 2, B 1, 3, S 6, 8, 14—18, 20—22; in beiden Fällen als *Gras* — *Mègri* in 12 Aufzeichnungen: B 2, S 1—5, 9—13, 23; in der Namenliste als *Gras* — *Mègri*, im Dialog als *Mègri* — *Gras* in 2 Aufzeichnungen: F 3, S 7; alle Namen fehlen ganz: CB 1, S 19.

Die Mahnung an den Zuhörer „*tinti in mènt: Cuddin!*“ hat sich nur in 8 Aufzeichnungen erhalten: F 3, B 2, S 4, 5, 7, 10, 16, 18.

Inwiefern der obige Normaltext auch für das übrige Italien gilt, und inwiefern er mit dem Urtext übereinstimmt — das wird man erst entscheiden können, wenn eine genügende Anzahl von außerhalb der Republik San Marino gemachten Aufzeichnungen vorhanden ist. Vorläufig muß ich darauf aufmerksam machen, daß in F 1, 2 und B 3 eine besondere Redaktion vorliegt mit den Reimworten *coda* — *gola* statt *cudoin* — *culacioin*; welches von den beiden Reimpaaren das ursprüngliche ist, vermag ich nicht zu entscheiden. — Ferner klafft im obigen Normaltext vor dem Gespräch des Mädchens mit den Schweinchen eine offenkundige inhaltliche Lücke, durch welche die Situation unklar wird, und welche die Texte F 2, B 3, S 7, 16, 18 auf verschiedene, nicht sehr geschickte Weisen auszufüllen suchen; ob diese Lücke ursprünglich ist, kann ich nicht feststellen. — Die Heldin gibt selbst den Schweinchen ihre Namen: B 1, S 17. — Endlich beachte man in drei Aufzeichnungen den Vorschlag die Schweinchen zu kämmen (*pettinare*): F 1, 2, bzw. zu waschen und zu kämmen: B 1; möglicherweise ist dies ein ursprünglicher Zug.

Eine große Festigkeit des Wortlauts einiger Sätze habe ich übrigens auch bei einem anderen, viel längeren sanmarinesischen Märchen festgestellt, nämlich demjenigen von den drei Gänschen („*Le tre ochine*“, Aarne-Thompson Nr. 124 „*Blowing the House In*“)¹⁾.

¹⁾ W. Anderson, *Novelline pop. sammar.* 3, 7.

Sprach- und Volkskundliches.

Von Otto Basler, München.

Was dem Lebenden zu seinem Ehrentag zgedacht, sei nun dem Heimgegangenen in Treue gewidmet.

Aus Gebieten, die auch den Volksforscher und Volkskundler angehen, möchte ich einige sprachliche Ergebnisse gemeinsamer Betrachtung nahebringen:

1. Eine neue Quelle zur deutschen Jägersprache.

François Pomai (Pomey), ein bedeutender Sprachlehrer und Verfasser eines dickleibigen 'Dictionnaire françois et latin' (1664), das später unter geändertem Titel und in immer vermehrten Auflagen als 'Grand Dictionnaire royal', als französisch-lateinisch-deutsches Wörterbuch, herauskam, hat auch einen 'Traité fort-curieux de la vénerie et de la fauconnerie' geschrieben¹). Diese Abhandlung soll nach dem Willen des Verfassers als Anhang zum 'Wörterbuch' betrachtet werden. Im 'Bericht an den Leser' spricht Pomey davon, daß er nach einigem Schwanken über die Aufnahme der 'Ausziehungen'²) diese doch am Schluß des Ganzen mit eigener Seitenzählung zu einer kleinen Sammlung vereinigt habe, zu der als Ergänzung die Fachwörter 'von dem Weydwerck und der Falcknerey' treten. In deutscher Übersetzung erschien diese Abhandlung — soweit ich sehen kann — zuerst in der 5. Auflage des Dictionnaire zu Köln und Frankfurt bei Carl Joseph Bencard 1715. In genauer Anlehnung an den französischen und lateinischen unmittelbar vorangehenden Text gibt diese Ausarbeitung einen Überblick über das Weidwerck und die Falcknerey oder Vogelbeiz, die in 349 kurze Abschnitte gegliedert ist. Es ist ein nüchterner Bericht, der natürlich auch Fachwörter enthält. Aber bestimmte Gruppen fassen wieder 'Weid-Sprichwörter, so man bey der Hirsch-Jagt gebraucht, eigentliche Weid-Wörter, so bey einem Wildschwein zu gebrauchen, Wörter eines Falckners' zusammen.

Dazu stellt sich nun noch ein kurzer deutscher 'Anhang einiger Weide- und Jäger-Worte': offenbar wollte der vom Verleger beauftragte deutsche Bearbeiter der Ausgabe von 1715 Fachwörter auch aus den übrigen jägersprachlichen Bereichen als Füllsel hier vereinigen. Aber der Kundige sieht sogleich, daß auch dieser 'Anhang' nicht selbständig oder eigenwertig ist. Elias Meichßners 'Handbüchlein' (2. Aufl. 1541) und Johann Tüntzers 'Jagt-Geheimnüß' (1699)³) enthalten Zusammenstellungen der Jägersprache, das eine in fachlicher, das andere in abecelicher Anordnung. Beide Werke sind Quellen unseres Anhangs, offensichtlich durch den Raum-

¹) Das Verhältnis zu den französischen Jagdwerken ist noch nicht geklärt.

²) Gemeint sind formvollendete Abhandlungen zu einzelnen Artikeln des Wörterbuchs.

³) Vgl. Friedrich Kluges Sammlung 'Unser Deutsch'² (1910) S. 60ff.; bes. 127ff. — Seither in Goetzes Bearbeitung (1929) S. 119ff.

mangel bedingt nur in starker Auswahl verwertet, sprachlich erleichtert und der neuen Schreibform angepaßt.

Nicht als großangelegte Arbeit oder als Wörterbuch der Jägersprache, sondern lediglich als bescheidene Beigabe zu einem allgemeinen Wörterbuch haben wir die Abhandlung und den Anhang zu werten. Vor den Hauptwerken des 18. Jahrhunderts, vor Flemings 'Vollkommenem teutschen Jäger' (1719), vor Heppes 'Aufrichtigem Lehrprinzip' (1751) und 'Wohlredendem Jäger' (1763) oder der 'Jagdlust' (1783—84) ist uns aus der Wende des Jahrhunderts dieses anspruchlose Denkmal, das in seiner Zeit fachlich nicht gewertet und bisher unbeachtet geblieben ist, überkommen. Es darf den Anteil der Wortforscher¹⁾, Volkskundler und Sprachfreunde wohl beanspruchen.

2. Mittellateinisch pitzonarius?

Arthur Hübner hat in seinem Werk über die deutschen Geißlerlieder (Berlin, de Gruyter 1931, S. 27) eine kurze Textstelle der Erfurter Annalen (M. G. S. S. VI 541) als Beweis des endzeitlichen Hintergrundes bestimmter deutscher Geißlerlieder ausgehoben. In diesen in gebundener Sprache geschriebenen Jahrbüchern, die einen uns unbekannten Gegner der Bewegung zum Verfasser haben, begegnet das Wort *pitzonarius*²⁾, das am Rand erklärt wird: *id est flagellarius*. Hübner wie Karl Strecker vermochten dieses Wort, das sie als lateinisches Gut ansprachen, nicht zu erklären. Und doch gibt gerade die Erklärung am Rand der Handschrift den Weg zur Deutung. Die Erfurter Annalen sind im Erfurter Raum verfaßt. Übertragen wir das angeblich lateinisch-mittellateinische Wort in deutsche Lautgestalt, so bleibt auf mitteldeutschem Boden im Anlaut p-, dem hochdeutsch-oberdeutsch pf- entspricht. Wir erreichen ohne jede Schwierigkeit die mundartlichen und volkssprachlichen Zeitwörter *petzen*, 'zwicken, kneipen; packend klemmen' oder *petschen* (in neuerer mundartlicher Formgebung) und *pfetzen* 'zwicken, kneipen' neben *pfitzen* in reicher Bezeugung. Dazu stellen sich Weiterbildungen und Ableitungen, etwa *Pfetz*, *pfetzeln*, auch *Petzer* ('Zwicker' im Wetterausichen)³⁾. Die heutigen mundartlichen und zum Teil noch umgangssprachlichen Verhältnisse und die Abgrenzung gegen *kneipen* hat Kretschmer in der Wortgeographie S. 298 ausgebreitet. Auch sie sind für die deutsche Herkunft und den engeren Heimatbereich unseres Wortes wichtig. Die Bedeutung des *Pfetzens* geht auf 'zwicken; kneipen' — in lateinischen Wörterbüchern des späteren Mittelalters (z. B. im *Vocabularius* von 1482) entsprechen lateinisch *vellere*, *vellicare* und besonders *stimulare*.

¹⁾ Ich behalte mir vor, in größerem Zusammenhang einer jägersprachlichen Untersuchung das Denkmal eingehend zu behandeln und die Stellung der frz. Fassung zu ihrer Umgebung zu klären.

²⁾ Conqueror hoc triste, quod pitzonarius iste
Hos subplantavit, sibi quos Deus associavit,
Sanctum Johannem matrem dominique Mariam.

³⁾ Vgl. z. B. DWb. 7, 1580, 1694; — *fitzeln*, *fitzen*; *fetzen* u. a. ebda. 3, 1695f.; 1576.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir das vermeintliche lateinisch-mittelateinische *pitzonarius* auf das deutsche *Petzer-Pfetzer* zurückzuführen haben: es gehört in die Umwelt der Strafe, der Schläge und des Peinigens. Dafür kann man einen, wenn auch späteren oberdeutschen Beleg bringen: bei Geiler von Kaisersberg¹⁾ 'die geiszel damit in der Herr will pfetzen' oder für das Hauptwort (*ebda.*) 'ich hab mein wangen dargeben den pfetzer'. Die Bibelsprache kennt in den vorlutherischen Ausgaben unser Wort nicht. Die Stellen, an denen die Vulgata Vergleichbares oder Begriffsgleiches (Jes. 50, 6; 3. Mos. 19, 28) bietet, versagen bis auf 3. Mos. 21, 5, wo von einer Art des Tätowierens die Rede ist²⁾. Luther überträgt den Urtext: 'Er sol auch keine platten machen auff seinem heubt noch seinen bart abscheren vnd an jrem leibe kein mal pfetzen.'

Mit der rechten Deutung des *pitzonarius* '*Pfetzer* = *Geißler*' aber gewinnt die deutsche Wortforschung einen frühesten Beleg für das Wort um 1350, das in seinen verschiedenen Lautabwandlungen bisher erst aus dem Ausgang des 15. Jahrhunderts belegt war³⁾; und die Forschung der Geißlerbewegung erlangt einen offenbar volkstümlichen Ausdruck, der im Mund des Gegners wohl verächtlichen Klang hatte, wenn wir auch das Zeugnis der Erfurter Annalen mit solcher Ausdeutung nicht zu sehr beschweren möchten.

Der Wilde Jäger in Norwegen.

Von Reidar Th. Christiansen, Oslo.

Eine von einem populären Wochenblatt veranstaltete Neueinsammlung norwegischer Sagen hat einen staunenswerten Erfolg gehabt, was schon an sich ein interessantes Zeugnis für das zähe Fortleben der alten Sagentradition in Norwegen ist. Es kamen dabei natürlich die schon vorher bekannten Sagentypen in immer neuen Aufzeichnungen wieder, aber auch ein paar seltene, darunter eine Sage, die bisher für Norwegen nicht bezeugt war. Wegen der Aufmerksamkeit, die der Sagenkreis, zu dem diese Sage gehört, in der Sagenforschung stets erregt hat, schien es mir berechtigt, diese neuen Aufzeichnungen auch weiteren Kreisen bekanntzumachen. Und wie es öfters geht: das Bekanntwerden einer Aufzeichnung hat andere nach sich gezogen, was wiederum für die Verbreitung des Sagenstoffes von Bedeutung ist.

¹⁾ Belege im DWb. 7, 1695.

²⁾ ... neque in carnibus suis facient incisuras.

³⁾ Belege im DWb. a. a. O. — Der Ansatz des Zeitwortes im Mhd. ist nicht haltbar, weil das Zeitwort an der einzigen Stelle (in des armen Hartmann Rede vom Glauben Z. 2488 (Dtsch. Gedichte des 12. Jahrh., hsg. von Massmann, 1837, S. 31) durch Einbesserung auftritt. — Die Abfassung der Erfurter Annalen steht zeitlich nicht ganz fest. Die Festlegung auf die Zeit um 1350 darf sachlich als gesichert gelten. Zudem zeigt die Hs. einige geschichtliche Bemerkungen, die 1349 zu Erfurt niedergeschrieben sind. Dahin mag unsere Randdeutung gehören. Vgl. Archiv f. ältere dtsh. Geschichtskunde 7 (1839), 506.

Zuerst gebe ich die Fassungen der Sage so wie sie aufgezeichnet sind. Die erste Aufzeichnung¹⁾ stammt aus dem Kirchspiel Nordstrand, wurde vor etwa 40 Jahren gehört; der Ort, wo sich die Geschichte zugetragen hat, liegt dicht an der Grenze einer Vorstadt Oslos, nur etwa 15 km von der Hauptstadt entfernt. Sie lautet:

Einmal waren zwei Männer damit beschäftigt, auf einem Hügelzug, der Langås heißt, auf der anderen Seite des kleinen Waldsees, der sich dort befindet, Balkenholz zu hauen. Sie übernachteten an einem großen Feuer, und um Mitternacht hörten sie zwei große Hunde, die in Asurdal jagten, da, wo die alten Gruben für die Wolfsjagd noch zu sehen sind. Der Lärm kam ihnen sonderbar und unheimlich vor, und sie wunderten sich auch darüber, was für Hunde wohl da nachts jagten. Sie legten noch mehr Holz zum Feuer und lauschten, während das Gebell der Hunde immer näher kam. Plötzlich kam aber ein barfüßiges junges Mädchen mit aufgelöstem Haar wie in Lebensgefahr dicht am Feuer vorbeigelaufen und verschwand wieder südwärts in den Wald hinein. Sie hatte ein weißes Hemd an und einen grünen Rock. Kaum hatten die Männer Zeit aufzuatmen, da folgten zwei große schwarze Hunde ihr auf der Spur, und die ganze Jagd zog weiter südwärts. Dann hörten sie einen Schuß, und alles wurde ruhig. Die Männer waren tüchtig erschrocken und schürten das Feuer, während sie über die seltsame Jagd sprachen. Dann hörten sie wiederum jemand durch den Wald kommen, Zweige knackten, und ein großer Mann mit einem langen Barte kam vorbei, vom Feuerschein hell beleuchtet, so daß ihn die Holzhauer deutlich sahen. Die zwei Hunde waren gekoppelt, und auf dem Rücken trug er das Mädchen wie einen erschossenen Hasen, mit zusammengebundenen Beinen über dem Lauf der Flinte hängend. Die Männer haben nichts gesagt, der Mann hat auch kein Wort geäußert, und gleich nachher war er im Dunkel des Waldes verschwunden. Soviel haben sie indessen gemerkt, daß es eine Unterirdische gewesen ist.

Wir haben ferner diese Sage in einer Aufzeichnung aus dem Kirchspiel Gran-Hadeland²⁾, etwa 60 km nördlich von Oslo:

„Die Marsjøsennereien liegen im Kirchspiel Gran und sind schon sehr alt. Der Großvater meines Urgroßvaters lag einmal da in der Sennhütte, um seinen Meiler zu hüten, als ihm die folgende Geschichte passierte. Der Alte saß am Herd und kochte sich Kaffee, es war im Spätherbst, und draußen war es schon ganz dunkel. Während er so da saß, hörte er das schwache Gebell eines Hundes, das gerade auf die Sennhütte zuzukommen schien. Er saß da und lauschte, als plötzlich die Tür geöffnet wurde und ein unterirdisches Weib hereinkam, die rief: 'Rette mich!' Der Alte hat wohl eingesehen, daß er dazu nichts tun könne, und antwortete: 'Nein, ich kann dich nicht retten', und somit lief sie wieder zur Tür hinaus. Bald nachher kam ein kleiner Hund, der an der Stirn ein weißes Sternchen hatte, an der Sennhütte vorbei und gleich darauf ein langer Unterirdischer mit einer Flinte. Er ging vorbei, dann hörte der Alte, daß geschossen wurde. Als er den Mann zurückkommen sah, hing das Weib über dem Lauf der Flinte, aber danach wurde alles ruhig.“

Etwas weiter östlich, in Romerike, etwa in derselben Entfernung von der Stadt Oslo, finden wir dieselbe Sage wieder³⁾. Nach Aussage des Berichterstatters wird dort die Sage von mehreren Mooren erzählt, unter anderem auch vom Herremyr, das ein sehr düsterer Ort sein soll:

In einer Herbstnacht zogen einst zwei Jäger nach diesem Moor, um am nächsten Morgen früh dort zu jagen. Sie hatten sich da ein Feuer angemacht und lagen beim

¹⁾ Allers Familiejournal 1937 Nr. 23.

²⁾ Ebda. Nr. 34.

³⁾ In der Zeitung Romerike vom 12. Mai 1937.

Feuer am Waldesrain. Wie sie da lagen, kam es ihnen vor, als ob sie das Gebell eines Hundes hörten, der da auf dem Moor jagte, und ihre eigenen Hunde fingen an, unruhig zu werden. Die Jäger standen auf und erwarteten mit jedem Augenblick das Wild oder den Hund zu sehen. Kurz darauf sahen sie undeutlich und etwas verschwommen eine Gestalt, ein junges Weib mit gelöstem Haar, über das Moor fliehen. „Siehst du?“ flüsterte der eine Jäger dem anderen zu, als sie an ihnen vorbeieilte, nicht ganz nahe, aber doch so, daß sie ihren verzweifelten Hilferuf hörten. Dann sahen sie einen großen schwarzen Hund, der spürend die Frau verfolgte. Einen Augenblick war alles ruhig, dann fing der Hund wieder an zu bellen, sie hörten wieder das Weib aufschreien und konnten beim Feuerschein deutlich sehen, wie sie mit gelöstem Haare und die Hände dicht an die Brust gepreßt floh. Sie rief wieder um Hilfe, dann wurde geschossen, und nach einer Weile sahen sie, wie zwei Männer, das weißgekleidete Weib zwischen sich tragend, denselben Weg zurückkamen.

Diese Zeugnisse für das Vorkommen der Sage stammen alle aus dem südöstlichen Teil Norwegens, aus Gegenden nicht weit von der Hauptstadt entfernt. Es gibt jedoch noch eine Aufzeichnung, die weit mehr westlich zu Hause ist, aus Telemark, Kirchspiel Sauland, somit aus einem Teil des Landes, wo sich die alte volkskundliche Überlieferung mit Balladen, Märchen und Sagen weitaus am besten erhalten hat. Die Sage ist mitgeteilt in einem kleinen Buche über Jagd und Jagdgeschichten; der Verfasser bemerkt gelegentlich, daß er dieselbe Sage auch anderswo in den mittleren Bezirken des Landes angetroffen habe¹⁾, so in Gudbrandsdal und Österdal, den zwei Haupttälern des östlichen Norwegens. Weitere Einzelheiten teilt er nicht mit; er sagt nur, es scheine ihm merkwürdig, daß die gleichen Sagen an so verschiedenen Orten auftauchen könnten. Nach seiner Aufzeichnung lautet die Sage:

Einige Jäger übernachteten einmal im Herbst bei einem Feuer, tief in der Mitte des Waldes, hoch oben am Rande des Gebirges, und während sie sich da Kaffee kochten und miteinander sprachen, hörten sie, wie Jagdhunde ein Wild verfolgten. Die Jagd ging da oben im Gebirge in mehreren großen Kreisen, und die Männer wunderten sich darüber, daß die Jagd so ununterbrochen vor sich ging. Sie konnten feststellen, daß zwei Hunde dabei waren, und ihr Gebell war so kräftig und rauh, daß es sehr große Hunde sein mußten. Es war aber eine sehr unheimliche Sache, und die Jäger konnten sich nicht über das Treiben der Hunde freuen, denn es war etwas Wildes, etwas Sonderbares, etwas Übles an der Weise, wie diese Hunde jagten. Wie sie da saßen, näherten sich die Rüden, sie hörten ein Geräusch im Walde, als ob Äste und Zweige gebrochen würden, und plötzlich kam ein Weib aus dem Walde gelaufen, mit gelöstem Haar, das ihr infolge der Schnelligkeit ihres Laufes gerade vom Kopfe abstand. Auf ihren Spuren, etwa zweihundert Meter hinterdrein, kamen zwei große rote Hunde, denen der Dampf aus den Rachen stand, als sie vorbeieilten. Es kam den Männern vor, als ob das Weib im Vorbeilaufen sie flehend ansah, sie äußerte aber kein Wort. — Die Jagd ging über das Gebirge und entfernte sich so weit, daß sie nichts mehr hörten; dann aber kehrte sie etwas weiter oben zurück, aber ehe sie wiederum beim Feuer vorbeizog, hörten sie einen Schuß, und alles wurde ruhig. Gleich nachher sahen sie einen großen Mann vorbeikommen, nur wenig Schritte vom Feuer entfernt; auf dem Rücken trug er das Weib, so daß ihr Kopf nach unten hing, und ihre Haare am Boden schleppten. Ihm folgten die zwei großen Hunde, bald aber waren alle vom Dunkel des Waldes verschlungen. Die Männer beim Feuer haben nicht mehr weiterschlafen können.

¹⁾ Otto Dahl, Jaktprat og bikjeprat (1926) S. 38.

Soweit die Aufzeichnungen der Sage, die in der norwegischen Überlieferung bisher nicht belegt war. Man sieht aber leicht, daß wir hier einen aus Deutschland und Dänemark wohlbekannten Sagentypus vor uns haben, der zum Sagenkreis vom Wilden Jäger gehört. Wie bisher allgemein angenommen, verläuft die nördliche Grenze dieses Sagenkreises etwa über Dänemark und das südliche Schweden¹⁾. Wir haben somit hier den Fall, daß eine der typischen Sagen dieses Sagenkreises außerhalb der früher angenommenen Grenze anzutreffen ist. Dabei ist aber zu bedenken, daß es nur eine bestimmte von den vielen Sagen vom Wilden Jäger ist, die hier in Norwegen vorkommt, und man braucht deshalb nicht auf die Geschichte dieser Vorstellungen überhaupt, über die seit den Tagen Grimms so viel geschrieben ist²⁾, näher einzugehen. Nach allgemeiner Anschauung sind die Grundlagen zu suchen im Glauben an friedlose Geister und in Natureindrücken vom Sturmwind, vielleicht auch im Zuge gewisser Vögel.

Die in Norwegen gefundene Fassung erzählt, wie der Jäger ein Weib jagt, eine Sage, die aus Dänemark, Deutschland und Schweden wohlbekannt ist. Wenn wir nur eine einzelne Aufzeichnung aus dem südöstlichen Norwegen hätten, würde es naheliegen, an eine zufällige, vielleicht literarische Übertragung zu denken; solche Fälle sind auch sonst bekannt. Es gibt aber, wie wir sahen, mehrere norwegische Aufzeichnungen der Sage, und zwar stammen sie aus Orten, die weit voneinander liegen, wie die Telemarkfassung, und trotz aller Übereinstimmung weichen sie doch derart voneinander ab, daß sie kaum auf eine bestimmte gemeinsame Quelle zurückgehen können. Die Sage ist also im Lande ziemlich weit verbreitet. Es finden sich auch in den Fassungen eigenartige Züge, so vor allem der, daß der Jäger nicht reitend erscheint, wie er es sonst überall tut. Die Sage hat sich unter dem Einfluß norwegischer Verhältnisse selbständig entwickelt, und das Reiten, das doch bei der Deutung der Sage von entscheidender Bedeutung gewesen ist, wurde in Norwegen weggelassen. Das kommt sicher daher, daß in den norwegischen Wäldern wohl kaum je ein Jäger hat reiten können; somit hat die Sage Zeit gehabt, sich an norwegische Verhältnisse anzupassen, dürfte aber dann nicht als spät und zufällig eingeführt angesehen werden.

Der Sagentypus „Dämonenverfolgung“ ist in einem großen Teil Norddeutschlands, in Dänemark und in Südsandinavien bekannt. Die Sagen haben überall eine feste Form angenommen, der Verlauf wird gewöhnlich sehr konkret und mit einigen ganz bestimmten Zügen wiedergegeben. Das Abweichende ist meistens die Rolle, die der Beobachter spielt; er ist durch-

¹⁾ A. Olrik, *Dania* 8, 148: Die Nordgrenze der Sage ist Dänemark und das südliche Skandinavien — näher bestimmt geht die Grenze für die Vorstellung vom Wilden Jäger über Dänemark quer durch Halland und nördlich von Småland, Östergötland und Södermanland.

²⁾ Grimm, *D. M.* 4, 775, 778; Hartland, *Science of Fairy Tales* p. 234; Wehrhan, *Die Sage* S. 84; Plischke, *Die Sage vom wilden Heere* (Diss. Leipzig 1914); Ranke, *Deutsches Sagenbuch* 4, 104; Hünnerkopf, *ZfobdVk* 1, 34 und *ZfndVk* 4, 20; Mogk in *Pauls Grundriß*² 3, 334 u. a. m.

aus nicht immer so passiv wie in den norwegischen Aufzeichnungen; er zeigt dem Verfolgenden die Richtung, die das Weib genommen, hält seine Hunde usw. Die kleine norwegische Gruppe liegt offenbar an der Nordgrenze des Verbreitungsgebietes des Sagenkreises, und es ist offenbar nur eben die Erzählung, die übernommen ist, denn in den Sagen und im Volksglauben Norwegens findet sich nichts vom Wilden Jäger und seinem Treiben. Das Wilde Heer — die Oskorei — mag freilich ursprünglich in verwandten Vorstellungen seine Wurzeln haben, der dazu gehörende Sagenstoff ist aber ein anderer, und besonders für die Sage von dem verfolgten Weibe gibt es da keinen Anknüpfungspunkt. Verwandt, dem Sinne nach, sind in norwegischer Überlieferung eigentlich nur die Sagen vom Vernichten der Unterirdischen durch den Donner, aber in Form und Inhalt sind sie wiederum von der Sage vom verfolgten Weib gänzlich verschieden. Somit ist es eben eine bestimmte, knappe und klare Erzählung, die übernommen wurde, doch als Sage, nicht etwa als ein Märchen; das heißt, man hat geglaubt, daß dies wirklich geschehen sei. Daher war es aber schließlich notwendig, die zwei Personen mit dem Volksglauben in Einklang zu bringen. Das Weib konnte ihren Charakter behalten, sie war eine Unterirdische, mit dem Jäger war es aber schwieriger. Über sein Wesen wird selten etwas erwähnt, aber durchgehend ist auch er als ein Unterirdischer aufgefaßt worden, so wie auch in schwedischen Aufzeichnungen, besonders in denen, die an der Nordgrenze des Sagenkreises liegen. Dabei ist aber die Geschichte geändert; dort handelt es sich darum, daß Menschen durch Zufall zu Zeugen privater Streitigkeiten und Familienangelegenheiten im Leben der Unterirdischen werden, und daß es aller Erfahrung nach in solchen Fällen für den Menschen das beste ist, sich streng neutral zu verhalten. Dies steht auch mit der gewöhnlichen Haltung dieser Sagen in vollem Einklang.

Man sollte meinen, daß man durch einen Vergleich dieser norwegischen Aufzeichnungen mit den verwandten aus den Nachbarländern leicht ausmachen könne, woher die Sage nach Norwegen gekommen ist; aber das scheint nicht der Fall zu sein.

Die schwedischen und die dänischen Fassungen dieser Sage sind von den norwegischen recht verschieden und enthalten mehrere Züge, die sich in diesen nicht finden. Einige Beispiele mögen erwähnt werden. Aus Schonen¹⁾ wird berichtet, daß ein bei Nacht arbeitender Bauer eine halbnackte Frau mit großen Brüsten vorbeilaufen sieht. Sie wird von einem Reiter (Riesen) verfolgt, für den der Bauer das Pferd hält, während er das Weib fängt, um sofort mit ihr, die er quer über den Rücken des Pferdes gelegt hat, davonzureiten. Sehr ähnlich sind nun Aufzeichnungen aus Smaåland²⁾. Auch weiter nach Norden, in Dalsland³⁾, kennt man die Sage, daß ein Riese seine Frau totschißt, und in Vestergötland finden sich Berichte über die Wilde Jagd. Es heißt da, daß es gefährlich sei, der Jagd in den

¹⁾ E. Wigström 1, 238.

²⁾ Hyltén Cavallius, Wärend 1, 215; Aldén S. 143.

³⁾ Runa 4, 41.

Weg zu kommen oder etwas zu bauen, so wie es sonst von den Unterirdischen erzählt wird¹⁾, es gibt aber auch Sagen von dem verfolgten Weibe, wo der Reiter den Bauer nach dem Wege fragt, den das Weib genommen hat. Dieser antwortet oder deutet nur die Richtung an²⁾. Die dänischen Sagen³⁾ sind den südschwedischen sehr ähnlich und haben dieselben Züge. So hat das Weib die großen Brüste, der Zuschauer wird angeredet, hält das Pferd des Reiters, die Frau fleht den Bauer an, sie zu retten usw. Die kleine norwegische Gruppe hat somit keine ausgeprägte Ähnlichkeit mit den schwedischen oder mit den dänischen Fassungen, und man kann daher nicht sicher feststellen, woher diese Sage nach Norwegen gekommen ist. Weil sie aber vorwiegend in den östlichen Teilen des Landes vorkommt, scheint es wahrscheinlich, daß die Sage aus dem westlichen Schweden nach Norwegen gedrungen ist.

Während die übrigen Sagen und Glaubensvorstellungen vom Wilden Jäger und der Wilden Jagd mit den für den Sagenkreis angenommenen Grundlagen übereinstimmen, scheint es keineswegs ebenso leicht zu sein, den Zug von der Verfolgung des Weibes aus denselben Vorstellungen zu erklären. Schwerlich läßt sie sich einfach als ein Supplement auffassen: „der Jäger muß etwas jagen⁴⁾“; denn in solchem Falle wäre ein Wild und nicht ein Weib das einzig Natürliche. Eine „Naturdeutung“ scheint auch schwierig. W. Mannhardt⁵⁾ deutete die Frau als eine Fruchtbarkeitsgöttin, die vom Sturmwind vernichtet würde (vgl. die großen Brüste), und spätere Forscher, so A. Olrik, haben etwas allgemeiner von der wilden, rohen Natur gegenüber der sanfteren, „vom kleinen Windstoß, der dem Sturm vorangeht“, gesprochen. Auch die Deutung Wind und Wolke befriedigt nicht, sie scheint zu sehr mit der Rätselsprache längst verschollener mythologischer Deutungen in Zusammenhang zu stehen. Gegen die von Mannhardt vorgeschlagene Deutung spricht, wie M. Höfler hervorhebt⁶⁾, daß allgemein die Sympathie der Sage sich dem Verfolgenden zuwendet; alle Aufzeichnungen scheinen zu sagen, daß es für die Menschen nützlich oder wenigstens gleichgültig ist, daß das Weib erschlagen wird. Die Grundlagen im Brauchtum und Kult, die Höfler⁷⁾ im Zusammenhang mit seiner Auffassung von dem Ursprung des Sagenkreises nachzuweisen versucht, scheinen mir doch keine genügende Erklärung zu geben. Die schweizerischen Aufzüge, bei denen Hexen verfolgt werden, haben mit der Sage nur das ganz allgemeine Motiv des Verfolgens gemeinsam, und bei dem von Liebrecht⁸⁾ geschilderten Kultbrauch, bei dem der gehetzte

¹⁾ Götting, Saga, Sägen usw. (1926) S. 72.

²⁾ Ebda. und in Skrifter utg. til Göteborgs stads 300.års jubileum 16, 91.

³⁾ Olrik, Dania 8; Thiele 2, 121; Sv. Grundtv. D. Gl. D. M. 2. 93, 94, 3, 57, 61; E. T. Kr. D. Sagn 2, 105. 120.

⁴⁾ Plischke a. a. O. S. 64.

⁵⁾ Wald- und Feldkulte 1, 125.

⁶⁾ Kultische Geheimbünde S. 276.

⁷⁾ Ebda. S. 278.

⁸⁾ Zu Gervasius v. Tilbury, Otia Imperialia (1856) S. 201ff.; vgl. Höfler S. 280 Anm. 21.

und ermordete Pilger vom Ritter „wie ein Sack quer über den Rücken des Pferdes geworfen wird“, hat mit der Sage nur dies einzige epische Motiv gemeinsam. Der sonstige Inhalt und die Gedankenwelt, aus der dieser Brauch erwachsen ist, scheint doch von der Sage ganz verschieden zu sein.

Während es wohl erwiesen oder wenigstens wahrscheinlich ist, daß die Grundlagen der Vorstellungen vom Wilden Jäger, Wilden Heere, von der Wilden Jagd usw. in vorchristlicher Zeit zu suchen sind¹⁾, wäre vielleicht zu überlegen, ob nicht die Sage von der verfolgten Frau, die doch von den anderen Sagen des Kreises abzuweichen scheint, ihren Ursprung in christlichen Vorstellungen von Strafen der verdammten Geister habe. Wir wissen jedenfalls, daß entsprechende Sagen mit durchaus christlichem Inhalt schon früh im Umlauf gewesen sind, und die ältesten Fassungen dieses Sagenkreises sind entschieden von christlichen Anschauungen getragen. Die älteste ist wohl die Geschichte in Helinands Chronik²⁾, aus der Vincentius sie später übernahm. Der Bericht ist merkwürdigerweise den späteren Sagen ähnlich: Ein Kohlenbrenner in Frankreich hütet den Meiler — *ecce quaedam femina nuda currens apparuit, et post eam eques quidam equo nigro insidens, evaginato gladio velociter equitans, ut fugientem apprehenderet mulierem*. Der Reiter durchbohrt die Frau mit dem Schwerte, wirft sie ins Feuer und reitet dann mit ihr fort. In einem Zusatze folgt eine Erklärung. Bei einer späteren Gelegenheit erklärt der Reiter, daß sie dies jede Nacht erleiden müßten als Strafe für einen Ehebruch, den sie begangen hätten. So ist die Geschichte in viele Erzählungsbücher der späteren Jahrhunderte übergegangen, oft mit Änderungen der einzelnen Züge. So erzählt Caesarius³⁾, die Buhlerin eines Geistlichen sei sehr darum besorgt gewesen, daß ihr vor dem Tode besonders kräftige Schuhe gemacht würden, in denen sie bestattet werden wollte. Die Schuhe, sagte sie, würden ihr später sehr nützlich sein. Sie hat auch jede Nacht vor einem verfolgenden Reiter fliehen müssen, und ein Ritter, der sie gesehen hatte und sie zu retten versuchte, hat ihr losgerissenes Haar als Zeugnis zeigen können, und außerdem hat man ihren Leichnam im Grabe ohne Haare gefunden. Bebel, der ausdrücklich sagt, daß die Buhlerinnen der Geistlichen in dieser Weise gestraft wurden, hat einen anderen Zug, der auch in späteren Sagen vorkommt: falls jemand in den Jagdruf des Jägers einstimmt, wird er am nächsten Morgen ein Glied der Gejagten vor seiner Tür aufgehängt finden⁴⁾.

¹⁾ Höfler S. 180ff. gegen K. Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch.

²⁾ Migne, Patrol. Lat. 212, 734; vgl. Vincentius v. Beauvais, Speculum Historiale lib. 29 cap. 119; weiter W. Menzel, Odin S. 214 und Boltes Anmerkungen zu Pauli Nr. 228. Paulis Schimpf und Ernst wurde 1625 ins Dänische übertragen (vgl. Boltes Ausgabe 2, 206), und die Geschichte als Nr. 311 aufgenommen. Die stark verkürzte spätere Ausgabe, die sehr verbreitet war, hat aber diese Geschichte weggelassen.

³⁾ Hrsg. von Strange 2, 330.

⁴⁾ Nach Grimm, D. M. (4. Aufl.) 2, 775: *dixerunt majores nostri, tempore melioris et probioris aevi, concubinas sacerdotum in aëre a daemonibus non aliter*

So reichen die Aufzeichnungen dieser Sagen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Allgemein wird angenommen, daß diese Erzählungen christliche Bearbeitungen älterer Sagen sind; es wäre vielleicht auch möglich, oder gar wahrscheinlich, daß das Motiv von der verfolgten Frau aus christlichen Vorstellungen über Strafe entstanden, und daß es erst später in einen großen Sagenkreis weit älterer Herkunft aufgenommen worden ist.

Zwei Erzählungen aus der rumänischen Volksliteratur.

Füchsin und Kater. — Die vier Unglücklichen.

Von M. Gaster, London.

Die zwei Erzählungen, die ich aus dem Schatze der noch fast vergrabenen rumänischen Volksliteratur herausgehoben habe, sollten ursprünglich das Scherflein sein, welches ich als Festgabe dem großen Meister der Volkskunde überreichen wollte. Leider ist es anders entschieden worden, und ich möchte sie nun noch als kleine Blättchen in den Kranz einflechten, der auf das Grab von Johannes Bolte gelegt wird. Es wird gewiß von anderer und berufenerer Feder hier erzählt werden, was die Volkskunde dem Verstorbenen verdankt, welche ungeheure Bedeutung seine „Anmerkungen“, die unersetzlich sind, für die Märchenkunde gewonnen haben, seine hervorragende Ausgabe von Paulis Schimpf und Ernst, von ungezählten großen und kleinen Beiträgen zu schweigen, die in aller Welt verstreut sind oder in den Katakomben der Zeitschriften vergraben liegen, bis sie einmal gesammelt und den Forschern leicht zugänglich gemacht werden.

Ich entnehme diese zwei Erzählungen den Schriften Anton Panns, und zwar die erste aus seinen Povestea Vorbii und die zweite aus seinem Calendarul für das Jahr 1854. In meiner neuen Ausgabe der Povestea Vorbii (Anton Pann, Povestea Vorbii. Cu introducere de Dr. M. Gaster, Craiova 1936) habe ich seine Lebensgeschichte, die bisher noch in ziemliches Dunkel gehüllt war, einigermaßen aufgehellte und besonders auf die Quellen hingewiesen, aus denen er geschöpft hat. Viele dieser Schriften beruhen auf alten Handschriften, die er in gereimter Form zum ersten Male im Drucke erscheinen ließ, andere sind wahrscheinlich aus mündlicher Überlieferung geschöpft. Wie ich glaube auch nachgewiesen zu haben, verdankt er vieles der türkischen Volksliteratur. Zu dieser gehören unzweifelhaft die zwei Erzählungen, die ich mit einigen Kürzungen hier folgen lasse.

quam feras sylvestres a canibus venaticis agitari atque tandem discerptas inveniri: quod si hominum quispiam haec audiens venationem suo clamore adjuverit, illi partem vel membrum concubinae dissectum ad januam domus mane a daemonibus suspensum.

Die Heirat des Katers mit der Füchsin.

Anton Pann, Povestea Vorbii S. 251.

Meine Ahnen erzählen, eine Füchsin pflegte abends zur Jagd auszugehen nach ihrer Gewohnheit, und sie ging deshalb häufig zur Mühle im Dorf, wo Enten, Hühner und anderes Geflügel war. Ein Kater pflegte auch hinzugehen, um dort große und kleine Mäuse zu fangen, und nachdem sie sich häufig getroffen hatten, befreundeten sie sich zuerst, nachher verliebten sie sich, da sie aneinander Gefallen gefunden hatten, und daraufhin beschlossen sie zu heiraten, um in gemeinsamer Häuslichkeit zu leben. Daraufhin bereiteten sie ein Hochzeitsmahl und deckten den Tisch mit erbeutetem Gut. Dann wurden sie lustig und fingen an zu tanzen. Und als sie sangen, hörte es auch ein Hund im Dorf. Da kam auch er zur Hochzeit. Als der Kater ihn sah, floh er in das Gestrüpp, und die Füchsin verkroch sich in die Höhle. Nachdem der Hund ins Dorf zurückgekehrt war, sagte sie: „Hast du einen solchen frechen, unverschämten Flegel schon gesehen, der zur Hochzeit kommt, ohne eingeladen zu sein? Hast du dich erschrocken, liebes Männchen?“ Der Kater antwortete: „Ach wo denn, das Herz eines Helden erschrickt nicht leicht, aber ich wollte mit einem Dummkopf an meiner Hochzeit keinen Streit anfangen. Mir lag daran, daß ich dich nicht verlieren soll, denn ich wäre an gebrochenem Herzen gestorben.“ Die Braut hätte bei diesen Worten gern geweint, aber vor lauter Liebkosungen kam sie nicht dazu, und mit Juchzen und Lachen nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in ihre Höhle. Sie fingen wieder an die Hora (ein Tanz) zu tanzen, und die Braut stimmte mit lustiger Stimme folgendes Liedchen wieder an: „O mein Männchen, o mein kleiner Held, er ist voller Stärke und Mut; trotzdem ich so lange gewartet habe, habe ich's doch richtig getroffen, ich habe ein kleines Teufelchen geheiratet, aber ganz nach meinem Wunsch; mit ihm zusammen fürchte ich niemanden.“

Gevatter Wolf, der häufig dort als Polizist herumging, kam gerade vorbei und hörte sie singen und tanzen. Da lief er rasch mit dieser Nachricht zum Löwen, dem König der Tiere; nachdem der Löwe den Bericht gelesen hatte, fragte er den Wolf: „Hast du vielleicht herausgefunden, wen sie zum Gatten genommen hat?“ — „Ich weiß nicht“, antwortete der Wolf, „denn ich bin nicht ins Haus hineingegangen, aber ohne daß ich es gesehen habe, scheint es mir, sie hat den Teufel geheiratet.“ — „Wie ist das möglich“, sagte der König, „wie bist du darauf gekommen?“ — „Durch das Lied“, antwortete er, „und ich habe keinen Gefallen daran gefunden.“ Während sie miteinander sprachen, kam auch der fromme Bär. Er verbeugte sich mit aller Ehrerbietung vor dem Löwen. Darauf kam das Wildschwein, der Graf, herein, dick und fett und aufgeschwemmt, als ob es aufgeblasen wäre, und es verbeugte sich ebenfalls. Der Löwe befahl, daß jedem von ihnen Sitze angewiesen würden, dem Bären zu seiner Rechten und dem Wildschwein zu seiner Linken, um sich mit ihnen über die Hochzeit der Füchsin zu beraten, worüber der Wolf Nachricht gebracht hatte. Sie guckten ihn an, und dann guckten sie kreuz und quer, und ihnen standen die Haare zu Berge beim Anhören dieses fürchterlichen Berichtes, und sie sagten: „Sollte die Füchsin wirklich den Teufel zum Manne genommen haben, so hat sie uns alle zu Brei gemacht. Wir sind verloren, wir sind aufgefressen. Aber wie das alte Sprichwort sagt: ‚Du mußt nicht alles glauben, was du hörst, bis du nicht mit eigenen Augen gesehen hast.‘ Wir können nichts Besseres tun, als ein Gastmahl einzurichten, und wir laden dann die Füchsin mit ihrem Manne zu Tisch ein, und wenn es auch der Teufel sein sollte, da wir alle zusammen den Kampf aufnehmen, werden wir uns doch retten können, viel besser als daß wir jeder einzeln im Walde herumlaufen, und er dann mit jedem einzelnen sich den Magen füllt. Sollte aber der Mann kein Teufel sein, wie wir gehört haben, dann machen wir ihn zum Freunde, und wir speisen dann zusammen.“ Und der Löwe sagte dann: „Ausgezeichnet ist dieser Rat, den ihr mir gebt. Aber das Sonderbare ist dabei, daß niemand von uns bisher den Teufel gesehen hat, und es ist nicht zu glauben, daß irgendeiner von uns ihn kennt. Wissen wir denn, ob er weiß oder schwarz ist, gelb-rot oder sonstwie, so daß wir, sobald wir ihn erblicken, auch sagen können ‚in der Tat, das ist er‘? Der

Wolf möge nun gehen sie einzuladen und soll uns so rasch wie möglich die Antwort bringen. Dann werden wir sehen, was zu tun ist, und wo jeder seinen Kopf hinzu-stecken hat.“

Nachdem sie dies beschlossen hatten, bereiteten sie das Gastmahl vor und schickten den Amtsdiener, den Wolf, aus, um die Füchsin und ihren Gemahl zum königlichen Gastmahl einzuladen. Der Wolf lief gleich fort wie ein bestellter Kurier und wirbelte den Staub hinter sich wie eine Wolke bis zum Himmel auf. Als er in die Nähe der Höhle kam, verlangsamte sich sein Trab, denn der Mut verließ ihn. Er wagte auch nicht hineinzugehen oder die Stille von draußen zu unterbrechen, und von Angst erfüllt rief er aus der Ferne: „Gevatterin, Gevatterin Füchsin!“ — „Wer ist da?“ antwortete sie. — „Bitte komm heraus“, rief er, während er versteckt lag. Aber die Füchsin, die bis zur Tür kam, fragte ihn: „Was wünschst du?“ Der Wolf steckte den Kopf aus dem Gestrüpp und sagte: „Ich bin zu dir geschickt worden. Der König hat gehört, daß du geheiratet hast, und er freut sich, daß du einen guten Gemahl gefunden hast, und daher ladet er euch ein, da er heute Tafel hält, daß ihr mit ihm speist.“ Die Füchsin antwortete: „Soweit es mich betrifft, komme ich gern zu Tisch, aber ich muß erst fragen, was mein Mann dazu sagt. Höre Mann, man hat uns eingeladen, was für eine Antwort soll ich geben? Gehst du zur Tafel des Königs?“ Er antwortete: „Gehen, miau.“ Als der Wolf die Antwort „miau, miau“ hörte, kam es ihm sonderbar vor, und er lief gleich mit großem Entsetzen fort. Als er zum König kam und vor Furcht zitterte, müde und mit aus dem Halse heraushängender Zunge, sagte er: „König, es ist nicht gut, denn wir sind verloren.“ Der Löwe fragte ihn: „Sage mir, was ist dir angetan worden?“ — „Wenn ich dort weiter geblieben wäre, wer weiß, was sich mit mir ereignet hätte. Die Stimme hat mich entsetzt. Er sprach eine sonderbare Sprache, und ich wette um meinen Kopf, nur die Teufel können die Sprache verstehen. Angenommen haben sie, aber ich weiß nicht, ob sie kommen werden; besser wäre es zwar, wenn der Mann nicht angenommen hätte.“ Als der Löwe dies hörte, bat er die anderen um ihren Rat und sagte: „Ich finde, wir sollten hier nicht sitzen bleiben, sondern jeder von uns sollte sich dort verstecken, wo er es am besten findet, so daß wir aus der Ferne ihre Ankunft beobachten können. Sollte der Mann wirklich ein Teufel sein, so bewegt euch nicht, sondern verhaltet euch ruhig, und ich werde auch ruhig sein. Und wenn sie niemanden hier finden, werden sie sich ruhig hinsetzen, und wenn sie eine Zeitlang gesessen haben, werden sie nach Hause zurückkehren und sich mit ihren eigenen Sachen abgeben.“ Und als der Löwe das gesagt hatte, sprachen sie alle einstimmig: „Was du, o König, gesagt hast, ist sehr weise.“ — „Wenn dem so ist, verteilt euch. Ich werde mich hinter einem Felsen am Ufer des Teiches verstecken.“ Der Bär sagte: „Ich klettere hier auf diesen hohen Baum hinauf, und was ich durch mein Fernrohr von oben sehen werde, teile ich euch mit.“ — „Und ich“, sagte das Wildschwein, „ich werde mich dort unten mit den Blättern zudecken, und ich werde ruhig ein Ohr herausstecken, um zu hören, was sie sprechen.“ Und der Wolf: „Ich verstecke mich hinter einem Busch, und wenn ich sehe, daß es zu heiß wird, werde ich davonrennen.“

Die Füchsin ging wieder ins Haus hinein, dann nahm der Kater die Füchsin bei der Hand, und sie gingen den schmalen Weg entlang, der zum Palaste führt. Und die ganze Zeit spielte und tanzte er und machte Schnurren. Der Löwe, der hinter dem Felsen versteckt lag, fragte immerfort den Bären, ob er etwas sähe: „Ehrwürdiger, siehst du etwas oder nicht?“ rief er. Der Bär antwortete: „Ich sehe die Füchsin kommen mit etwas, das viel kleiner ist, und das herumtanzt wie ein Teufelchen.“ Darauf sagte der Löwe: „Vielleicht scheint es dir nur so, denn du siehst sie von weiter Ferne. Aber fürchte dich nicht, laß dich nicht einschüchtern, passe nur scharf auf, so daß wir nicht von ihnen überrascht werden, und dann werden sie hören, was wir miteinander reden, und wer weiß, was uns dadurch passieren wird.“ — „Mut, Mut“, ruft das Wildschwein dem Löwen zu, „hab keine Furcht, denn sobald sie näher kommen, werde ich ihre Schritte hören.“

Inzwischen kam die Füchsin mit dem Kater den Weg entlang, und der Kater tanzte und sprang immerfort. Auf einmal sahen sie eine Elster, die auf einem Baume

saß. Da blieben sie einen Augenblick stehen, und der Kater sagte: „Gemahl, hier ist das Geschenk, das wir dem König bringen können; warte einen Augenblick.“ Mit diesen Worten kletterte der Kater auf den Baum hinauf, schlich sich langsam näher, und mit einem Griff faßte er den Vogel. Der Bär, der dies aus der Ferne sah, war nun fest überzeugt, daß es der Teufel sein mußte, und vor Furcht zitternd sagte er zum Löwen, dem König: „Herr, wir sind alle verloren nach dem, was ich soeben gesehen habe. Wenn er sogar einen Vogel im Fluge oben erwischen konnte, dann wehe uns. Der Wolf hat wirklich recht gehabt, daß er sich so erschrocken hat. Nun hütet euch nur, denn sie kommen jetzt näher.“

Sie blieben alle ruhig und hielten sich verborgen. Da kam nun das junge Paar und ging in den Palast hinein. Als sie den Tisch gedeckt sahen und niemanden dort fanden, gingen sie wieder zur Tür hinaus, um die Ursache zu erfahren, und blickten rechts und links, um zu sehen, ob vielleicht ihr großer König jetzt ankommen würde. Aber die Zeit verging, und als sie dort respektvoll warteten, setzte sich eine Mücke auf das Ohr des Wildschweins und stach es mit ihrem Stachel. Das Wildschwein schüttelte das Ohr, um die Mücke fortzutreiben. Da sah der Kater, wie die Blätter sich bewegten, und glaubte, es seien Mäuse, die dort herumliefen. Er erhob sich und sagte zur Füchsin: „Geliebte, ich werde jetzt wieder eine Beute machen.“ Und gleich darauf griff er das Ohr mit seinen Zähnen und Krallen an. Das Wildschwein, voller Entsetzen, im Glauben, daß es verloren sei, sprang auf und schrie, während es fortlief: „Flieht, flieht, denn er frißt euch auf; mich hat er schon vernichtet.“ Der Kater, seinerseits erschrocken, sprang auf den Baum zu. Der Bär, der glaubte, daß der Kater käme, um auch ihn zu vernichten, warf sich vom Baum hinunter und blieb tot liegen. Das einzige, was er sagen konnte, war: „Ich sterbe, ich sterbe.“ Als der Wolf das hörte, lief er gleich zum Löwen und sagte: „Was wartest du, o König? Mit zweien ist er schon fertig, jetzt kommt er gleich, um uns auch noch zu vernichten.“ Als der Löwe diesen Bericht vom Wolf hörte, sagte er: „Es ist besser, daß ich im Wasser meinen Tod finde, als lebendig von ihm aufgefressen zu werden.“ Er schloß die Augen und warf sich in den Teich, und der Wolf folgte seinem Beispiel. Als der Kater den Bären oben gesehen hatte, rollte er sich wie ein Ball zusammen und sprang aus Furcht herunter, und er fiel auf einen Baumstamm, der vom Blitz getroffen und scharf wie ein Pfeil war, und wurde aufgespießt. Der Füchsin zersprang die Galle vor solch gewaltiger Furcht, und sie verfiel in den ewigen Schlaf.

Ich habe lange nach Parallelen für diese Geschichte gesucht, bis es mir gelungen ist, in Jacob Grimms Einleitung zu seinem Reinhart Fuchs (Berlin 1834) S. CCXCII eine serbische und S. CCLXXXVff. eine estnische Parallele zu finden. In dem ersten Teil weichen sie von der rumänischen Erzählung ab, indem der Fuchs von den anderen Tieren um seinen Anteil an der Beute und um sein Erbe geprellt wird und sich in folgender Weise an ihnen rächt (serbische Parallele; Grimm, p. CCXCII):

Unterwegs lief sie (die Katze) bald unten, bald oben nach Vögeln. Der Bär auf dem Birnbaum sah es von weitem und rief dem Schwein zu: „Schlimm, schlimm, dort kommt der Fuchs mit einem schrecklichen Kriegermann, er hat ein Marderfell umgeworfen, und unterwegs fängt er Vögel im Flug.“ Die Katze kam dem Bär aus dem Gesicht, ging gerade auf die Scheune los und begann Mäuse im Stroh zu suchen. Das Schwein erhob den Kopf, um zu sehen, was es wäre; die Katze sah den Rüssel und hielt ihn für eine Maus, im Sprung fuhr sie drauf los dem Schwein auf die Nase. Laut schreiend lief das Schwein fort und sprang in einen Bach. Die Katze erschrak vor dem Schwein und sprang unter den Birnbaum. Der Bär dachte: „Jetzt hat er die Maus erwürgt und will sich an mich machen.“ Vor Schrecken stürzte er vom Baum hinab, zerfiel sich und kam um.

Die estnische Parallele lautet (Grimm S. CCLXXXVI):

Während er hinging, versteckten sich die beiden, damit er sie bei der Wiederkehr nicht finden sollte. Der Bär stieg auf eine Tanne, der Wolf kroch unter einen Haufen Reiser. Der Fuchs aber brachte im ganzen Dorf nichts zusammen als eine Katze und ein Hündchen. Die Katze legte den Schwanz auf ihren Rücken, und der Hund hinkte. Als sie der Bär von weitem kommen sah, rief er dem Wolf zu: „Der Fuchs kommt und bringt zwei junge Leute mit, einer hat einen Zaunstecken auf dem Rücken, der andere pflückt Steine.“ Der Wolf zitterte vor Furcht unter den Reisern, doch ragte sein Schwanz hervor. Als die Katze den Schwanz sich regen sah, dachte sie, es wäre eine Ratte, sprang darauf und zog den Wolf heraus. Sie erschrak vor dem großen Tier und lief unter die Tanne, worauf der Bär saß. Der Bär dachte, dem Wolf sei schon das Garaus gemacht, und nun komme die Reihe an ihn; er sprang hinunter und brach den Hals. Der Wolf lief vor Furcht in den Wald, und so blieb dem Fuchs alles Fleisch.

Da sich die Geschichte auch im Serbischen findet, ist man wohl berechtigt, orientalischen Ursprung anzunehmen, und man müßte weiter untersuchen, auf welchem Wege die Geschichte zu den Esten gekommen ist; vielleicht durch russische Vermittlung. Ich habe allerdings in der russischen Literatur bisher keine Parallele gefunden.

*

In der folgenden Erzählung ist Pann außerordentlich weitschweifig. Gleich am Anfang beim Erzählen der Geschichte der vier Unglücklichen, und auf welche Weise sie zugrunde gingen, geht er auf viele Einzelheiten ein, die er durch geschickt aneinander gereimte Sprichworte anschaulich wiedergibt. Da diese Geschichten nicht wesentlich zur Erzählung beitragen, habe ich sie ausgelassen, besonders weil im Laufe der Erzählung dies alles noch einmal kurz erwähnt wird. Ich habe mich auf die wesentlichen Punkte dieser Erzählung beschränkt, aber jedes Motiv ist treu beibehalten worden, auch etwas von der Dialogform, die so charakteristisch für alle Erzählungen von Anton Pann ist.

Die vier Unglücklichen.

Ein Landmann hatte all seinen Reichtum verschwendet, und im tiefsten Elend unternahm er die weite Reise und machte sich auf, das Glück¹⁾ zu suchen, um es zu bitten, sich seiner anzunehmen. Als er müde und zerschlagen seines Weges zog, traf er einen andern Unglücklichen, einen Kaufmann, ebenso zerrissen und zerlumpt wie er, der auch auf dem Wege war, das Glück aufzusuchen, das ihn so schlecht behandelt hatte. So gingen sie zusammen des Weges und trafen einen dritten, einen Edelmann, dem es ebenso ergangen war, und der sich ihnen anschloß. Als sie ihres Weges dahinzogen und immerfort nach dem Palaste des Glücks Nachfrage hielten, trafen sie einen vierten, einen Königssohn, der ganz ähnlich aussah, auch zerrissen und zerschlagen. Und so wanderten sie die ganze Zeit und fragten immer wieder nach dem Wege, bis sie endlich einen alten Mann trafen, der ihnen sagte, wo das Glück wohne, nämlich auf dem Gipfel eines Berges in einer großen Wüstenei, zu der kein Weg hinaufführe. Der Berg sei sehr steil, und es gebe nicht einmal einen Pfad; denn das Glück fliege dorthin und brauche keinen Weg, um hinaufzusteigen. Und er zeigte ihnen den Berg aus der Ferne. Mit großer Mühe kletterten sie langsam den Weg hinauf, manchmal auf allen Vieren, bis sie endlich einen Palast erblickten, ganz aus Kristall erbaut,

¹⁾ Das rumänische Wort *noroc* bedeutet sowohl 'Schicksal' als 'Glück'.

der im Lichte der Sonne wie in Flammen gehüllt aussah. Sie mühten sich lange ab hinzukommen, aber immer wieder glitten sie aus und zerschlugen sich das Gesicht. Sie erkannten, daß alles mit Glatteis bedeckt war, und da sie wußten, sie würden so nie hinaufkommen, kletterten sie wieder herunter, um einen Platz im Walde zu suchen, wo jemand Feuer gemacht hatte. Sie fanden auch einen solchen Platz, sammelten die Asche, kletterten wieder hinauf und streuten die Asche auf dem Eisberg aus. Und so gelangten sie zum Palaste. Sie traten ein und fanden das Glück auf einem hohen Thron sitzen, majestätisch wie ein König, mit dem Szepter in der Hand und leuchtend wie die Sonne. Das Glück fragte sie: „Was hat euch hergebracht, was wünscht ihr?“ „Wir haben alles verloren, und wir kommen zu dir, um dich zu bitten, dich unser zu erbarmen.“ „Ich werde meinen Verweser beauftragen, daß jeder von euch in seiner Weise etwas erreichen soll.“ Und als es dann die große Glocke läutete, kam der Verweser herein. Es fragte ihn: „Warum ist es diesen Leuten so schlecht ergangen?“ Darauf öffnete der Verweser sein Buch und las, was dort eingetragen war, und sagte zu dem ersten, dem Landmann: „Dein Vater war ein Bauer, den habe ich bereichert, damit er dich gut erziehen und dir ein reiches Erbe hinterlassen sollte. Du hast aber alles verschwendet. Wer hat mehr Schuld als du selbst, daß du jetzt so arm bist? Und du“, sagte er zum zweiten, „du bist in der Stadt geboren und Sohn eines Kaufmanns. Du hast dein Geschäft vernachlässigt und bist infolgedessen zugrunde gegangen. Du bist allein an deiner Armut schuld.“ Er wandte sich zum dritten und fuhr fort: „Du bist der Erbe eines Edelmannes. Er hinterließ dir große Reichtümer, und du hast sie ebenfalls vernachlässigt und verschwendet; du hast keinen Grund, dich zu beklagen.“ Und dann wandte er sich zum vierten und blickte ihm ins Gesicht und sagte: „Du bist ein Prinz und hast einen Zwilling Bruder. Durch das Los wurde dein Bruder zum Thronfolger ernannt, und dir wurden ungeheure Reichtümer gegeben. Daraufhin hast du dich schlecht benommen und wurdest aus dem Lande vertrieben. Jetzt gehst du wie ein Elender herum, nur wegen einer dummen Laune. Was kann ich jetzt für dich tun?“ Das Glück erklärte dann, daß es die Männer wieder empfangen wollte. „Ich“, sagte es zu ihnen, „bin von Gott bestellt, Reichtümer zu verteilen, aber Verstand kann ich euch nicht geben, den hat man von Geburt an.“ Nachdem es allen erklärt hatte, in welcher Weise sie ihr Glück durch eigene Schuld verloren hätten, sagte es: „Ihr habt kein Recht, euch bei mir zu beklagen, denn ihr habt ja alles gehabt und es selbst vergeudet. Da ihr aber jetzt gekommen seid und gewürdigt wurdet, mein Angesicht zu sehen, werde ich meinem Verweser den Auftrag geben, euch etwas Trost zu schenken. Geht nur jetzt wieder in die Welt hinaus, und das Glück wird euch treffen, wo ihr auch seid. Aber erinnert euch, was ihr von mir gehört habt, und was ich euch gesagt habe, und wie ich euch gezeigt habe, daß Faulheit nicht nützt, sondern Arbeit, Klugheit und Höflichkeit.“

Nachdem sie diese Worte gehört hatten, verbeugten sie sich und gingen stumm fort. Als sie auf den Wegen und Stegen dahinwandelten, wiederholten sie unter sich, was sie gehört hatten. Der Prinz richtete seine Augen zum Himmel und sagte: „O Welt, wie groß sind deine Täuschungen.“ Aber der Sohn des Landmanns unterbrach ihn gleich und sagte: „Hast du nicht gehört, nicht die Welt ist Täuschung, arbeiten muß man, wenn man etwas verdienen will, um zu leben.“ Der Kaufmannssohn sagte: „Alles gut, aber Verstand muß man haben; mit Verstand allein kann man weiterkommen.“ Der Edelmann sagte: „Ja, Höflichkeit und Ehrlichkeit ist es, was von Bedeutung ist; wie das Sprichwort sagt: „Küsse den Mann und ziehe ihm das Geld aus der Tasche.“ Der Prinz aber sagte: „Was redet ihr leere Worte? Zeigt es durch eure Tat.“ Und so kamen sie auf eine große Straße und gelangten endlich in eine Stadt, die sehr bevölkert war, und wie man sah, war es eine königliche Residenz. Sie zogen in einen Gasthof, aber sie hatten keinen Pfennig. Der Wirt sah, daß von diesen Leuten nicht viel herauszuholen sei, und gab ihnen ein Zimmer im obersten Stock. Auf dem Bett lag nur eine Schilfmatte. Sie waren auch damit zufrieden, denn sie wußten, daß sie keine bessere Wohnung bekommen würden. Es war schon Abend geworden, und müde wie sie von der Reise waren, legten sie sich schlafen.

Als sie am anderen Morgen aufwachten, sagte der Prinz zu dem Landmann: „Auf dem Wege hast du gesagt, mit Arbeit allein könne man sich Geld verdienen; wie beweist du das?“ Der Landmann stand auf und ging in die Stadt mit seinen zerlumpten Kleidern. Er blickte herum, ging in die Läden, und die Leute, die ihn in diesem Zustand sahen, sagten: „Das ist eine neue Mode, wahrscheinlich aus der Ferne hergebracht.“ Ein alter Mann, der ihn sah, sagte: „Du Ungeschorener, was stehst du da und guckst herum? Wenn du arbeiten willst, ich habe drei Wagenladungen Holz. Komm und zerschneide es.“ — „Aber ich habe keine Axt.“ — „Hier hast du eine.“ Da nahm er die Axt und zerschnitt das Holz, dann nahm er das Geld und lief nach Hause und zeigte es seinen Freunden. Als diese das Geld sahen, freuten sie sich sehr und bereiteten ein schönes Mahl. Sie sangen und tanzten und zündeten sogar einige Kerzen an und wollten keinen Pfennig für den nächsten Tag übrig lassen.

Am anderen Morgen, als sie aufstanden, nahm der Prinz eine Kohle vom Herde und schrieb auf die Wand: „Gesegnet sei die Arbeit. Sie hat uns allen vieren zu essen gegeben.“ Er wandte sich dann zu dem Kaufmann und sagte: „Du hast doch gesagt, daß man sich mit Klugheit ernähren kann. Geh nur und zeige, was du heute leisten kannst.“ Dieser, zerlumpt wie er war, ging in die Stadt, um zu sehen, ob er etwas verdienen könne; und die Leute die ihn sahen, machten sich über ihn lustig. Als er so hin und her ging und sah, daß er in der Stadt nichts verdienen könne, ging er an den Hafen, da er hörte, daß ein großes Schiff angekommen sei, das jetzt auslade. Kaufleute kamen dorthin, um die verschiedenen Waren zu kaufen. Wie er dort anlangte, sah er, daß die Kaufleute zurückkamen, denn sie konnten sich über den verlangten Preis nicht einigen. Er sagte: „Meine Herren, wenn ihr kaufen wollt, kommt mit mir, ich will zusehen, daß man euch nicht betrügt. Ich werde euch sagen können, welchen Preis ihr bezahlen sollt. Denn ich weiß, was die Ware an ihrem Ort kostet.“ Als die Kaufleute das hörten, sahen sie, daß sie einen Mann vor sich hatten, der die Sache verstehe. Als sie zum Hafen zurückkehrten, drehte er die Ballen um und sagte dann: „Ich erkenne an dieser Marke, daß diese Ware aus jenem Orte kommt, und dort kostet sie so und so viel. Und mit so und so viel Verdienst muß man sich zufrieden geben, mehr braucht man nicht zu zahlen.“ Und so drehte er einen Ballen nach dem andern um und sagte die Preise an und gab auch zugleich an, wie hoch der Verdienst sein müsse. Als die Kaufleute das sahen, waren sie froh und belohnten ihn. Er hatte nun einen Haufen Geld. Mit diesem lief er nach Hause und zeigte ihn seinen Freunden. Die unglücklichen Gefährten, die auf ihn warteten, sagten, als sie die Hand voll Geld sahen: „Heute werden wir ein besseres Mahl haben.“ Sie sangen und tanzten, und der Wirt wunderte sich, woher die Zerlumpten so viel Geld hatten. Sie steckten viele Lichter an und aßen und tranken und gaben ihr ganzes Geld aus bis auf den letzten Pfennig. Dann legten sie sich hin, um zu schlafen.

Am anderen Morgen nahm der Prinz die Kohle und schrieb an die Wand: „Heute haben vier Leute durch Klugheit sich gut ernährt.“ Und dann wandte er sich zu dem Edelmann und sagte zu ihm: „Du hast gesagt, mit Höflichkeit und Ehrerbietung komme man weiter. Sieh, was du heute damit leisten kannst.“ Der Edelmann sah, daß nun die Reihe an ihn gekommen war. So ging er fort, ohne ein Wort zu reden. Er ging mit großen Schritten, die Hände auf dem Rücken, um zu zeigen, daß er nicht einer der gewöhnlichen Arbeiter war, und grüßte höflich jeden, dem er auf der Straße begegnete, rechts und links. Die Leute, die ihn sahen, lachten über ihn und redeten und sagten: „Seit einigen Tagen sehen wir eine neue Tracht.“ Und nachdem er lange Zeit in der Stadt herumgelaufen war, merkte er, daß er nichts verdient hatte. In seiner Verzweiflung wanderte er bis an die See und wollte sich hineinstürzen. Eine mitleidige Frau, deren Haus dort in der Nähe war, sah ihn und schickte ihre Magd aus, den Verzweifelten zu holen. Die Magd brachte ihn gleich hinauf, und die gute Frau fragte ihn, wer er sei, und warum er sich ertränken wolle. „Ich bin von hoher Abstammung“, sagte er, „aber leider vom Unglück verfolgt. Ich weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen kann; ich schäme mich Betteln zu gehen, und anstatt elend und hungrig herumzulaufen, ist es besser, meinem Leben ein Ende zu machen.“ — „Wenn du wirklich von so vornehmer Abkunft bist, dann komm und wohne hier, und hier

hast du 15 Dukaten; geh und kaufe dir Kleider, wie sie dir passen. Ich gebe dir auch einen Diener, der dich durch die Stadt führen soll und dich wieder hierher zurückbringt.“ Er nahm das Geld und dankte der Frau und ging mit dem Diener fort. Aber er gedachte seiner armen Freunde, und es fiel ihm nicht ein, sich Kleider zu kaufen; in geschickter Weise entschlüpfte er dem Diener. Als er bei seinen Freunden anlangte, zeigte er ihnen den reichen Schatz in seiner Hand. Als sie ihn sahen, freuten sie sich und befahlen einen reichen Tisch zu decken. Sie aßen und tranken und sangen mit lauter Stimme und machten einen großen Lärm. Und so verpraßten sie auch dieses Geld.

Am anderen Morgen nahm der Prinz eine Kohle und schrieb an die Wand: „Heute haben vier Gesellen sich durch Höflichkeit ernährt.“ Nun kam an ihn die Reihe, und er ging auch gleich in die Stadt, nicht mit dem Vorsatz, Geld zu verdienen, sondern um spazieren zu gehen, so daß er, wenn er zurückkäme, ihnen sagen könnte: ich habe recht gehabt; es ist doch eine hoffnungslose Welt. — Als es spät wurde, wollte er zurückkehren, aber er sah, daß plötzlich alle Läden geschlossen wurden. Die Leute liefen hin und her. Er erfuhr, daß der König gestorben sei, und große Aufregung unter dem Volke herrsche, denn der König habe keinen Erben hinterlassen. Er fragte weiter: „Wo wird der König beerdigt?“ Ein Bettler sagte ihm: „Im Tempel im Palast.“ Als er das hörte, lief er gleich hin zum Tempel, und als er hineinging, setzte er sich auf den königlichen Thron. Man war eben dabei, die Gruft zu graben. Als die Priester ihn mit großer Würde dort sitzen sahen, fingen sie an, über ihn zu lachen: „Seht mal, auf den königlichen Thron hat sich ein Verrückter gesetzt, ihm fehlen nur die Hörner.“ Inzwischen kam der Trauerzug heran. Als die Minister hereinkamen, waren sie verwundert, ihn dort sitzen zu sehen, und gaben den Befehl, man solle ihn ins Gefängnis werfen, bis die Beerdigung vorüber sei, dann würden sie ihn richten. Nachdem nun die Beerdigung vorüber war, kamen sie zurück und fingen an zu beraten, wen sie auf den Thron setzen sollten. Da stand einer auf und sagte: „Laßt uns zuerst mit unserer Arbeit anfangen. Laßt den Mann herbringen, und von ihm wollen wir erfahren, wie er dazu kam, sich auf den Thron zu setzen.“ Sie brachten ihn und fragten ihn: „Wie kamst du dazu, dich auf den königlichen Thron zu setzen?“ — „Als Prinz; und da ich den Thron leer sah, habe ich es richtig befunden, mich dorthin zu setzen.“ — „Aber wer bist du denn?“ fragten sie ihn. — „Ich bin der Sohn jenes Königs, und ich bin, wie ihr seht, durch fremde Länder gezogen.“ Sein Vater war der König des Nachbarlandes, und sie hatten daher sein Bild und die seiner Söhne, und sie erkannten ihn. Darauf sprachen sie alle mit einer Stimme: „Hier ist unser König, Gott hat ihn uns geschickt. Sein Vater ist groß und mächtig, wie ihr wißt, und durch seinen Sohn werden wir jetzt Glück haben.“ Die Minister riefen ihn gleich zum König aus. Danach wurde er gebadet, und es wurden ihm königliche Kleider angezogen, und man führte ihn gleich in die Stadt, damit das Volk ihn sehen solle.

Aber der neue König dachte an seine Freunde und wünschte sich ihnen in seiner königlichen Pracht zu zeigen. Er gab den Befehl, die Parade solle an dem Haus, in dem seine Freunde waren, vorüberziehen. Diese warteten ungeduldig, daß er mit etwas in der Hand zurückkommen solle. Auf einmal hörten sie Trompeten und Fanfaren, und sie blickten auf die Straße, um zu sehen, was da vor sich ginge, und sie sahen dort den Zug. Der Landmann erkannte gleich, als der König dort vorüberzog, daß es ihr Freund sei, und er rief seinen Genossen zu: „Seht dort, unser zeretzter Freund ist jetzt König geworden.“ Darauf riefen die zwei anderen: „Bist du verrückt? Woran erkennst du ihn denn? Dich muß man festbinden wie einen Irrsinnigen.“ Während sie sich miteinander zankten, blieb der Zug vor dem Hause stehen, der König stieg vom Pferde, ging in das Haus und stieg die Treppe hinauf. Als sie ihn sahen, erschrakten sie und versuchten, sich in den Winkeln des Zimmers zu verstecken. Als sie den König ins Zimmer hineinkommen sahen, krochen sie aus ihren Verstecken hervor. Aber der König nahm wieder die Kohle und schrieb: „Alles hängt von den Vorfahren ab.“ Der Landmann, der eben hinter dem Ofen hervorkam, rief den anderen zu: „Ihr wolltet mir doch nicht glauben; nun seht, er ist König geworden.“ Aber der König sagte zu ihnen: „Schweig und kommt alle heraus, denn das Glück

wollte, daß ihr durch mich heute beglückt werden sollt.“ Nachdem er das gesagt hatte, brachte er sie an der Spitze der ganzen Parade in den Palast. Leute, die sie dort an der Spitze des Zuges hoch zu Roß sahen, wunderten sich und lachten und sagten: „Seht doch, unser König ist ein lustiger Mensch, er hat hier schon seine Narren.“ Aber der König in seiner ganzen Pracht wollte seinen Freunden Trost bringen und zeigte sich als treuer Freund. Er nahm ihnen die zerfetzten Kleider ab und kleidete sie in kostbare Kaftane. Und er gab ihnen hohe Stellungen, und dann erkannten sie, daß es kein Traum war, sondern Wirklichkeit. Das Sprichwort, das das Glück ihnen damals mit auf den Weg gegeben hatte, bewahrheitete sich nun: „Wenn das Glück sich wenden will, dann bringt eine Stunde, was ein Jahr nicht bringen kann.“

Für diese Erzählung steht der orientalische Ursprung außer allem Zweifel, denn sie gehört ursprünglich dem Kreis des Panschatantra an und ist in die türkische Bearbeitung Humayun Nameh hereingekommen und von da wahrscheinlich in das Volk gedrungen. Cardonne hat sie später in seine *Mélanges de Littérature Orientale* aufgenommen. In der von V. Chauvin, *Bibliographie des Ouvrages Arabes* 2 (Paris 1897), 109, No. 72 angegebenen Literatur findet sich keine Parallele in der Literatur des Westens. Ich begnüge mich daher, auf Chauvin zu verweisen. Ich will der Hoffnung Ausdruck geben, daß es vielleicht einem Forscher gelingen wird, weitere Parallelen für beide Erzählungen zu finden.

Karl Weinholds Sammlung steirischer Volkslieder.

Von Wilhelm Hansen, Berlin.

Im Jahre 1858 erschien in Graz ein „Aufruf zu einer Sammlung der steirischen Volkslieder und Volksreime“. Verfasser dieses Flugblattes war Karl Weinhold, der in Gemeinschaft mit dem historischen Verein für Steiermark mit diesem Versuch die Grundlage einer umfassenden Sammlung steirischer Volkslieder schaffen wollte. Im Anschluß an die Liederaufzeichnungen aus dem Besitze des Erzherzogs Johann sollte hier in großzügiger Weise das gesamte noch in der steirischen Volksüberlieferung lebendige Liedergut erfaßt werden. So zählt Weinhold in seinem Aufruf alle Gattungen des Volksliedes auf, die er mit kurzen Hinweisen für den Sammler erläuterte: Geistliche Volksgesänge, Balladen, geschichtliche Lieder, Liebeslieder, Ehestandslieder, Ernte- und Herbstlieder, Lieder bei der Weinlese, Klagen auf den Winter, Sprüche beim Scheibenschlagen am Osterfeuer, Soldatenlieder, Hirten- und Bergmannslieder, Handwerkslieder, Trinklieder, Scherz- und Spottlieder, Kinderlieder und schließlich die Schnaderhüpfeln, von denen er sagt: „Sie zu sammeln ist schwer und leicht; schwer, weil gute Freunde den Sammler mit nachgemachter Ware leicht täuschen, leicht, weil die echten Quellen nur einer willkommenen Stunde harren, um überreich zu sprudeln.“

Leider entsprach der Erfolg dieses Aufrufes nicht den Hoffnungen, die Weinhold darauf gesetzt hatte. In den Mitteilungen des historischen Vereins

für Steiermark veröffentlichte er im Jahre 1858 eine kurze Abhandlung „Über das deutsche Volkslied in Steiermark“, die noch einmal für die geplante Sammlung werben sollte. „Die Blätter der Aufforderung“, schreibt Weinhold, „welche wir im Frühjahr 1858 durch das Land fliegen ließen, mögen zwar Leser gefunden haben in Menge, trafen aber auf wenig bereitwillige Hände. Ich habe dies um so mehr zu bedauern, da ich selbst unmittelbar aus dem Volke nichts zu sammeln imstande bin, indem ich mich als Norddeutscher bei aller Mühe demselben nicht in der Weise verständlich machen kann, um volles Vertrauen zu erwecken. Diese Zeilen sind also ein wiederholter Klopfer an die steirischen Türen. Sollte auch darauf nur an wenigen Orten der Liederhort aufgetan werden, so mögen die hier gegebenen Mitteilungen wenigstens ein Kleines zur Kenntnis des steirischen Volksliedes beisteuern.“

Weinholds Abschrift des eingesandten Materials, die sich in meiner Sammlung befindet, enthält auf 71 Quartblättern 69 Volkslieder, denen in einem Anhang noch 425 Vierzeiler¹⁾ und 103 erotische Schnaderhüpfeln beigelegt sind. Weitaus das meiste Material stammt aus schriftlicher Überlieferung. Nur ein kleiner Teil der Lieder ist unmittelbar aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden. Es bleibt bedauerlich, daß Weinholds Bemühungen so geringen Anklang fanden, und er selbst aus begreiflichen Gründen sich nur auf die Sichtung und Bearbeitung der ihm zur Verfügung gestellten Liederaufzeichnungen beschränken mußte. Erst zwei Jahrzehnte später entstand daher in Anton Schlossars Sammlung²⁾ das erste große steirische Volksliederbuch, in dem jedoch Weinholds Aufzeichnungen nicht enthalten sind. So besteht zwischen den ersten frühen österreichischen Liedersammlungen aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts³⁾ und Anton Schlossars Veröffentlichung eine empfindliche Lücke, die im wesentlichen nur durch die Aufzeichnungen aus dem Besitz des Erzherzogs Johann und durch Karl Weinholds Sammlung steirischer Volkslieder ergänzt werden kann.

* * *

I. Die Herkunft der Lieder.

Aus der Veitsch (Obersteier): Nr. 1, 2, 3, 4, 8, 10, 19, 23, 30, 33, 36, 39, 42, 44, 47, 51, 53, 58, 61, 62, 65, 67, 68.

Aus dem Bretsteiner Liederbuch: Nr. 12, 13, 24, 32, 35, 45, 50, 55.

Aus Obersteier: Nr. 26, 28, 29, 31, 49.

Aus dem Mürztale: Nr. 21, 40, 46.

S. Lorenzen bei Trieben: Nr. 17, 18, 48.

Aus dem oberen Kainachtale: Nr. 11, 54.

¹⁾ Veröffentlicht von Weinhold in den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 9. Heft (1858) S. 17—23.

²⁾ Anton Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881.

³⁾ Franz Ziska und Julius Max Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen. Pesth 1819.

Aus der Gegend von Tobel und Preding: Nr. 7.

Ober-Zeiring: Nr. 9.

Gobenitz bei Knittelfeld: Nr. 57.

Aus einem handschriftlichen Liederbuch einer Mühle des Rabtals: Nr. 27.

Aus den Alpen: Nr. 60.

*

Aus gedruckten Liederquellen: Nr. 20, 22, 25, 38, 69.

*

Unbekannter Herkunft: Nr. 5, 6, 14, 15, 16, 34, 37, 41, 43, 52, 56, 59, 63, 64, 66.

*

II. Verzeichnis der Liederanfänge.

1. Aber geh mei liebs Diernl, geh leich mir d' Latern:
Aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Nikolai, Feyner kleiner Almanach 1, 80; Blümml, Erotische Volkslieder S. 30; Hessische Blätter für Volkskunde 9, 58; Erk-Irmer, Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen 1. Heft Nr. 44; Ditfurth, Fränkische Volkslieder 2, 275.
2. Arm Kroatl nix zu leben, nix mehr Madel Bretzel geben:
„Das arm Kroatl.“ Aus der Veitsch. Neun Strophen ohne Melodie. Erste Strophe veröffentlicht von Karl Weinhold in den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 9. Heft (1858), 14 (Lied des kroatischen Hühnerhändlers). Vgl. Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 35. Als „Aria“ in der Schrift „Etwas für Kasperls Gönner. Wien 1781“ (Neudruck bei Gugitz, Der weiland Kasperl, 1920, S. 83ff.).
3. Auf hohen Bergen lebt man frei, auf die Nacht geht man ins Gäu:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Härtel, Deutsches Liederlexikon S. 51.
4. Bin arms Gromotl auf der Welt, hat sie gholt der Teufel den Geld:
„Ein andres.“ (Zu Nr. 2.) Aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Ähnliches Lied bei Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steiermärkischen Salzkammergut S. 297 (Spottlied auf die italienischen Maurergesellen).
5. Bin i mein Löbdag nôt drauri gwöst allweil a lustiga Bua:
„Der lustige Bueb.“ Vier Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Karl Weinhold in den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 9. Heft (1858), 16f. Vgl. Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark S. 385; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 719; Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (1819) S. 171.
6. Bin ja da Kolbauabue und dâs a râra Bue:
„Der Kohlbauerbub.“ Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (1819) 155; Mautner und Zoder, Hundert alte Lieder fürs Landvolk Nr. 6; Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volks-Lieder aus Kärnten 2, 126.
7. Bin nachten spat gang schlafen, bin lang, lang ruabi glögn:
Krippellied aus der Gegend von Tobel und Preding. Neun Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold a. a. O. S. 2f.
8. Bruder, mich durstet so sehr! Bruder, mich noch viel mehr!:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sieben Strophen ohne Melodie.
9. Da steh i herobmat, schau abi in See:
„Weit vom Diendl.“ Aus Ober-Zeiring. Drei Strophen mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 1.

10. Der Oansiedla in da Clausen, wanns ihm z'kold is, geht ar ausi:
„Der Einsiedler.“ Aus der Veitsch. Eine Strophe mit Melodie. Vgl. Schlossar, Deutsche Lieder aus Steiermark S. 331; Mautner, Steyrisches Rasplwerk S. 33.
11. D'r Summer geht um'er, die Heumahd, d'r Schnitt:
Aus dem oberen Kainachtale. Eine Strophe mit Melodie. Vgl. Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 977.
12. Erstanden ist der heilig Christ, der aller Welt ein Tröster ist:
„Osterlied“ aus dem Bretsteiner Liederbuch. Sechs Strophen mit Melodie. Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 3, 681; Hoffmann, Geschichte des Kirchenliedes S. 354; Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 2, 513, 532 und 4, 29.
13. Erstanden ist Herr Jesus Christ, singt all mit Freud Alleluja!:
„Osterlied“ aus dem Bretsteiner Liederbuch. Neun Strophen ohne Melodie. Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 4, 174.
14. Es ritt ein Ritter wohl über das Ried, er singet ein schönes und neues Lied:
„Der Ritter und die zwölf Jungfrauen.“ Sechzehn Strophen mit Melodie. Vgl. Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark S. 358; Rosegger, Volkslieder aus Steiermark Nr. 19; Erk-Böhme 1, 118f.
15. Es war a Mal a frischer Bua, der ging der Hahnpfalz zua:
Acht Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 8.
16. Franzl! Das will ich dir sagn, was sich z' Wien neu's hat zutragn:
Fünf Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 7.
17. Franzl, ich hab dir's gsagt, der Bayrfürst wird ausjagt:
Aus S. Lorenzen bei Trieben. Sieben Strophen mit Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 6f. Vgl. Schlossar S. 287.
18. Gott der Vater hat erschaffen zwei Person im Paradeis:
Aus S. Lorenzen bei Trieben. Acht Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 546; Mautner, Rasplwerk S. 215; Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steyerländischen Salzkammergut S. 238.
19. Gottstausend mein Nachbarin Lena, was neustens wie Menscha anstella:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 369.
20. Guter Kaiser Ferdinand, wie sehr bist du gedrückt:
„Des sogenannten rosenfarbenen deutschen Hans sein Kaiserlied.“ Gesungen von den deutschen Soldaten des österreichischen Heeres in Italien 1848. Acht Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 7. Vgl. Schlossar S. 308. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 2 Nr. 572; Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 170; Helfert, Der Wiener Parnaß im Jahre 1848 S. LXII (Das Lied stammt aus Tirol, wo es zuerst bei den Vintschgauer Schützen aus Prad auftauchte).
21. He fodll ha Bue scha los a weng zue:
„Weihnachtslied“ aus dem Mürztale. Elf Strophen mit Melodie.
22. Herzu ihr Buben, hat einer ein Lust, mit mir ein Gang zu wagen?:
„Steyermärckischer Raufjodel“ aus: „Ehrliche Gemüths Erquickung / Das ist: Unterschiedliche annehmliche Gesänge / Mit Trostreichen sittlichen Lehren untermischet. Wien 1886. Nr. XXX.“ Neunzehn Strophen mit Melodie. Veröffentlicht von Weinhold in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4 (1894), 335. Vgl. Mautners eingehende Untersuchung in den Bayrischen Heften für Volkskunde 7 (1920), 86—105; Hartmann, Historische Volkslieder 2, 32; Ditfurth, Volks- und Gesellschaftslieder S. 343.
23. Ich hab schon drei Sommer mir hergehn vorgenommen:
„Der Tannenwald.“ Aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar, S. 185; Kohl, Hundert Tage auf Reisen 5, 198; Peter, Volkstümliches aus Oesterreichisch Schlesien S. 259; Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 41; Wolkan, Wiener Volkslieder 2, 171; Erk-Böhme 2, 443.

24. Ich will dich lieben meine Stärke, ich will dich lieben meine Zier:
„Liebe zu Jesu.“ Aus dem Bretsteiner Liederbuch. Sieben Strophen mit Melodie.
Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 3, 275 (Angelus Silesius 1657).
25. Ich will meine Braut ansingen und ihr einen Brautkranz bringen:
Aus: „Geistlicher Brautkranz, welcher von Jesu angetragen und der geistlichen
Braut übernommen wird. Im Thon, wie man das Carmeliter-Josephs-Lied singt.
Graetz gedruckt bei denen Widmannstätterischen Erben“ (4 Blatt 8°). Erste
Strophe veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 5.
26. Ihr Herren, schweigt ein wenig still! Hört, was ich euch singen will!:
Aus einem alten handschriftlichen Liederbuch aus Obersteier. Acht Strophen
ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 11. Vgl. Schlossar
S. 244; Pogatschnigg und Herrmann 2, 542; Mautner, Rasplwerk S. 195. Wolkan,
Wiener Volkslieder 2, 146; Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz S. 189; Kohl,
Heitere Volksgesänge aus Tirol S. 24.
27. Im Frujahr, da baut jeder Vogel sein Nest. Ich bin jetzt schon lang
bei mein Dierndl nit gwest:
Aus einem handschriftlichen Liederbuch des Rabtals. Zwölf Strophen ohne Melo-
die. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 15. Vgl. Schlossar S. 359;
Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich Nr. 50;
Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volkslieds in Böhmen Nr. 109; Preiß,
Unsere Lieder. Singbuch für Österreichs Wandervögel 112; Das deutsche Volks-
lied 4 (1902), 34 und 70.
28. Im Frujahr ist die Stellung kommen, da habens mich zum Soldaten
'nommen:
„Soldatenlied.“ Aus Obersteier (Murau). Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl.
Schlossar S. 311; Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Nieder-
österreich Nr. 1039.
29. Jetzt geh ma auf die Alma, wös Gamserl oben geiht:
„Wildschützenlied.“ „In Obersteier verbreitet.“ Sieben Strophen mit Melodie.
30. Jetzt kommt die Frühlingszeit, wo sich ein jeder gfreut:
Aus einem handschriftlichen Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne
Melodie. Ähnlich bei Ziska und Schottky, Österreichische Volkslieder (1819) S. 81.
31. Jetzt mag i nimmer Bauer bleiben, 's geht halt gleich her, wie es
will!: Aus einem alten handschriftlichen Liederbuch aus Obersteier. Acht
Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 12. Vgl.
Hummel, Bibliographie Nr. 533; Mautner, Rasplwerk S. 201; Mautner, Salz-
kammergut S. 274.
32. Joseph! Wer da, wer da? Wo ist das kleine Kindelein?:
„Weihnachtslied aus einem handschriftlichen Liederbuche aus Bretstein in
Obersteier. Auf dem Deckel steht die Jahreszahl 1732. Sechs Strophen mit
Melodie.
33. Koan scheaners Löbn kanns jo nöt göbn:
„Schweigerinlied.“ Aus der Veitsch. Sechs Strophen mit Melodie. Veröffentlicht
von Weinhold, Mitteilungen S. 9. Vgl. Schlossar S. 163; Hummel, Bibliographie
Nr. 559; Das deutsche Volkslied 29 (1927), 102.
34. Kueh sa! Kueh sa! mein helmete Kueh!:
„Zur Beruhigung der Kuh beim Melken.“ Eine Strophe mit Melodie. Siehe
Anhang Nr. 2.
35. Liebesinbrunst ist mein Leben, Liebesinbrunst ist mein Tod:
„Verlangen nach Liebe.“ Geistliches Lied aus dem Bretsteiner Liederbuch. Sechs
Strophen mit Melodie.
36. Lustig ihr Burschen und lebet wohl auf, jetzt wissen wir, wem wir
zghörn:
„Burschenlied.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Vier Strophen
ohne Melodie.

37. Lustig ist's jetzt auf der Welt, 's gibt alleweil was neus:
„Die lutherische Bibel.“ Aus zwei handschriftlichen Liederbüchern. Zwölf Strophen ohne Melodie. Vgl. Hummel, Bibliographie Nr. 721; Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volkslieds in Böhmen Nr. 304; Deutsche Heimat 21 (1926), 82.
38. Maria die schönste Schäferin, eine getreue Hirtin:
Aus: „Drei schöne geistliche Lieder. Das erste: Die schöne Morgenröthe, die niemals untergeht. Das zweite: O Maria vor deinen Füßen. Das dritte: Maria die schönste Schäferin. Grätz bei den Widmannstätterischen Erben“. Die beiden Anfangszeilen veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 4.
39. Mei Vota hat gsogt, Bua aus dir muast wos wern:
„Veitscher Manier.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie.
40. Mein Diandl is harb auf mi, hab ihr nix tan:
„Betrogene Liebe.“ Aus dem Mürtal. Drei Strophen mit Melodie. Vgl. Erk-Böhme 2, 428; Ziska und Schottky S. 223.
41. Mein Herz ist hoch verliebt, darfs gar wohl sagen:
Geistliches Lied aus einem handschriftlichen Liederbuche. Zehn Strophen ohne Melodie. Die erste Strophe veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 5.
42. Meinst du denn, ich sollt mich kränken wegen deiner falschen Treu?:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 2, 499; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 663.
43. Menscha, kemts her zu mir, sötzen uns hinta d' Tür:
Zwölf Strophen ohne Melodie. Vgl. Keller, Altdeutsche Erzählungen S. 177f.; Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien 1, 221; Wolkan, Wiener Volkslieder 1, 158 (ähnliches Motiv).
44. Mi gfreut jo das bäürische Löbn, weil i holt Franzl hoabß, bleib i daneben:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sieben Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Johannes Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 28 (1918), 76f.
45. Mit Freud, so wölln wir heben an, dref König von Oriente:
„Dreikönigslied“ aus dem Bretsteiner Liederbuche. Elf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 39.
46. Möcht ainer wißen, was d' Leut denn dorscht tain, warum sö bam Tischl selbn so umma lain:
„Neujahrslied“ aus dem Mürtale. Zehn Strophen mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 3.
47. Nach kurz überstandenen Leiden erfolgen die himmlischen Freuden:
„Die himmlischen Freuden.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechzehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 550. (Von Nicolaus Sturm um 1780 gedichtet.)
48. Nichts lieb ich also frei als die Liebs-Schäferei:
„Geistliche Schäferei“ aus einem alten handschriftlichen Liederbuche aus S. Lorenzen. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 4.
49. O großer Gott, jetzt ist es aus, die Not streckt schon nach mir:
„Bettlerlied“ aus einem obersteirischen, handschriftlichen Liederbuche. Sechs Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 13.
50. O Josef mein, schau mir umb ein kleines Ortelein!
„Wechselgesang zwischen Maria und Josef.“ Aus dem Bretsteiner Liederbuch. Siebzehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied 1, 409.
51. O Kaiser Franz, wie lang hast du gestritten um deinen Thron, und jetzt mußt du erliegen:
„Lied vom Kaiser Franz.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Sechs Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 307.

52. Obn auf der Alm steht an Aansideley, is nix als Gebüsch und a Stanzerl dabey:
„Der Einsiedler und der Teufel.“ Neun Strophen mit Melodie. Vgl. Schlossar S. 329.
53. Pfui Teufel! Bua scham di, und d' Leut segn di aft hoam gehn:
„Der faule Bua.“ Aus der Veitsch. Eine Strophe mit Melodie. Siehe Anhang Nr. 4.
54. Sollt schon a Maarknecht seyn, kann noch kaan Zaun z'samzäun:
Aus dem oberen Kainachtale. Eine Strophe mit Melodie. Vgl. Das deutsche Volkslied 27 (1925), 75.
55. Von Toten auferstanden ist, Alleluja! Der höchste Heiland Jesu Krist! Alleluja! Alleluja!:
„Osterlied“ aus dem Bretsteiner Liederbuche. Acht Strophen ohne Melodie.
56. Wann auf d' Alm der Mezger kimmt, geht er zur Schwoagrinn her:
„Der Mezger auf der Alm.“ Vier Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 262; Hummel, Bibliographie Nr. 562.
57. Wann i no a weni leben sollt, geh ichs wurzengraben an:
„Wurzengraberlied.“ Aus Gobenitz bei Knittelfeld. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 2, 144.
58. Wann ich des Abends früh aufsteh und des Morgens schlafen geh:
„Verkehrtes.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Zehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Simrock, Deutsche Volkslieder S. 566; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 801.
59. Wann ich in der Fruh aufsteh und zu meiner Schwoagrinn geh:
„Almlied.“ Fünf Strophen ohne Melodie. Ähnlich bei Erk-Böhme 2, 406.
60. Wanns nur a Mal schön aper war und auf der Alm schön grün:
„Die Schwoagrinn und der Bur.“ „Aus den Alpen.“ Dreizehn Strophen mit Melodie. Vgl. Schlossar S. 154; Mautner, Rasplwerk S. 291; Mautner, Salzkammergut S. 160; Pogatschnigg-Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 2 Nr. 606; Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele Nr. 63.
61. Was bekümmerts mich und wenn ich wandre bei so schöner Frühlingszeit?:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Acht Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 232.
62. Was fangen wir Bauernbuben an, da koaner koan Handwerk nót kann?:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Elf Strophen ohne Melodie. Vgl. Schlossar S. 254; Hummel, Bibliographie Nr. 426; Mautner, Salzkammergut S. 272.
63. Was kann mich mehr ergötzen als der edle grüne Wald?:
Sieben Strophen ohne Melodie. Vgl. Erk-Böhme 3, 312 (älteste Quelle ein fliegendes Blatt um 1721, gedruckt zu Prag bei Barbara Franciska Beringerin); Leo v. Seckendorf, Musenalmanach (1808), 64; Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden 1 Nr. 164; Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder S. 76; Mittler, Deutsche Volkslieder S. 899; Hoffmann-Richter, Schlesische Volkslieder S. 209.
64. Was macht denn der Bauer, derselle lange Mann?:
Vier Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 23.
65. Wer in der Freiheit leben will, der geht mit mir in' Wald:
Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Drei Strophen ohne Melodie.
66. Wer recht vergnüglich leben will, der gehe in den Wald:
„Der Jäger und die Sennerin.“ Fünf Strophen ohne Melodie.
67. Wo gehst du hin, verlorne Seel? Ich glaub, du bist ein Jud:
„Der Pastor und der Jud.“ Als Deklamationsstrophen in einem handschriftlichen Liederbuch aus der Veitsch. Sechzehn Strophen ohne Melodie. Vgl. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel S. 142.

68. Wo ich geh und steh tuet mir's Herz so weh:

„Der Erzherzog Johann.“ Handschriftliches Liederbuch aus der Veitsch. Fünf Strophen ohne Melodie. Vgl. Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder Nr. 1320 (verfaßt von Anton Schlosser; zuerst in seinen „Naturbildern aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise. Steyr 1849“); Fuchs und Kieslinger, Volkslieder aus der Steiermark S. 2; Schlossar S. XXXI; Fliegendes Blatt „Sechs schöne neue Lieder. Frankfurt und Berlin. Trowitzsch und Sohn (329) Nr. 2 (Sammlung Hansen).

69. Zu Fasten, da gehet der Sommer heran, ein jeglicher Bauer soll einen Pflug han:

Aus „Vier schöne christliche Lieder. Das erste: Lob des Bawren-Stands. Zur Fasten, da gehet der Sommer usw. Das andere: Es ist ein Schnitter, heißt der Tod. Das dritte: Ein Sünder gieng am Morgen fruh. Das vierte: Ich hab die gantze Nacht gewacht (Holzschnitt). Gedruckt in diesem Jahr.“ Sechs Strophen ohne Melodie. Veröffentlicht von Weinhold, Mitteilungen S. 10.

III. Anhang.

Nr. 1 (s. o. S. 41)

Da steh i her - ob - mat, schau a - bi in See, such

üb'r - all mei Dir - nal, drum is mir so weh. I

such's in der Nä - hat, i such's in der Weit, i

kan's halt nit fin - den, drum hab i ka Freud. I kan's halt nit

fin - den, drum hab i ka Freud. (Jodler.)

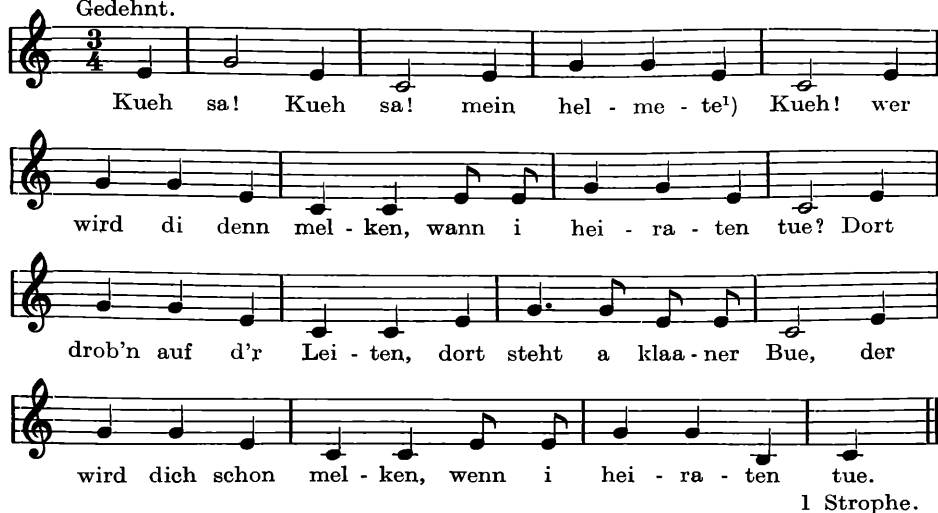
fin - den, drum hab i ka Freud. (Jodler.)

fin - den, drum hab i ka Freud. (Jodler.)

Aus Ober-Zeiring. 3 Strophen.

Nr. 2 (s. o. S. 43).

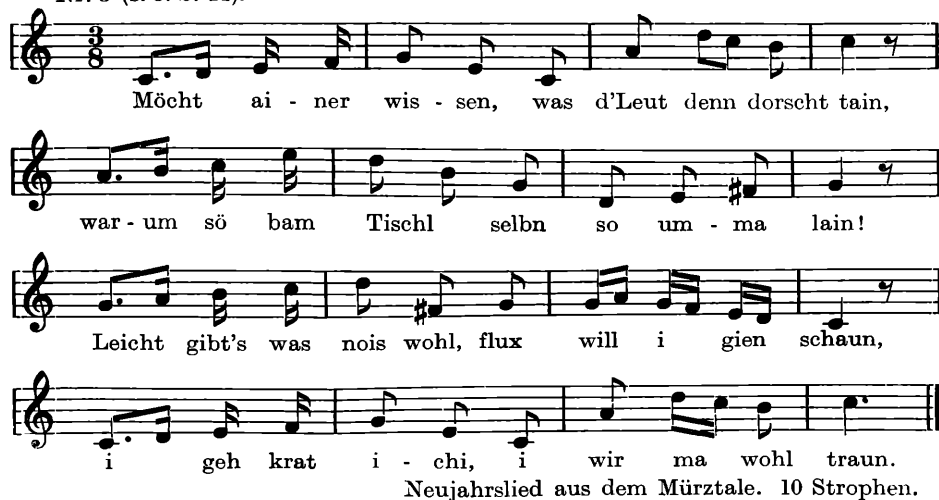
Gedehnt.



Kueh sa! Kueh sa! mein hel - me - te!) Kueh! wer
wird di denn mel - ken, wann i hei - ra - ten tue? Dort
drob'n auf d'r Lei - ten, dort steht a klaa - ner Bue, der
wird dich schon mel - ken, wenn i hei - ra - ten tue.

1 Strophe.

Nr. 3 (s. o. S. 44).



Möcht ai - ner wis - sen, was d'Leut denn dorsch tain,
war - um sö bam Tischl selbn so um - ma lain!
Leicht gibt's was nois wohl, flux will i gien schaun,
i geh krat i - chi, i wir ma wohl traun.

Neujahrslied aus dem Mürztales. 10 Strophen.

Nr. 4 (s. o. S. 45).



Pfui Teu - fel! Bua scham di, blei nöt so lang
lign, und d'Leut segn di aft hoam gehn, wia wüld is das Ding.

Aus der Veitsch. 1 Strophe.

1) weißköpfige.

Oberschlesische Volksdichtung des 17. und 18. Jahrh.

Von Joseph Klapper, Breslau.

Wir beginnen erst heute, unseren Blick auf die älteren Volkstumszeugnisse Oberschlesiens zu richten. Daß diese Zeugnisse zahlreich sind, hat die Durcharbeitung der aus Oberschlesien überlieferten Handschriften offenbart. Deutsche Gebete und Kirchenlieder begegnen seit dem frühen 14. Jahrhundert. Die im folgenden inhaltlich gekennzeichneten Stücke einer Ratiborer Dominikanerhandschrift und die wenigen daraus mitgeteilten Proben mögen ein Beweis dafür sein, daß um das Jahr 1700 ein Heimatbewußtsein ausgeprägt ist, das schwer ein Gegenstück in der Überlieferung anderer deutscher Städte findet.

Die Handschrift der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau IV Q 132^c, 172 Bl. (mit Textverlust von 2 Bl. nach Bl. 39) stammt von dem Dominikaner Petrus Dirpauer, der gegen 1720 sein Ratiborer Kloster mit dem von St. Adalbert in Breslau vertauscht haben mag, wo er als bedeutender Ordenschronist noch 1746 schreibt. Von seiner Hand stammt der umfassende Chronikband, den das Breslauer Staatsarchiv unter Repert. 135 D 27 aufbewahrt, und aus dem das 'Oberschlesierlied' unter Nr. 6 der Proben mitgeteilt ist. Die Handschrift IV Q 132^c offenbart in bunt wechselnden lateinischen und deutschen, meist poetischen Stücken den Anteil des Sammlers an den politischen Vorgängen der Zeit. Die Einträge beginnen etwa um 1710 und enden kurz nach 1736. Sie betreffen den Spanischen Erbfolgekrieg (Bl. 1), Papstwahlen von 1669 und 1676; Raudener Abtwahl 1677; Wahl des Dominikanermagisters der Polnischen Provinz 1678; den Sieg über die Türken und die Einnahme von Budapest, 2. September 1686; den Sieg des Prinzen Eugen über Marschall Villeroy bei Cremona 1702; Verhandlungen des Papstes mit Frankreich wegen der Türkenhilfe 1683 und provinzialschlesische und Krakauer Kirchenpolitik. Besonders beschäftigt sich der Sammler mit den Wirren, die Friedrich August von Sachsen auf den Königsthron in Polen führen, mit den Kämpfen Karls XII. von Schweden, der Niederlage von Pultawa und Karls Tod. Breslauer kirchlicher Zank und (Bl. 104—172^v) kurze chronikalische Nachrichten über schlesische Dominikanerklöster beschließen den Band. Es sind insgesamt 55 selbständige Stücke, davon sind 34 in poetischen Formen gehalten; fast alle im Tone ironisch, satirisch, polemisch, manche, wie die auf Polens Zustände bezogenen deutschen Soldatenlieder, bedenklich grob.

1. Bl. 6^v. (Deutsches Quodlibet), s. u. Nr. 2. — 2. Bl. 9^r. Cantus de Nativitate Domini, s. u. Nr. 4. — 3. Bl. 10^r. (Lat. Weihnachts-Cantio): Omnes Coeli Principes et Milites, Exultate cantando Alleluia, Alleluia. 30 Zeilen. — 4. Bl. 18^r. (Bruder Malcher), s. u. Nr. 1. — 5. Bl. 38^r. Cantus de recuperata Buda: Jo plausum date. 6 × 8 Verse. — 6. Bl. 39^r. (In Worms 1689 gefundene Prophezeiung eines P. Paulinus auf Frankreich): Milleno et Bistrecento; 12 leoninische Hexameter. Dieses Stück steht auch in dem Druck (o. J.): Schola Curiositatis Sive Antidotum Melancholiae, 3. Aufl., 2. Teil, S. 145: Versus in Cisterc. Galliae Monasterio sub Ara maxima reperti; geringe Abweichungen. — 7. Bl. 39^v. De capto Villaroy ex fortalitie Cremonensi:

Seht den prahlenden frantzosen; 26 Verse. — 8. Bl. 56^r. Landes Ausschuß, s. u. Nr. 6. — 9. Bl. 57^v. Ein schönes Soldaten Liedt . . : Vivat Mars der Edle Heldt. 50 × 6 Verse. — 10. Bl. 61^v. Poetische beschreibung der 1717 Postirungs Quartier in dem Bannat Temesvar: Verdambte Wallachey. 4 × 8 Verse. — 11. Bl. 62^r. Lamentatio Pragae peste visitatae Anno 1713. 51 Verse. — 12. Bl. 64^r. Descriptio status in Regno Poloniae: Sta viator parum. 31 Zeilen in Form einer Grabschrift. — 13. Bl. 64^v. (Soldaten-Spottlied auf Warschau): Hie an dem Schönen weixel strom. 18 × 6 Verse. — 14. Bl. 67^r. (Soldaten-Spottlied auf Polen): Wir Soldaten sein vergnügt. 7 × 8 Verse. — 15. Bl. 68^r. Freywerbers-schreiben, in nahmen Hans Baurenbengels (aus Wolfenbüttel) an alle stift- und Land-fräulein zu einer glückl. Mariage: Rumpfe cito moras. — 16. Bl. 72^v. Die Andächtige und wohlbestellte Prozession, welche durch anordnung des hochgelehrten Herren Burger-Meister in der Königl. Stadt Iglau in dem Hl. Charfreytag mit gröster auferbauung deß volcks gehalten worden Anno 1700. (Satire). — 17. Bl. 74^r. Nos sumus Schumatores, s. u. Nr. 3. — 18. Bl. 75^r. Cantus hiuleus de Abbate bono, sed Priore inhumano erga fratres: Erat quondam dies festus. 12 × 4 Verse. — 19. Bl. 75^v. (Eselstestament): Rusticus dum nimum. 13 Str. — 20. Bl. 76^r. Jüdischer Lob und Dank Hymnus, welcher dem Strahlenheim pfleget abgesungen zu werden bey diesen zeiten in der Synagog von denen kindern Israel: Adenay, Adenay, jetzt seyndt auch wir Juden frey. 6 × 6 Verse. — 21. Bl. 76^v. (Lob der Lutheraner auf Strahlenheim): Zeug Strahlenheim nicht heim. 3 × 8 Verse. — 22. Bl. 77^r. Andworth 1708: Zeug Strahlenheim nur heim. 28 Verse. — 23. Bl. 77^v. Auff die unglieckl. nieder Lage des Königs in Schweden durch die Mosovitter (!): Halt ein beglückter Carl du hast genug besieget. 16 Alexandriner. — 24. Bl. 78^r. (Siegeslied nach Karls Niederlage): Im Thon: Erschienen ist der Heilige Geist. Erschienen ist der siegreiche tag. 12 × 5 Verse. — 25. Bl. 78^v. (Historische Bilderbogen?). Einige Vorstellungen, Welche nach dem Moschkowittischen, wieder die Schweden herrlich erfochtenen Sieg den 8. July zu Pultava repraesentiret worden. Erste Vorstellung. Erstlich wurde die auferstehung der bey Fraustadt Tyrannisch ermordeten Moscowitter vorgestellt, deren jeder nach dem gewehr grieffe (usw.). 6 Bilder. — 26. Bl. 81^r. Eine Barmhertzige Schwedische Wahlfarth in einer demüthigen Proceßion von Pultava nacher Moscau. 1. Anfangs gieng ein Copioser Chor par und par von lauter Bastarten, welche durch 9 Jahr in Liefelandt, Pohlen, und Lithauen seindt fabriciret worden (usw.). — 27. Bl. 83^r. Daß bey Pultowa von dem Armen Scholtz und Bauersman in Schlesien, durch die Schweden Entführten Rothschimels bey seinem Leidtvollen hinscheiden, wohlbedachtsamb aufgerichtetes Testament: Weil nichts beständig ist. 13 × 4 Verse. — 28. Bl. 84^v. (Echo-Gedicht). Rex Sveciae resurrexit a mortuis. Der König von Schweden ist von den todten auferstanden. Oder: Der aus den Todtengräbern gebliebener Schweden herauschallende Echo: 1. Ob man zwar den Carolum. 14 × 8 Verse. — 29. Bl. 87^v. Treuhertzige Trauer Condolentz an alle gutte Schwedische Schlesier: Der große König nun. 71 Alexandriner. — 30. Bl. 90^r. Ein funckel neues gesang von dem Praedicanten bey den 11000 Jungfrauen auf dem Elbi(n)g zu Breßlau (1719). Im Thon. Die welt ist mit Narren, voll ziemlich gespieckt. 1. Catholischer Hauffen, bereite den Mundt. 7 × 4 Verse. — 31. Bl. 91^r. (Grabschrift für einen Hofbeamten Rosenroth, † 1721, geschr. nach 1722): Hier Liegt ein kleiner Mann. 19 Alexandriner. — 32. Bl. 91^v. (Wetterregeln): Clara Dies Pauli. 2 × 4 leoninische Hexameter. — 33. Bl. 92^r. (Polemische Gedichte aus Anlaß der Inschrift der neuen Breßlauer Domglocke): Die Glocken sind gewiß was schönes auf der Welt. 30 + 134 + 120 + 72 Alexandriner. — 34. Bl. 101^v. Grabschrift des bei Friedrichs-hall in Norwegen den 11 Decemder 1718 gebliebenen Königs in Schweden: Steh, Leser, Siehe zu. 8 Kurzverse und 13 Alexandriner.

Literatur. Die Hs. IV Q 132^c ist von H. Palm benutzt worden, der im Jahre 1862 in den 'Abhandlungen d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur', Phil.-hist. Abt. 2 (Breslau 1862), 74ff. unter dem Titel: 'Lateinische Lieder u. Gedichte aus schles. Kloster-Bibliotheken' die Stücke 2 (Bl. 9^r), 5 (Bl. 38^v), 12 (Bl. 64^r), 17 (Bl. 74^r), 18 (Bl. 75^r) und aus der Hs. des Staatsarch. Rep. 135 das Oberschlesierlied (vgl. unten Nr. 5 der Proben) abdruckte. Die deutsche Satire auf die schles. Städte, Stück 8 (Bl. 56^r)

veröffentlichte er in den 'Schles. Provinzialblättern', Neue Folge 1 (1862), 304. Zu Stück 18 (Bl. 75^r) ist zu vgl. Wilh. Meyers Ausgabe des Gedichtes *Quondam fuit factus festus*, in: Nachrichten d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1908, S. 406ff. Zu Stück 19 (Bl. 75^v) H. Tardel, Die Testamentsidee als dichterisches Formmotiv, in: Niederd. ZfVlk. 4, 72ff.

Die als Proben mitgeteilten Stücke mögen in ihrer deutschen Grundhaltung, ihrem religiösen Einschlag und den leichten Anklängen an slawisches Volkstum Ausdruck der Übergangslandschaft vom deutschen zum Mischvolkstum sein, das von Schlesiens Grenzzone in die Nachbarländer hineinreicht.

1.

(Bruder Malcher.)

- | | |
|--|--|
| <p>1. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte kene stifaln
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm die wasserkann,
und zug em Malcher stiffaln an
reit Malcher reit,
reit Malcher reit.</p> | <p>6. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte kene Tschabracke,
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm a quarge sack,
und macht dem Malcher drauß en
reit (usw.). [Tschabrack,</p> |
| <p>2. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda
a hatte gar kein sporn,
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm en schiehen Dorn,
und macht dem Malcher drauß en
reit (usw.) [sporn,</p> | <p>7. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ken Karbinder,
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm die ufakrick,
und hings em Malcher henders gnück,
reit (usw.).</p> |
| <p>3. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ken daiga
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm a höltznes scheit,
und hings em Malcher an die seith,
reit (usw.).</p> | <p>8. Enser Bruder Malcher
wolt a reitter warda,
a hatte ken sattel,
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm da alda trog,
daß er drauf halda solt die wog,
reith (usw.).</p> |
| <p>4. Enser Bruder Malcher
wolt a raitter warda,
a hatte ken mantel,
ke reiter kunt a warda,
die Mutter nahm die forder Thür,
und hings em Malcher henda für,
reit (usw.).</p> | <p>9. Enser Bruder Malcher
wolt a reitther warda,
a hatte ken hutt,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter gab a kließla tob,
und setzt em Malcher offa kob,
reith (usw.).</p> |
| <p>5. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ke pfard
ke reiter kunt a warda.
Die Mutter nahm die schwartze kuh,
und satzt a Malcher uba druff,
reit (usw.).</p> | <p>10. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ken Patrontasch,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter nahm die Brandwein log,
und heffts em Malcher offa rock,
reith (usw.).</p> |

11. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ken ziegel,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter nahm a wiga bandt,
und gabs am Malcher ey die Hand,
reith (usw.).
12. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte ke Colleth,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter gieng behende hem,
und gab em Malcher s graßtuch em,
reith (usw.).

13. Enser Bruder Malcher
wolt a reither warda,
a hatte kene Hantschke,
ke reitther kunt a warda,
die Mutter kocht en hirse Brey,
und stackt em Malcher die Hände ney,
reit (usw.).
14. Enser Bruder Malcher
wolt a reitther warda,
a hatte ken Toback,
ke reitter kunt a warda,
die Mutter rieb en Pfarde Drack,
und macht em Malcher drauß Toback,
reith (usw.).

Literatur und andere Texte: Erk, Dt. Liederschatz 3, 537, Nr. 1753; S. 539, Nr. 1754; Erk-Böhme, Dt. Liederhort 3, Nr. 1753 u. 1754; Bolte, ZVVK. 18, 81 und 35/36, 36 Nr. 65. Ältester Beleg eine Strophe vom Jahre 1611 u. 1620. Das schlesische Lied ist wohl noch Anfang des 18. Jahrhunderts eingetragen und zeigt in Wortschatz und Reimbindung in schlesischer Gebirgsmundart manche Züge, die bodenständig zu sein scheinen. Es gehört mit den obenerwähnten Texten Boltes zu den ältesten Belegen. Für Ratibor ist seine mundartliche Form von besonderer Bedeutung.

2.

(Deutsches Quodlibet.)

1. In Gottes Nahmen wollen wir,
der Hopfen ist erfrohren,
daß Öchßlein undt daß andere Thier,
hat Flederneuß gebohren,
es ist des Elentzs gar zu viel,
die Ochßen tragen Hörner,
Gott geb daß recht abgeht daß spielt,
waß gilt pfund pfeffer körner.
2. Die gais lag in der Mutter schoß,
mit ihrem klaren scheine,
die bicks versagt, undt ging nicht loß,
ein jeder sucht daß seine,
die Juden nehmen überhandt,
es kombt ein klarer winter,
Gott Ehr daß liebe Vatterlandt,
wir seint ja Adams Kinder.
3. Ich lag in einer nacht undt schlief,
wolt mir mein hößlein flicken,
der zottenberg ist gar zu tieff,
kan mich in dich nicht schicken.
O welt, O welt, O Eittelkeit,
wer wil mir dan Eins bringen,
daß wambst daß wirdt einem gar zu
ihr kombt mir vor die klingen. [weit,
4. Jetzunder bricht die nacht hir ein,
Frau Miedel gutten Morgen,
daß ist ja recht ein feistes Schwein,
der wirth wil nicht mehr borgen,
von straßburg biß Johannesthal,
seint sechs undt dreissig Ehlen,
der pauer stolpert überall,
wil kümmel lehrnen zehlen.
5. Es fuhr ein Pauer in grinen walt,
wolt ein paar schuh einkauffen,
der winter war ihm gar zu kalt,
vor hitz kunt er nicht schnauffen,
da schreit der Esel überlaut,
der Docter ist ersoffen,
in einer grossen bähren haut,
die schneck ist uns entloffen.
6. Wo ist der weisse Salomon,
mit seiner pulfer flaschen,
die Puttermilch, und sauer Bron,
liegt alles in der aschen,
die räder brechen in der ax,
kein bruder traut dem andern,
gesponnen von dem besten flax,
die alte Magt wiel wande[r]n.

7. Wie schön leicht uns der Morgenstern,
in Neuen Burger hoßen,
da kam ein schlimmer von Lutzehrn,
ist war die zeit bringt rosen,
der schieffer der verstundt bereith,
die ruderschieff und flacken,
O mensch bedenck die Ewigkeit,
der kramer wil einpacken.
8. Es hat ein Mägdlein zwieffel feyl,
von zincken und posaunen,
die welt führt uns aufs narrenseil,
mit krebsbluth [und] cartauen,
so geht es her in dieser welt,
der schuster hat kein Leder,
wer viel verthut, und hat kein gelt,
der nehr sich mit der Feder.
9. In Sachsen giebt's der Mädel viel,
manch hertzgen hat kein Boden,
Labeth, wie geht daß picceten spiel,
daß fluchen ist verbothen,
Es ist kein Treu mehr in der welt,
die birnen sind geschittelt,
wen man nichts in der Tasch behält,
Dreck stinckt wen man ihn rittelt.
10. Es zug ein Ritter in daß feldt,
wolt stroh in leimb eintreten,
waß hieß dan alles gut und geld,
jetz Leuth man in die Metten,
Einschwartzes har undt rother Barth,
daß heu wirdt wieder Theuer,
wer früh aufsteht und langsamb farth,
kein gutter most wächst heuer.
11. Es blies ein Jäger in sein horn,
wolt weitzen und haber dreschen,
es fandt sich dreßpen in dem Korn,
daß licht wolt ihm auflöschen,
Er lieff die stiegen auf und ab,
der Pfarherr wolt nicht tauffen,
Gott Lob daß ich noch pfennig hab,
sonst müst ich gar entlauffen.
12. Nun fallen wir auf unsre knie,
mit sielber undt mit klaunen,
er legt sich nieder wie ein vieh,
die besten sein die braunen,
der Bader gieng zum hauß hinein,
wolt frische semmeln backen,
da kam ein Jud undt bracht ein
von ungern und Polacken. [schwein,
13. Es fandt ein Pauer ein Vogelnest,
hat trefflich [...] studiret,
ein jeder meint er sey der best,
mit fuchspeltz außstaffiret,
der schneider springt in fingerhudt,
wolt seine schaflein weiden,
ein altes weib wirdt [n]immer guth,
wer kan die riehmen schneiden.
14. Der grimmige Todt mit seinem Pfeil,
Liegt jetz in [den] Sechswochen,
ach wenig gutes kombt uns zum Theil,
es bleibt ungerochen,
daß mänlein beth die gantze nacht,
wer wil die flöh all töten, [kracht,
schlag drauf daß Ihm der Puckel
mit paucken und Trompeten.
15. Wir kommen her in aller Eyl,
die schwalmen bauen nester,
sechs undt sechtzig stuck in einer zeil,
bey allen ochsen schwester,
daß Elendt ist jetz zu groß,
hängt alles voller zwetscken,
so oft er nach der scheiben schoß,
mus er die sentzen wetzen.
16. Ein mensch der wil friesch und ge-
am galgen fieber sterben, [sundt,
der muß sich von hertzen grundt,
mit Kühräth laßsen färben,
wans im Jahr zweymahl Kierchwey
wer könt die schencken dulden, [wär,
daß glick kombt manchem ungefähr,
Gott helff uns von den schulden.
17. Nun singt noch eins zu gutter nacht,
der hirsch der ist gefangen,
der Töpfer hat ein katz gebracht,
an einer hopfen stangen,
ein blinder man ein armer mann,
der stern muß wenig leichten,
mein gurgel nicht mehr singen kan,
jetz wil ich sie befeichten.

Hs. IV Q 132^c, Bl. 7^r.

Zusammengesetzt aus entstellten Liederanfängen, sprichwörtlichen und volks-
läufigen Wendungen und frei erfundenen, die Sinnlosigkeit der Zusammenfügung
steigernden Zeilen; manche Stellen, wie die Anführung des Zobtenberges, der Hin-

weis auf Ungarn und Polacken lassen schlesischen Ursprung gewiß erscheinen. Der Unsinn ist wohl im Dominikanerkloster in Ratibor entstanden und bei ähnlichen Gelegenheiten vorgetragen worden wie die im folgenden mitgeteilten 'Quaden'-Lieder.

Quadenlieder: Nr. 3—5.

Es ist nicht ganz ersichtlich, in welchem Kreise die folgenden drei Oberschlesierlieder vorgetragen worden sind. Der Ausdruck Quaden bezeichnet zunächst die Mährer, ist dann aber als Name aller Oberschlesier mit Einschluß der Jägerndorf-Troppau-Teschener Landesteile verwendet worden. Da die Lieder Kritik an dem knausrigen Verhalten der Pfarrer und Junker üben, können sie nicht auf Pfarrhöfen und Gutshöfen gesungen worden sein. Die Sänger sind bettelnde Studenten, Kolendesänger der Weihnachtszeit. Sie mögen wohl die Klöster mit ihrer Muse erheitert haben. Das Krippenlied kann vor der Weihnachtskrippe des Ratiborer Dominikanerklosters im Beisein der Mönche (cum tota familia) in halbdramatischer Darstellung eine Weihnachtsunterhaltung gewesen sein; der ältere Biskurka singt, der jüngere Paulenda mag als Koridon in Hirtentracht ihn auf der Fiedel begleitet haben. Die 'Vagantenbeichte' mit ihrem verkehrten Rhythmus mag beim Trunk gesungen worden sein. Schumatores ist abgeleitet von *sumati* 'lärmen' und bedeutet 'lärmende Zecher', aber wohl auch 'lärmende Musikanten'; ihr Trank ist der Branntwein, *crematum*. Die hier genannten *pii scholarum Patres* sind wohl Jesuiten. Das dritte Lied, das Oberschlesiens Ruhm kündigt, stammt gewiß vom Verfasser der beiden vorangehenden; schon der Hirtenname Tityrus, die Bezeichnung Quadia, der Hinweis auf den gebrannten Wein und die Erbsen als Nationalgericht sprechen dafür; der Geist und die Form bestätigen es wie die Überlieferung durch den gleichen Sammler, den Dominikaner Dierpauer. Die Stücke sind im Beginn des 18. Jahrhunderts entstanden. Es ist schade, daß wir von diesem ober-schlesischen (Troppauer?) Archipoeta nichts Näheres wissen. Er rettet mit gutem Humor die formelhafte Scholarenbetteldichtung der schlesischen Überlieferung des 15. Jahrhunderts, indem er ihr Erlebnisfülle und Anschaulichkeit heimatlicher Sitte und Lebensart verleiht. Die Volkskunde Oberschlesiens darf an diesen Denkmälern nicht achtlos vorübergehen.

3.

(Mährische Vaganten.)

1. Nos sumus Schumatores,
Cremati potatores
pulsī ex patria.
Suppliciter oramus,
Voce magna pulsamus
pro cerevisia.
2. Si additis crematum
Nobis valde amatum
beatos facitis,
Gratias referimus,
Vos ad astra tollimus
Votis sollicitis.

3. Matres nostrae svasere
Et vias monstravere
ut ad Germaniam
Feliciter ducamur
Et mox regrediamur
Salvi ad Quadium.
4. Ut multa colligamus
Et divites fiamus
in locis exteris,
Omnes votis praecati
Nostri boni amici
sunt sincerissimi.

- | | |
|---|---|
| <p>5. Scimus ut philomelae
Pulcherrime cantare,
tametsi bibimus.
Durum guttur habemus
Et non ventos curamus
in itineribus.</p> <p>6. Graviter Laborare
Scimus et devorare
quidquid opponitur.
Non sumus delicati
Et infirmi curati
sumus facilliter.</p> <p>7. Nos quando jam potamus,
Non facile cessamus,
Donec marsupium
Jam sit evacuatum
Et cerebrum rotatum
ut stultizantium.</p> <p>8. Nos calceos solemus
Et cum tibialibus
pro potu vendere.
Omnes [jam] perpotavi
Greslam non habeo, si
deberem pendere.</p> <p>9. Heri apud fornacem
Perpotavi thoracem
Et vestes optimas.
Et pileum amisi,
Jam non habeo nisi
Vestes lacerrimas.</p> <p>10. Aliquando Piarum
Nobis Patres Scholarum
dant testimonia.
Fames tunc non timenda,
Sed cum fuco quaerenda
est alimonia.
Hs. IV Q 132^c, Bl. 74^r.</p> | <p>11. Quando nos Schumatores,
Magnanimi Heroes
ferro invadimur,
Pugnamus generosi
Et valde animosi
tametsi cedimur.</p> <p>12. Mox in catafractura
Sumus et armatura,
Nostros gladiolos
In manibus habemus
Et certe non timemus
omnes Diabolos.</p> <p>13. Dum desunt promotores,
Mox ducimus uxores
tametsi sordidas.
Ad animam juramus
Illis, et non curamus
esse sat foetidas,</p> <p>14. Et multum scabiosas
Nec non pediculosas.
O nos infelices,
Putamus nos Lotrices
Duxisse et netrices,
Sed sunt meretrices.</p> <p>15. Quando hoc experimur,
Graviter indignamur
pleni pediculis,
Ab illis saeparamur,
Panem nostrum lucramur
Nostris fidiculis.</p> <p>16. Sic semper studiosi
Manemus jam barbati,
licet seniculi.
Semper circumvagando
Gaudemus quoque quando
Mordent pediculi.</p> |
|---|---|

4.

(Krippensänger.)

Cantus de Nativitate Domini.

- | | |
|---|--|
| <p>1. Heu o mi Dulcis Jesule,
ave mitis et blesule
ave Joseph cum Maria,
ave tota familia.</p> <p>2. Duo sumus studiosi,
non juvenes, sed annosi,
nos hinc inde pergregramur,
et pro stipe deprecamur.</p> <p>3. Paulenda est principista,
et Biskurcka Syntaxista,
Decem annis jam discimus,
adhuc tamen parum scimus.</p> | <p>4. Quamvis precor omni modo,
cum Paulenda Coridono,
sed is responsum dat durum,
et non vult dare obulum.</p> <p>5. Parochiam si video
Leatus totus corrideo,
sed verbum refero verum,
dum precamur Praesbyterum.</p> <p>6. Vix fenestram reseravit,
sicut Daemon blasphemavit,
revera videtur rasmus,
vel paucos callere casus.</p> |
|---|--|

7. Si ad fores diu stamus,
vetat coca ne canamus,
si clamamus: miserere,
cacabo nos vult ferire.
8. Ab omnibus derelicti,
imus [sic]ut monstra picti,
Colenda quinque dierum,
Vix accepimus Cruciferum.
9. O quoties maledixi,
tam misere quando vixi,
sed noxas ignosce tantas
tuas osculanti plantas.
10. Nemo credit, quam exosi
Quaduli sunt studiosi,
si veniunt ad canticam,
vix panis referunt micam.
11. Si quem venimus ad Herum,
'pascas', inquit, 'gregem meum'.
Si dico: 'Sum studiosus',
dicit: 'Nequam otiosus'.
12. Quam infelix est hec vita,
neque canis vivit ita,
porcus foedus bene cubat,
sed Quadulos quisque fugat.
13. Nuper Coslam dum perrexi,
quid sit Quadus, intellexi,
rubes totus vultus meus
prae pudore bone Deus.
14. 'Quorsum pergis?' eques rogat
et patentem mox explorat.
'Pergo Coslam', dico ego
et patentes meas lego.
15. Dum me vidit esse Quadum,
dicit: 'Siste, nequam, gradum'.
Mox ex risu sic incipit,
quid sit Quadus, ita inquit:
16. 'Si Quadorum vis humores
noscere, si vis quoque mores,
Quadus est hic in hac terra,
sicut fera est chymera.'
17. 'Omnes ille portas terit,
nil agendo tempus perdit,
si pergis ad aulae gradus,
ecce tibi super Quadus.'
18. 'Et si vadis fors ad forum,
stat ibi turma Quadorum,
semper vadit stiosa,
mendicando studiosa.'
19. Plura ad me referebat,
sed cor mihi jam dolebat,
O quam ille dixit verum,
Quadorum peritus rerum!
20. O Jesule en quam dura,
sit Quadorum vitae cura!
Mater fila dat et acum,
Pater pisis implet saccum.
21. Sed quid acus et quid fila,
cum his ludo ut cum pila,
pisa nostrum ventrem implent,
intestinalia tantum torquent.
22. O Parvule magnifice
non repellas nos hac vice,
sed consolare studentes
statum miserum deflentes.
23. Hic ad praesepe Jesuli
prosternimus nos Quaduli,
magnam salutem dicimus,
et hic canticam canimus.
24. O quam amabo Jesulum,
si exaudiet Quadulum,
O quam tibi bene dicam
gratiam si dabis micam.
25. Pro bosculo tibi stabo
Teque halitu afflabo,
asellum quoque ostendam,
vide hunc meum Paulendam.
26. O Jesule parvullime
et agnelle tenerrime,
intuere nos miseros,
tametsi vides laceros.
27. O Jesule valde pie,
esto comes nostrae viae,
move populum ut plenae
dent pauperibus crumenas.
28. Videbis quod memor ero,
postquam Parochus fuero,
praesepe quotannis struam,
ni fecero, ero nequam.

29. Itaque vale cum Patre
et cum tua Sancta Matre,
ita praecor cum Sodali,
in tuo Sancto Natali.

5.

(Oberschlesierlied.)

Prosa seu Jubilus Quadicus in Adventu nativo prolatus.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Salve sis nostra Quadia,
Vere coelestis Patria,
Quando te tantum video,
Ex toto corde rideo.</p> <p>2. Hic omnis abundantia,
Vitae nostrae substantia,
Quidquid cor nostrum affectat,
Id parate nos delectat.</p> <p>3. Oppolium, flos Patriae,
Huic cedunt urbes aliae,
Oderberga, Ratiboria,
Miracula mundi tria.</p> <p>4. Kosla sola quid non valet?
Quamvis animam exhalet,
Est ibi Cassa Caesaris,
Aqua penes instar maris.</p> <p>5. Prudnik ibi sunt Domini
In hoc mundo non minimi
Byton, Zorau, Oppavia
Non seiunt de miseria.</p> <p>6. Tarnowitz habet populum,
Et Glivitium lupulum
Pilchowitz nunc gignit vinum
Valens ad Sacrum divinum.</p> <p>7. Cilcium Judaeis scatet,
Nequitia in hoc latet,
Dat antiquum Testamentum
Quod in novo est inventum.</p> <p>8. Tosta, Szurgast, Szosnicowitz,
Ugesd, Losla et Krezanowitz,
Fridek, Plesna, Scotezovia
Sunt mera fortalitia.</p> <p>9. Jablonka et Bilitium,
Lublinetz ac Ribnitium,
Freustadt et Lesnitz
Pruskan et Strelitz,</p> <p>10. Bauerwitz et Carnovia,
Ac olerum Glogovia,
Beneschau et Kruciburga,
Graecium et Falkenberga,</p> | <p>11. Wagstadt et Strumenium
Sunt grande monopolium.
Wanzoviam omnes depraedificant
Ob tabacam quam ibi fabricant.</p> <p>12. Et famosissimum Reichthaliū
Ob Angelorum seminarium.
Fulgent haec inter Praesulis bona
Sicut Carbunculi in Corona.</p> <p>13. Teschinium metropolis
Luthericolae sobolis,
Krappitz sunt ibi Catholoci,
Ale smierdzom Diablen y ci.</p> <p>14. Hultzin, Leobschitium,
Byczena, Dobrodzinium
Sunt ad instar Jerusalem,
Expedite vendunt salem.</p> <p>15. Nikulow, Bieron pecora
Procurant ad nostra ora,
Strzelitzki dat cucumeres,
Quos comedunt et proceres.</p> <p>16. Rosenbergae confinia
Sunt Quadorum solatia.
O mi Deus, quam beati
Sumus in Quadia nati.</p> <p>17. Nam hic panis cum butyro
Communis est Titiro.
Crematum habemus bonum,
Ad instar est nobis sanum.</p> <p>18. Felix proinde Patria
Gaudere potest ob tria:
Ob rappas, aquam et pisa
Toti mundo est invisa.</p> <p>19. Merito Quadi plaudite,
Quod vobis dico audite,
Nam vos quasi Dei estis,
Coelum et Terra est testis.</p> <p>20. O Germani vos stupidi,
Et nobis Quadis invidi,
Manete vos in Germania,
Nos manemus in Quadia.</p> |
|---|---|

21. Inde aquarum multarum
Auditur vox coelicolarum.
Quis negat, nostra Quadia
Quod coelestis sit Patria?

Nicht alle Anspielungen auf die Ortseigenarten sind klar. Oppeln (Str. 3, 1) gilt als Hauptstadt des Quadenlandes; mit Oderberg und Ratibor wird es ausgezeichnet. Möglich, daß das immerhin unbedeutende Oderberg der Geburtsort, Ratibor der Wohnort des Verfassers ist; man könnte dann annehmen, daß dieser in das dortige Dominikanerkloster eingetreten ist. Kosel als Sitz der kaiserlichen Landeskasse muß dem Verfasser näher gestanden haben; im 'Krippenliede' erzählt er ein Erlebnis, das er mit dem Landgendarm hatte, als er nach Kosel betteln ging. Prudnik (5, 1) mag Rudnik, nördlich Ratibor, sein. Beuthen, Sorau, Troppau werden als wohlhabend bezeichnet; der Sinn der Verse (5, 3—4) ist klar. Doch was heißt 'sejunt'? [sciunt?]. Tarnowitz ist volkreich, Gleiwitz muß zur Zeit durch Wölfe beunruhigt sein, Pilchowitz baut Meßwein, wohl für Kloster Rauden. Zülz ist Sitz der Juden. Tost, Schurgast, Kieferstättel (Szosniowitz), Ujest, Loslau, Krzanowitz (bei Kosel), Fridek, Pleß, Skotschau (bei Teschen) werden als Burgen genannt. Jablunkau, Bilitz, Lublinitz, Rybnik, Freistadt (im Teschener Lande), Leschnitz (beim Annaberge), Proskau, Strehlitz, Bauerwitz, Jägerndorf (Carnovia), das durch Kohlanbau bekannte Oberglogau, Beneschau, Kreuzberg, Grätz (bei Troppau), Falkenberg, Wagstadt, Schwarzwasser (Strumenium) werden wahllos in der Reihenfolge als bedeutende Marktplätze aufgezählt. Wansen ist Tabaksbaugbiet. Reichtal, das bis 1807 bischöflicher Besitz war wie Wansen, inter Praesulis bona sicut Carbunculi in Corona, muß wohl eine bischöfliche Schule, Angelorum seminarium, besessen haben. Teschen ist eine Feste der Protestanten, Krappitz der Katholiken, aber viel sind diese dort nicht wert, 'ale smierdzom Diablen y ci'; der Dichter wählt für seine kühne Kritik das wenigen verständliche slawische Idiom: „Aber nach dem Teufel stinken auch sie.“ Hultschin, Leobschütz, Pitschen, Guttentag werden mit Jerusalem als Salzmärkte (wegen der Juden?) verglichen. Nikolai, Berun züchten Schweine, Strehlitz Gurken für verwöhnte Leute. Das Land um Rosenberg ist ein Lustgarten. — Das Gedicht ist heute in der Handschrift nicht mehr zu finden; es mag wie manches andere darin auf einem Schaltzettel gestanden haben. Aber ganz ohne Wirkung kann es nicht geblieben sein. Eine stellenweise modernisierte Abschrift enthält die Handschrift der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau IV F 249 aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, woraus die folgenden Lesarten entnommen sind: 2, 4 parato. 4, 2 ersetzt durch Ornata est rebus raris. 6, 3 Pilchowitz gignebat vinum. Die Freude war also von kurzer Dauer. Vor Str. 9 sind folgende verwirrte Zeilen getilgt: Jablonkau et Strelitz, Bauerwitz et Carnovia, Jablonkau et Bilitium, Freustadt et Strelitz, Lesnitz. 11, 1 Wugstadt. 15, 1 Michlow. 21, 3-4 Quis negabit nostram Quadium non esse Coelestem (aus: Coeli) Patriam? — Hoch einzuschätzen ist diese Poesie nicht, aber immerhin wesentlich volksnäher ist sie als das banale Oberschlesier-Spottlied, das man um 1900 auf die Melodie: 'Spinn, spinn, mein Töchterlein' sang, „Schwin-Schwin-Schwintochlowitz“, und das mit den Versen endete, deren Inhalt leise an unser lateinisches Lied mahnt: „Überall im Bergrevier fließen Ströme Wein und Bier. Dort lebt man in Saus und Braus. Doch das halt' der Teufel aus.“ Coelestis Patria?

6.

(Das wehrhafte Schlesien: Satire.)

Landes Ausschus, was daß Hertzogthum Schlesien zur kumpftigen
Campagne wieder die Kron Franckreich beyschüset.

1. Breßlau giebet daß Wirtzhaus bey 11 Brettern zu dem Rendevoys. Item die 5 Eisen von den Schlesischen Hasen ins Magazin. — 2. Hundtsfelt giebet einen offenen paß zum durchmarschiren undt feltlegern. Item die gesambte stadtmauern zu Palisatten. — 3. Groß-Glogau giebet eine Narrenkappe zur Mondirung. Item einen Predicanten zum Profos. — 4. Klein-Glogau giebet 1000 krautstrincke zur Munition. Item Hölzterne guarnison, auf die verlohnte Schiltwache. — 5. Patschgau giebet einen furtz zur Bomben. Item gesotene Krebs zum schieff Armament. — 6. Wansen giebet eine Bartscheiserin zu einer Bombarde. — 7. Münsterberg und Franckenstein giebet 200 alte weiber zur zientfanne. — 8. Grotkau giebet einen krumpen thurm zu einer zientruthe. Item das läderne Thor zum außfahl; mehr zwei schächer zu fohrir schitzen, und einen Piltz zur forage. — 9. Kant giebet einen halben thurm, der auß der Erde wächst zu einem bäller. — 10. Freiwalde giebet 1000 Puntzker mit grossen Kröpfen, die zu stuckkugeln dienen. — 11. Zuckmantel giebet 300 Bergknappen, und so viel schutzfehl an stadt der Kieries. — 12. Silberberg giebet 3000 Bradtwürste zu dieser occasion zu sturmleitern. — 13. Niembsch giebet einen Blinden Predicanten, an stadt eines sternguckers. — 14. Troppau giebet 800 außgelernte Beitelshneider zu Marquetennern, Item 8000 rollen Toback zum zientkraut. — 15. Lieswitz giebet 100 wieste Heuser zur einquartierung. — 16. Zobten giebet 2 hienterschiencken vom gebrathene Esel zum Proviant. — 17. Jauer giebet ein herliches bier Courage in die hoßen zu machen. — 18. Grienberg giebet 6 Eimer sauren wein vor die Officier sich bey dessen genus stadt eines beichtspiegels zu bedienen. — 19. Ratibor giebet 1000 fuder Koth zur Batterien, und behält doch noch marast, und dreck genug übrig. — 20. Odra giebet 600 Taback Büchsen statt der Panbelier. — 21. Schönberg giebet des Ribenzahl hosenfutter zum Lundten. — 22. Buntzel giebet 300 ofentöpfe auß Leim zu feuermörsel. — 23. Tesschen und Frideck geben 800 Wallachen stadt der Roß. — 24. Weyde giebet einen krumpen Leutenamt auf die Werbung. — 25. Lieben giebet 400 Leinweber die manschaftt zu mehren. — 26. Öls und Bernstadt geben 500 Tuchknappen, damit waß sie die woch erschnapfen, am Sontag tragen zum Bierzapfen. — 27. Sprottau giebet 1000 arme Sünder zum Sturmlaufen. — 28. Neustadt giebet den NB Generalissimus von Garnhändlern. — 29. Neiß giebet 300 Gabelreiter auf die Parthei. — 30. Liebenthal giebet 2¹/₂ Rathsherren zum Kriegssrath. — 31. Namslau giebet 23 rebellische Bürger zum hencken. — 32. Lömborg giebet daß gantze Kloster der Conventualern nebst dem Guardian zum Feldt-Prediger. — 33. Ottmachau giebet daß Schloß vor die Delinquenten. — 34. Hotzenplatz giebet die Pfietze, so über die Weyde hengt zur fortification. — 35. Oppeln giebet 1000 Wasser Polacken zu Dolmetschern. — 36. Ziels giebet 300 Juden zu Adjutanten. — 37. Rauden giebet daß gantze Corps mit Kratze wohlbesetzt. — 38. Striegau giebet terram sigillatam vor die Krancke Soldaten. — 39. Hann giebet einen arsch zur Sackpfeiffen. Item seinen Nahmen zur Parol. — 40. Pribus giebet die Lutherische Kirche zur Beithe. Item der Frau Predicanten Chorock zum Leibfahn. — 41. Strelen giebet die Amba dem Landtsknecht. — 42. Jägerndorf giebet 400 Spinnerin zur Bagage. — 43. Reichenbach giebet 1000 Besenbiender zum ausstreichen. — 44. Reichstein giebet 700 Bendelmacher und Spitzenkrämer. — 45. Wartau giebet 1000 Bettelleuthe zur Confoy. — 46. Liegnitz giebet seinen nahmen vor die herren zeitungschreiber. — 47. Schweidnitz giebet den Schwedischen abzug zu einem Contramarchs.

Hs. IV Q 132^c, Bl. 56^r.

Anspielungen zu 1 unklar. 4. Oberglogaus Kohlanbau war bekannt. 5. Über Ortsneckerei: 'Patschkaus gesotene Krebse' ist nichts bekannt. 6. 'Bartscheiserin' (?).

10. Puntzker (?) = Alte Weiber? 11. Kieries = Kürasse. 15. Leobschütz verlor um 1700 viele Bürger, die als Evangelische ihre Häuser im Stich ließen. 16. Warum die schlesischen Eselsfresser in Zobten beheimatet werden, bleibt unklar. 18. Den Offizieren fallen beim sauren Grünberger alle Sünden ein. 19. Sollte diese Satire von dem Schreiber der Hs. Dirpauer stammen, der sein Ratiborer Kloster mit dem Breslauer vertauschte, dann spräche persönlicher Groll aus diesen Zeilen. 20. Panbelier = Bandelier. 24. Weidenau. 25. Lüben. 28. Was ist ein NB Generalissimus? 29. Gabelreiter = Hexenmeister. 32. Löwenberg. 34. Pfietze, die über die Weide hängt? Garmleiche? 37. Raudener Zisterzienser? 39. Hainau. 41. Amba? 46 Liegnitz = Lügnerstadt. 46. Wartha. 47. Contramarsch?

Deutsche Volkslieder in den Niederlanden von 1750 bis zur Gegenwart.

Von Johannes Koepp, Berlin.

Flandern 1917. Zwei Heere hatten sich vor Ypern verbissen. Wenn wir, von der Feuerstellung kommend, kurze Ruhetage in den Dörfern hinter der Front hatten, hörten wir eine Sprache, die uns verständlich war. Wir lauschten auf die Lieder, die uns gelegentlich die Flamen vorsangen, und wir fühlten alle, daß uns stammverwandte Herzen entgegen-schlugen. In jenen Tagen fiel mir ein schmales Insel-Bändchen in die Hände: Alte flämische Lieder im Urtext mit den Singweisen, herausgegeben von Johannes Bolte. Das war eine rechte Freude für mich. So gut ich es konnte, übersetzte ich die Lieder, wobei mir meine flämischen Wirtsleute halfen. Liebe Lieder, die ich einst als Wandervogel gesungen hatte, fand ich hier in flämischem Gewande vor.

Der Sammlung verdanke ich die Anregung zu weiterer Arbeit am niederländischen Volkslied. Dem verstorbenen Herausgeber, unserem teuren Johannes Bolte, der mir bei meiner Volksliedarbeit stets helfend zur Seite stand, gelte diese kleine Untersuchung als letzter Dankesgruß.

Der Mahnung Ludwig Uhlands entsprechend: „Es ist an der Zeit, daß auch der Goldfaden des Liedes die Schelde wieder mit dem Rheine verbinde“ (Vorrede zu seinen Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern, 1844, S. VI), hat Bolte mehrmals auf die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem niederländischen Volkslied hingewiesen (vgl. seine Arbeiten in der Bolte-Bibliographie unter Nr. 29, 282, 330, 420, 427, 602, 677). Mit Fl. van Duyse, dem Herausgeber der dreibändigen Sammlung „Het Oude Nederlandsche Lied“ (Haag 1903/07) stand Bolte in dauerndem Briefwechsel, und wir finden in diesem Werk häufig die deutschen Parallelen, die er beisteuerte. Grundlegend ist Boltes Aufsatz „Deutsche Volkslieder in den Niederlanden“ (ZfVfK 26, 1916, 190ff.), der die Arbeit von Paul Alpers „Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied“ (Göttingen 1911) ergänzte. Ein weiterer Aufsatz von P. Alpers „Niederdeutsche

und niederländische Volksdichtung und ihre Beziehungen untereinander“ (NdZVk 5, 1927, 14ff.) und meine „Untersuchungen über das Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544“ (Antwerpen 1929) legen die Wechselbeziehungen für die ältere und neuere Zeit klar. Auf die starke Abhängigkeit der niederländischen Gesellschaftslieder und volkstümlichen Lieder von deutschen Vorlagen wies zuerst H. F. Wirth in seinem „Untergang des niederländischen Volksliedes“ (Haag 1911) hin. Das Material dazu entnahm er vielfach den Fliegenden Blättern, den Blauwboekjes, die nach dem blauen Umschlag in früherer Zeit so benannt wurden. Diese Sammelhefte und Einzelblätter zeigen stets einen Querschnitt durch die jeweiligen Modelieder, da der Drucker gern die Lieder bringt, die gerade dem Zeitgeschmack entsprechen. Die Flugblätter, die Wirth in den holländischen Bibliotheken und in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin vorfand, reichen jedoch nur etwa bis 1830. Für die Zeit bis zur Gegenwart liegen nun zwei starke Bände vor, die eine Untersuchung der Lieder in dieser Zeitspanne gestatten: D. Wouters und J. Moormann, *Het Straatlied*, Amsterdam 1933/34. Dem Herausgeber, Herrn D. Wouters in Zeist, der mir freundlichst eine Reihe von Originaldrucken überließ und die vorliegende Arbeit unterstützte, sei an dieser Stelle für seine Mitarbeit herzlichst gedankt.

Die nachstehende Vergleichsliste soll die Nachschlagewerke, die der vergleichenden Volksliedforschung zur Verfügung stehen, insofern ergänzen, als die niederländischen Parallelen aufgeführt werden, wobei auch die flämischen Lieder als zur niederländischen Sprachgruppe gehörig berücksichtigt werden.

Das Ergebnis ist sehr aufschlußreich. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war mit der politischen Loslösung der Niederlande vom Deutschen Reich auch das Band der Liedergemeinschaft zerrissen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte wieder eine kräftige Einwanderung deutscher Lieder ein, die durch das ganze 19. Jahrhundert andauert. Um 1800 fließen Gesellschaftslieder, Opernarien und Studentenlieder nach den Niederlanden, später — von 1820 an — besonders viele sentimentale Liebeslieder, vereinzelt auch Bänkellieder und Tanzlieder. Während des Weltkrieges stand Holland gefühlsmäßig nicht auf unserer Seite. Unsere Soldatenlieder haben deshalb dort kein Echo gefunden, während noch 1870 „Bei Sedan auf der Höhe“ und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ freudig in den Niederlanden gesungen wurden. Das politische Lied der Gegenwart finden wir in den Niederlanden nicht wieder, wohl aber den ganzen Wust der Schlager vom „Kleinen Cohn“ an bis zu „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“, von geschäftstüchtigen Verlegern übersetzt und kolportiert. Das sentimentale Lied erhält sich erstaunlicherweise in den Fliegenden Blättern von Rombouts bis in unsere Tage. Im holländischen Friesland zeigt sich der Einfluß deutscher Lieder besonders stark, was wohl auf die Saisonarbeit der deutschen Torfstecher und Schnitter, die dort Arbeit finden, zurückzuführen ist. Mit ihnen sind vor allem deutsche Tanzlieder und Volkstänze nach Friesland gekommen.

Benutzte Literatur und Siglen.

- F. M. Böhme, Volksthümliche Lieder der Deutschen. Leipzig 1895 (Böhme).
- H. Breuer, Der Zupfgeigenhansl. 10. Aufl. Leipzig 1913 (Zupf).
- (M. Coune), De Vlaamsche Zanger. 1. bis 5. Teil. Heers 1923/26 (Vlaamsche Zanger).
- Fl. van Duyse, Het Oude Nederlandsche Lied. 3 Bde. Haag 1903/07 (Duyse).
- L. Erk u. F. M. Böhme, Deutscher Liederhort. 3 Bde. Leipzig 1893/94 (EB).
- Flämisches Liederbüchlein (für die Kriegsgefangenen). Münster i. W. 1917.
- P. Groen, Oude en nieuwe Groninger Lieder. 2 Teile. Delft 1930 (Gron.).
- L. Hiel, Kinderspelen en liedjes uit het land van Dendermonde. Gent 1931 (Hiel).
- Hoffmann von Fallersleben u. K. H. Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder. Leipzig 1900 (HP).
- W. Koninckx, Twee kostbare Liederboeken. Academie Gent, Verslagen en Mededeelingen, Mai 1931 (Koninckx).
- Lieder-Bundel voor Janmaat en Soldaat. Helder (1901) (Janmaat).
- John Meier, Kunstlieder im Volksmund. Halle 1906 (KiV).
- F. A. Snellaert, Oude en nieuwe Liedjes. Gent 1852 (Snellaert).
- Thirsis Minnewit. 4 Teile. Amsterdam bei Abram Cornelis (etwa 1750/70).
- 't Nieuw Groot Hoorns Lied-Boekje. Hoorn (um 1750).
- J. Veldkamp u. K. de Boer, Kun je nog zingen, zing dan mee! Groningen 1920 (Veldkamp).
- H. F. Wirth, Der Untergang des niederländischen Volksliedes. Haag 1911 (Wirth).
- D. Wouters u. J. Moormann, Het Straatlied. 2 Bde. Amsterdam 1933/34 (Straatl.).
- G. Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm. 5. Aufl. Leipzig 1922 (Wustmann).
- Sammelband:
1. Appolo's Vastenavond-Gift. Dordrecht (um 1750).
 2. Appolo's Nieuwe-Jaars-Gift. Dordrecht (um 1750).
 3. Den Hollandszen Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift. Amsterdam (um 1750).
- Blauwboekjes:
- De Nieuwe Overtoomsche Marktschipper. Amsterdam, v. d. Geer (o. J.).
- De Tweede Overtoomsche Marktschipper. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).
- Liederboekje De vroolijke Zanger. Amsterdam, v. d. Geer (o. J.).
- De zingende Zwaan. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).
- De vrolijke Schoorsteenveger. Amsterdam, Holst (o. J.).
- Het Haagsche Bosch. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).
- Verzameling van vrolijke en wel uitgezochte Gezelschaps-Lieder. Amsterdam, J. F. Besther (o. J.).
- De lustige Jager. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

De zingende Kruijer. Amsterdam, v. d. Geer (o. J.).

De Bloemendaler Minnezangster. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

De Spoorwagen. Amsterdam, v. d. Linden (o. J.).

Verzameling van Gezelschaps-Liederen uit de oude doos. Amsterdam, Moolenijzer 1838.

Uitgezochte Gezelschaps-Liederen (o. O. u. J.) (Gezelschaps-Liederen).

Dazu Liederhefte und Flugblattlieder, unter anderem aus dem Verlag Fr. Rombouts in Roosendaal. Alle Sammlungen aus meinem Besitz.

1. A Schlosser haut an G'sell'n g'hat (HP 75): Een slotenmaker had een knecht (Vlaamsche Zanger 1, 57).
2. Ach Mutter, liebe Mutter, gib mir doch einen Rat (EB 1, 253): En daar achter in die velden (Straatl. 1, 270). Strophe 3: En ach, moeder, ach, lieve moeder, geef mij een goede raad.
3. Als Noah aus dem Kasten kam (HP 53): Toen Noe pas kwam uit de kas (Vlaamsche Zanger 2, 69).
- 3a. Als ich ein Junggeselle war (EB 2, 701): Toen ik 'ne frische jonkman was (Vlaamsche Zanger 5, 83 und Zeitschrift „Ons Volksleven“ 4, 1894, 184). Melodie s. u.
4. Am Sonntag, am Sonntag, da ißt der Meister Bohne (EB 3, 437): Den Zondag, den Zondag, dan is't nen dag van eere (Hiel 91).
5. An der Quelle saß der Knabe (HP 64): Aan de oever zit een knaapje (Haagsche Bosch 49).
6. An einem Fluß, der rauschend schoß (HP 68): Aen de oever van een snelle vliet (Spoorwagen 38; Gezelschaps-Liederen 1, 13; Snellaert 56; Straatl. 1, 32; Vlaamsche Zanger 2, 116; Koninckx S. 46; Folioblatt Ouderwetsche Liederen, Verlag Rombouts, das letzte Lied, und aus demselben Verlag im Liederenboek, ohne Seitenangabe). Sehr beliebt.
7. Ännchen von Tharau (HP 73): Anke von Trara (nicht übersetzt, durch Druckfehler verstümmelt in Thirsis Minnewit 1, 110).
8. Anne Mariechen, wo willst du denn hin (Erk-Irmer 1, 4, 43): Anne Mariechie, waar gaist toe noa tou (Gron. 2, 150; vgl. Duyse 1, 803). Melodie s. u.
9. Arm und klein ist meine Hütte (HP 74): Arm en klein is mijne woning (Gezelschaps-Liederen 1, 9 und Stimmangabe S. 171: Arm en nedrig is mijn hutje; Spoorwagen 31; als Stimmangabe: De Bloemendaler Minnezangster 12).
10. Auf einem Baum ein Kuckuck saß (EB 3, 527): Op eenen boom een koekoek zat (Hiel 57; Vlaamsche Zanger 1, 79).
11. Auf Matrosen, den Anker gelichtet (HP 95): Die Melodie verwendet zu dem Matrosenlied „'t Windje waait alweer uit den Oosten“ (Veldkamp 31).
12. Aus Lüneburg sind wir ausmarschiert (Zupf 180): Dieselbe Melodie zu dem Jagerslied „Het oude lieve Vaderland“ (Haagsche Bosch 9).
13. Ausgelitten hast du, ausgerungen (HP 106): Freie Übersetzung mit der Überschrift „Charlotte bij het graf van Werther“ in Gezelschaps-Liederen 45, Anfang: Slaapt gij nog, mijn welbeminde.
14. Bei Männern, welche Liebe fühlen (HP 116): Bij mannen, die van liefde blaken (Haagsche Bosch 5; Gezelschaps-Liederen 5).
15. Bei Sedan auf der Höhe (EB 3, 254): Bij Sedan op de heuvel (Straatl. 1, 113; Folioblatt Ouderwetsche Liederen, Verlag Rombouts, 10. Lied).
16. Ça ça geschmauset (EB 3, 495): Als Melodie zu dem Lied „Lustig gezellen, schoart joe moar vroolek om de disch“ (Gron. 2, 161).
17. Charmantes Englisch Kind: In der deutschen Volksliedliteratur habe ich das Lied nicht nachweisen können. Es steht in deutscher Sprache in der Sammlung Den Hollandszen Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift, Amsterdam um 1750, S. 23, mit der Überschrift „Den Smekende Duitszer“ und der Stimmangabe „Von Leonore“.

18. Das ganze Dorf versammelt sich (HP 151): Het gansche dorp verzameld zich (Gezelschaps-Liederen 41).
19. Das Lieben ist mein Leben: Sonst unbekannt, in deutscher Sprache in Den Hollandszen Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift S. 10 mit der Überschrift „Den verliefden Duitszer“.
20. Dem Turner ward das schönste Ziel (in allen Turnerliederbüchern): Die flotte Melodie mit dem Kehrreim „Wir halten fest und treu zusammen“ zu „John Bull trok eens op rooven uit“ (Straatl. 1, 122) zu „Hebt gij den vreugdekreet gehoord (Vlaamsche Zanger 1, 152), zu „Laat hooren luid ons volksgezang“ und „Van Oost tot West, van Zuid tot Noord“ (Janmaat 12 u. 30).
21. Denkst du daran, mein tapfrer Lagenka (HP 185): Herrinnert ge u, sprak laatst een oude krijger (De lustige Jager 32).
22. Der Papst lebt herrlich in der Welt (HP 213): In deutscher Sprache mit vielen Druckfehlern in De lustige Jager 40.
23. Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt (HP 214): De reinste toon die door de schepping klinkt (Flugblatt mit 4 Liedern, das erste, Verlag Van Vlijmen, Rotterdam o. J.).
24. Der Vogelfänger bin ich ja (Wustmann 504): De vogelvanger tralala (Spoorwagen 20).
25. Der Weihnachtstag begann zu lichten (Pommersche Volksballaden, herausgegeben vom Pommerschen Volksliedarchiv 1930, S. 85): De Kerstnacht was nauw aangebroken (Straatl. 2, 277). In freier Bearbeitung noch einmal in Straatl. 2, 299: Het was een koude Zondagmorgen.
26. Die Blümelein sie schlafen (Böhme 467): De bloempjes gingen slapen (Veldkamp 42).
27. Die Hochzeit ist bei meiner Treu ein pudelnärrisch Ding (HP 255b): Een bruiloft is, zoo waar ik leef, een recht belachelijk ding (Straatl. 2, 26).
28. Droben auf grüner Waldhaid (EB 3, 531): Op de merkt stoa 'nen boom (Hiel 24).
29. Du, du liegst mir im Herzen (HP 293): In deutscher Sprache mit Druckfehlern in De lustige Jager 28.
30. Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut (HP 71): Daar had ne boer zoo'n aardig wijf (Aufzeichnung von L. Lambrechts, Gent, in meinem Besitz).
31. Ein freies Leben führen wir (HP 313): Mit dieser Melodieangabe zu „Nouw nog een lijd veur't algemijn (Gron. 1, 6).
32. Ein getreues Herze wissen (L. Erk, Germania, 1868, S. 147): Als Melodie zu „Trouw, u wijd ik mijne zangen“ (Veldkamp 73).
33. Ein Grobschmied saß in guter Ruh (EB 3, 499): Alweer een brief van de Leidsche post (Spoorwagen 40).
34. Einmal ist nicht viel, sonst unbekannt: In deutscher Sprache mit der Überschrift „Hoogduytsche Minuet“ in Apollos Vastenavond-Gift, um 1750, S. 106.
35. Es braust ein Ruf wie Donnerhall (HP 373): Een kreet bruischt als een donderbui (Einblattdruck o. O. u. J.); in derselben Ausstattung in Liederenboekje de Vroolijke Zanger, J. Van de Geer, Amsterdam, o. J. ohne Seitenangabe; Melodieangabe zu „Op, hoort dien kreet door't gansche land“ in Janmaat 54; deutscher Text und andere Übersetzung „Een strijdkreet klinkt met woest gedruisch“ auf einem Flugblatt von S. J. de Jonge, o. O. u. J. etwa 1890; auf vlämische Verhältnisse bezogen in Vlaamsche Zanger 1, 174 mit dem Anfang „Daar klonk een kreet, het Vlaamsche land“.
36. Es ging einst ein verliebtes Paar (vgl. die Abhandlung in den Volksliedstudien von John Meier, Straßburg 1917, S. 107): Hij was een jongeling van achttien jaren (Straatl. 2, 40), ähnlich in Liederenboekje de Vroolijke Zanger, J. Van de Geer, Amsterdam, o. J. ohne Seitenangabe.
37. Es ist ein Ros' entsprungen (EB 3, 627): Als Melodie zu „De witte vlokken zweven“ (Veldkamp 143).

38. Es ließ sich ein Baur ein Paltrock schneid'n (EB 3, 513): Doar luit 'ris 'n boer een paltrok sniën (Gron. 1, 77).
39. Es murmeln die Wellen (Böhme 161): Als Melodie zu „Hoe zacht glijdt ons bootjen“ (Veldkamp 37).
40. Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus (EB 2, 560): Als Melodie zu „Wie is de beste in ons land“ (Straatl. 2, 204 und Einblattdruck o. O. u. J.). Die Melodie paßt ferner zu Minnezangster 4, 6, 10, 26; Janmaat 37 Nr. 14, die Mel. gedruckt zu „Doar woonde in een hail vrumd laand, ha ha (Gron. 1, 31).
41. Es starben drei Geschwister aus dem König sein Haus (EB 1, 647): En een koning, die had er drie dochtertjes schoon (Gron. 1, 93).
42. Es war einmal un bon galant: In deutscher Sprache in Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift, um 1750 S. 15.
43. Es war einmal ein kleiner Mann (EB 2, 686): 'n Boer wol nao zien naober tou (Gron. 1, 72).
44. Es waren drei Gesellen (EB 3, 191): Er waren eens drie soldaten (Straatl. 2, 250).
45. Es welken alle Blätter (Heeger-Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz, Kaiserslautern 1909, 1, 76): Als Melodie zu „Ik zal zoo ver wel komen“ (Vlaamsche Zanger 5, 108).
46. Fahr mich hinüber, schöner Schiffer (HP 443, vgl. Jahrbuch für Volksliedforschung 1, 188): Lieve schipper, vaar mij over (Straatl. 1, 39; Flugblatt Ouderwetsche Liederen, Rombouts, das zweite; Sammelheft Rombouts mit Titel „Liederenboek“ ohne Seitenzahl, o. J. etwa 1930; Spoorwagen 58; Gron. 2, 103).
47. Fischerin, du Kleine (Gassenhauer um 1880): Een visschersmeisje geldt mijn zingen (Straatl. 1, 280) mit Melodie.
48. Freut euch des Lebens (HP 464): Zweiter Teil der Melodie zu „Aine, drije, zeuven“ (Gron. 2, 147).
49. Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus (HP 513): 'k Blacht in deez' herberg een avondje door (Vlaamsche Zanger 1, 49).
50. Hänsken saß im Schornstein (EB 2, 648): Dou Hanske in de schöstain zat (Gron. 1, 51).
51. Hobelbank-Lied (ZfVk 3, 178): Daar is de pot, en daar is de pan (Hiel 75).
52. Hoch soll er leben (Toast): Lang zal hij leven (Vlaamsche Zanger 1, 74), vgl. auch „Er lebe hoch“: Hij leve lang (Vlaamsche Zanger 1, 107).
53. Hopp, Marjânche (EB 3, 589): Hup, mooi Janneke (Gron. 2, 104).
54. Hört zu, ihr lieben deutschen Brüder (Fl. Blatt in der Staatsbibl. Berlin Yd 7902 I (161) 2, Lied auf die Erschießung der Schillschen Offiziere): Ach, vrienden wilt aanhooren (Straatl. 2, 62), sehr entstellt; Flugblatt o. O. u. J. in meinem Besitz genau so.
55. Ich bin der Doktor Eisenbart (HP 590): Ik ben de Doctor Yzerbaard (Fl. Bl. J. Wendel, Amsterdam o. J. um 1820, anschließend mit deutschem Text; Hiel 73; andere Übers. Straatl. 2, 205). Als Mel. zu Minnezangster 43; Straatl. 1, 107. Ik ben de slagter Bonapart (Zeitschrift 't Daghet in den Oosten 17, 1901, S. 17).
56. Ich bin ein jung Soldat (der sterbende Korporal, ZVfVk 26, 1916, S. 178): Ik ben een jong soldaatje (Gron. 1, 61). Melodie s. u.
57. Ich hatt' einen Kameraden (HP 633): Ik had een wapenbroeder (Veldkamp 41); Vlaamsche Zanger 2, 159; Janmaat 53. Eine Parodie Straatl. 2, 161.
58. Ich kenn ein einsam Plätzchen auf der Welt (um 1900 beliebt). Ik ken een eenzaam plekje op aard (Straatl. 2, 226; Fl. Blatt Ouderwetsche Liederen, Rombouts, das siebzehnte).
59. Ich saß und spann vor meiner Tür (Böhme 136): 'k Zat laatst te spinnen al voor mijn deur (Spoorwagen 24; Verzameling van Gezelschaps-Liederen uit de oude doos. Amsterdam bij Moolenijzer 1838, S. 31; Snellaert 56; Wie zingt er mee, Antwerpen o. J. S. 6; Flämisches Liederbüchlein f. d. Kriegsgefangenen 1917, S. 28; Gron. 1, 83). Sehr beliebt.

60. Ich stand auf hohem Berge (EB 1, 313): Toen ik op Nederlandsch bergen stond (Straatl. 1, 268).
61. Ik stech up einen Boom (EB 2, 262): Ik klom 'er Boom al op (Thirsis Minnewit 3, 99).
62. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten (HP 673): Als Mel. zu „Natuur ligt in droomen verzonken“ (Veldkamp 43) und zur Knaolster Lorelei (Gron. 2, 157).
63. In des Gartens dunkler Laube (EB 1, 410): In het lommer van't prieeltje (Straatl. 1, 275; Ouderwetsche Liederen, Rombouts, das erste; Sammelheft bei Rombouts o. J. ohne Seitenzählung).
64. In des Waldes tiefsten Gründen (HP 726): In het duistere des bosschen (Straatl. 2, 32; Gezelschaps-Liederen 19).
65. Ist denn kein Stuhl da (Gassenhauer um 1900): Als Melodieangabe zu „Blaast de tamboer“ (Janmaat 58).
66. Jetzt fahr'n wir übern See (EB 3, 525): Ik voer al over de Rhiijn (Hoorns Lied-Boekje S. 240. vgl. Duyse 2, 1010; Thirsis Minnewit 2, 76; Vlaamsche Zanger 1, 50 und 5, 114).
67. Kennt ihr all das neue Lied (Pastor siene Kauh, vgl. die Abhandlung von K. Wehrhan, Leipzig 1922): Hej al heurd van't nije laid (Gron. 1, 74); Een oud pastoor, die had een koe (Vlaamsche Zanger 1, 84).
68. Komm, fein Liebchen, komm ans Fenster (Böhme 313): Kom, lief meisje, voor de ramen (De Zingende Kruijer, Amsterdam, Van de Geer, o. J. um 1820, S. 8).
69. Laurentia, liebe Laurentia mein (EB 3, 529): Laurentie lief (De lustige Jager, Amsterdam, G. van der Linden, o. J. um 1820, S. 4; Gezelschaps-Liederen 110).
70. Lebe wohl, vergiß mein nicht (HP 807): Vaar dan wel, vergeet mij niet (De lustige Jager 29, daselbst S. 31 auch in deutscher Sprache; Gezelschaps-Liederen 49).
71. Leise klingt die Abendglocke (ZrwVk 1916, 1): Zachtjes klinkt het avondklokje (Straatl. 1, 288; Rombouts Ouderwetsche Liederen o. J., das achte Lied).
72. Lott' is dot (Tanzlied) nur: En Lotje ligt op sterven (Straatl. 2, 12).
73. Mädel, ruck ruck ruck (HP 838): Als Mel. zu „Lijk de bietjes, bietjes gonzen“ (Vlaamsche Zanger 1, 105).
74. Mädel, wasch dich, putz dich (Tanzlied): Als Mel. zu „As ik ainmoal ais op Damsterdaip“ (Gron. 1, 28) und übersetzt „Mooi Katrientje, wasch j'en kleed je aan“ (Gron. 2, 108).
75. Mein Bruder Melcher, der wollt ein Reiter werden (EB 3, 537): Jan, mijne man, zou ruiter worden (Hiel 18).
76. Mein Herr Maler, wollt er wohl (HP 858): Schilder, ik wou mij zelf graag zien (Straatl. 1, 205; Gezelschaps-Liederen 43; Verzameling van vrolijke en wel uitgezochte Gezelschaps-Liederen, Amsterdam, J. F. Besther. o. J. um 1820, S. 9; Koninckx S. 39).
77. Mein Lieb ist eine Alplerin (HP 864): Mijn meisje is van Zwitserland (Flugblatt Van Vlijmen, Rotterdam, o. J., das vierte Lied).
78. Meine Mutter zehet mich (EB 2, 651): Mien zuster het zeuven vrijers had (Gron. 1, 85).
79. Mich fliehen alle Freuden (HP 871): Ik vliede alle vreugde (De zingende Kruijer S. 11), als Melodieangabe Gezelschaps-Liederen 71. Ähnlich „Mijn vreugd is mijn ontnomen“, De tweede Overtoomsche Marktschipper, Amsterdam, G. Van der Linden, o. J. um 1820, S. 57).
80. Mien Vader heet Hans Vagelnest (EB 3, 542): Mien voader haitt Hans Vogelnust (Gron. 1, 23).
81. Morgenrot, Morgenrot (HP 894): 't Morgenrood, 't Morgenrood (Vlaamsche Zanger 1, 113; Janmaat 53).

82. Nach der Heimat möchte ich wieder (Klabund, Das deutsche Soldatenlied, München, um 1916, S. 192): Als Mel. zu „'t Middernachtuur doet zich hooren“ (Straatl. 1, 153).
83. Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab (HP 906): Op slag van de middernachtsure verrijst de tamboer uit zijn graf (Vlaamsche Zanger 2, 206). Melodie s. u.
84. Nun ade, du mein lieb Heimatland (HP 922): Vaarwel, mijn dierbaar vaderland (Veldkamp 18).
85. O du lieber Augustin (EB 2, 750): O m'n lieber Augustain (Gron. 2, 146).
86. O Täler weit, o Höhen (HP 958): Mel. zu „De Franschen waren meester“ (Vlaamsche Zanger 1, 58).
87. O Tannenbaum (HP 957): O denneboom (Vlaamsche Zanger 1, 165).
88. Ohne Lieb und ohne Wein (HP 947): Melodieangabe „Zonder Liefde, zonder Wijn“ bei dem Lied „Vrienden, zet u in het rond“ (Gezelschaps-Liederen 78).
89. Ohne Sang und ohne Klang (Zarnack 1, Nr. 23): Mel. zu „Was muziek en zang er niet“ (Veldkamp 65).
90. 's arme Mutterl grämt sich hamlich ab (beliebtes Wiener Lied, Text von Josef Hornig, Musik von A. Hornig, um 1911): De moeder weent in droef getraan (Straatl. 1, 306).
91. Sah ein Knab ein Röslein stehn (HP 986): 't Knaapje zag een roosje staan (Veldkamp 45; Snellaert 58).
92. Schlaf, Herzenssöhnchen (HP 993): Slaap maar mijn zusje (Veldkamp 40).
93. Sie sollen ihn nicht haben (HP 1041): Vgl. die vlämische Hymne „Zij zullen hem niet temmen“ von H. van Peene.
94. Sollich leben oder sterben: Als Stimmangabe zu der „Minnaars Klagt gevolgt na't Hoogduitszen“ mit dem Anfang „Zal ik leven of steeds sterven“ in Praat-Vaars Nieuw Jaars-Gift (um 1750) S. 21.
95. Steh ich in finstrer Mitternacht (HP 1072): Sta ik in't donker van het nacht (Janmaat 53), als Mel. zu „De zee is diep, de zee is wijd“ (Vlaamsche Zanger 2, 110).
96. Stille Nacht, heilige Nacht (HP 1074): Stille nacht, heilige nacht (Veldkamp 142); Parodie in Straatl. 1, 162.
97. Studio auf einer Reis' (HP 1082): Studentenlied mit derselben Melodie „Wat is beter toch dan bier“ (Vlaamsche Zanger 2, 44).
98. Tanzt mir mal die sieben Sprünge (EB 2, 756): Heb je wel gehoord van de zes en de zeven (Gron. 2, 114). Melodie s. u.
99. Tief drin im Böhmerwald, vgl. die Abhandlung von Rudolf Kubitschek „Tief drin im Böhmerwald“, Pilsen 1931: Daer diep in't Böhmerwoud, Flugblatt o. O. und J. (um 1900) in meinem Besitz.
100. Und als der Mann nach Hause kam (Hoffmann von Fallersleben-Richter 225): Mijn man komt thuis (Hiel 113).
101. Und als die Schneider Jahrestag hatten (EB 3, 449): De kleeremakers op hun feest (Vlaamsche Zanger 2, 186).
102. Un det du ick nich (altes Tanzlied, vgl. Gustav Schulten, Der Kilometerstein, 5. Aufl., Potsdam 1937, S. 43): Dieselbe Melodie zu „En zoo lank as de lepel in de brijpot staat“ (Gron. 2, 153).
103. Und wer im Januar geboren ist (Mel. entstanden aus EB 2, 560): Al wie in Januari geboren is (Vlaamsche Zanger 5, 158).
104. Unser alter Stabsverwalter (EB 3, 514): Onze oude Ambtman (Fl. Blatt Amsterdam bei J. Wendel, um 1820. In demselben Blatt anschließend auch der dt. Text; vgl. van Duyse 2, 1834).
105. Wahre Freundschaft soll nicht wanken (EB 2, 391): Onze vriendschap zal nooit wijken (Gezelschaps-Liederen 67).
106. Warschauer Tanz (Festschrift John Meier S. 300): Jan Pierewit (Gron. 2, 111).
107. Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen (HP 1185): Wien zou het genoeg des jagers niet lusten (Gezelschaps-Liederen 18).

108. Was ist des Deutschen Vaterland (HP 1192): In dt. Sprache in „Lustige Jäger“ 39; Wat is der Belgen vaderland (Snellaert 2).
109. Was kommt dort von der Höh (EB 3, 500): Melodie zu „Mijn vader vaart op zee“ (Hiel 26).
110. Wenn der Topp aber nun a Loch hat (EB 3, 527): As dij pot din ain gat in is (Gron. 1, 95).
111. Wenn die Nacht mit süßer Ruh (HP 1219): Als de nacht in stille rust (Gezelschaps-Liederen 6; Spoorwagen 18).
112. Wenn die Schwalben heimwärts ziehn (HP 1221): Als de zwaluw ons verlaat (Veldkamp 56).
113. Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren (Zupf 193): Als de soldaten door de stad marcheeren (Straatl. 2, 19).
114. Wenn ich mich nach der Heimat sehn' (HP 1231): Mel. zu „Ik treure alleen in 't tranendal“ (Vlaamsche Zanger 1, 161).
115. Wenn jemand eine Reise tut (HP 1254): As iemand verre reizen doet (Veldkamp 54).
116. Wenn man bi'n Buren deint (P. Alpers, Hannoversche Volkslieder, Frankfurt a. M. 1927, S. 88): De boer had maar een pet (Straatl. 1, 147); As de boer 'n poar klompen aan het (Gron. 1, 69).
117. Wer will unter die Soldaten (HP 1263): Mel. zu „Zoo in alle werelddoorden“ (Vlaamsche Zanger 1, 126).
118. Wie lieblich schallt (HP 1283): Langs berg en dal (Veldkamp 66).
119. Wir winden dir den Jungfernkranz (HP 1313): Mel. zu „Komt, broeders, altemaal“ (Straatl. 1, 111).
120. Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd (HP 1317): Freie Bearbeitung (Snellaert 7).
121. Zu Mantua in Banden (HP 1341): Mel. zu „Te Brussel in den kerker“ (Vlaamsche Zanger 1, 132).

Anschließend einige Proben der Singweisen:

Kinderlaidje (Kinderliedchen).



An - ne Ma - rie - chie, Woar gaist toe noa tou? An - ne Ma -

rie - chie, Woar gaist toe noa tou? Ik goa noa't le - ger-laand,

Woar dij sol - doa - ten stoan. Hi-ho-ha, hop - sa - sa! An - ne Ma - rie.

In der obigen Liste Nr. 8, nach Gron. 2, 150. Das in Deutschland weitverbreitete Soldatenlied mit einer Fülle von Strophen lebt in Groningen nur als einstrophiges Kinderlied, das zum Seilspringen gesungen wird. Der Aufzeichner vermerkt: Op- genomen bij het touwtjespringen. — Zwei „wandernde Melodien“ sind hier zusammen- geflossen: „Taler, Taler, du mußt wandern“ und „Heil dir im Siegerkranz“.

De Grunneger Zeuvensprang (Der Groninger Siebensprung).



Heb je wel ge-hoord van de zes en de zeu-ven, Heb je wel ge-
hoord van de zeu - ven-sprang? Je meent ja dat ik er niet dan - sen
kan, Ik kan dan - sen als een e - del - man. Dat 's er één!

Oben Nr. 98, nach Gron. 2, 114. Die Melodie zeigt große Verwandtschaft mit der deutschen.

Ik ben een Jong soldaatje (Der sterbende Korporal).



Ik ben een jong sol - daat - je Van een - en-twin-tig ja - ren, Ge-
bo - ren op het Zandt, fal de ra, Dat is mijn va - der-
land, fal de ra, Ge - bo - ren op het Zandt, Dat is mijn va - der - land.

Oben Nr. 56, nach Gron. 1, 61. Es folgt noch ein Kehrreim „Als ik moe ben van't marcheren“, mit dem zusammen das Lied den Schützenmarsch bildet, **Marsch van de Schutters.**

De Dood van Bazel (Der Tod von Basel).



Toen ik ne fri-sche jonk-man was, Troude ik een stok-oud
wif. Maar'k had ze geen drie da - gen, di - o di - o da - gen, Of'k
was die heks al moe moe moe! Of'k was die heks al moe!

Oben Nr. 3a, nach Vlaamsche Zanger 5, 83. Die Aufzeichnung stammt von Lambrecht Lambrechts, der das Lied in seiner Jugend in Hoesselt (Belgisch-Limburg) gehört hat.

De Parade der Dooden.

Op slag van de mid - der - nachts - u - re, broem, broem, Ver-
rijst de tam - boer uit zijn graf, broem, broem, broem, En
doet met zijn trom - mel de ron - de, En slaat ra - ta-
plan op en af, broem, broem, broem! En doet met zijn trom-mel de
ron - de, En slaat ra - ta-plan op en af, broem, broem, broem!

Oben Nr. 83, nach Vlaamsche Zanger 2, 206. „Die nächtliche Heerschau“ von Zedlitz hat hier einen guten Komponisten gefunden, B. van Meurs.

Zum Lobe Berlins.

Von Hermann Kügler, Berlin.

Als ich im Frühjahr 1937 Johannes Bolte um einen Beitrag für die Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins bat, da sein Name als der eines Ehrenmitgliedes in der Festschrift zur 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt (= Heft 3/1937) nicht fehlen sollte, sagte er mit gewohnter Bereitwilligkeit zu. Er hatte bis zuletzt manchen wertvollen Beitrag in die Zeitschrift gegeben; denn gern kehrte seine weltumspannende Forschung in die heimatlichen Bezirke zurück. Das zeigt die Liste seines Schaffens über Berlin und die Mark, die ich in den „Mitteilungen“ des Vereins 1928, S. 45—48 zu seinem 70. Geburtstage abgedruckt habe. Er gedachte, die Notizen über „Berlin in der Volksdichtung“ fortzuführen, die er im Jahre 1890 darin gegeben hatte. Ferner hatte er in einer kleinen Bemerkung im Kbl. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 31 (1910), 19 auf Karl von Holtei als Verfasser des Liedes „In Berlin, sagt er“ hingewiesen, und obgleich er nicht systematisch weitergesammelt habe, glaubte er, eine kleine Blütenlese von dem Fortleben dieses Liedes bringen zu können. Meine Darstellung „Die Berliner“ in dem von Martin Wähler bei Eugen Diederichs, Jena 1937, herausgegebenen Sammelwerke „Der deutsche Volkscharakter“

und die von Felix Hasselberg in seiner leider eingegangenen Zeitschrift „Berlinische Blätter für Geschichte und Heimatkunde“ (1933—1936) gesammelten „Urteile über Berlin“ ließen ihn wünschen, besonders das hervorzuheben, was zum Lobe dieser viel bewunderten und gescholtenen Stadt gesagt worden sei; denn an Tadel habe sie ja wohl genug zu tragen gehabt.

Der Tod hat die Absicht des noch auf dem Krankenbett schaffenden Mannes vereitelt. Ich glaube daher, in seinem Sinne zu handeln, wenn ich nun selber auf dem mir zugebilligten Raume wenigstens zwei Stoffe kurz behandle, die wohl in seiner Arbeit vorgekommen wären; hat er mich doch auch einmal mit einer Frage nach dem Vorhandensein von Fliegen- und Mottenfesten in Berlin angeregt, meine Sammlungen in dieser Zeitschrift 1929, 158—165 zu veröffentlichen.

1. Berolinum = Nur im Lobe.

Als nach dem Dreißigjährigen Kriege der Große Kurfürst seine Residenz zu einer Festung ausbaute und sie durch Anlagen und Gebäude verschönerte, begannen verschiedene Reisende¹⁾ im Gegensatz zu denen früherer Zeiten, die Stadt in geradezu überschwenglichen Lobeserhebungen zu preisen; wie schön die Stadt in der Tat ausgesehen haben muß, zeigt der prachtvolle Perspektivplan von Johann Bernhard Schultz aus dem Jahre 1688, dem Todesjahr des Fürsten²⁾. Friedrich Wilhelm, den ein kurz nach der Schlacht bei Fehrbellin 1675 entstandenes Volkslied den Großen Kurfürsten zubenannte, verschaffte seinem kleinen Staate Anschluß an die europäische Politik und wurde der Begründer Brandenburg-Preußens. Sein Sohn Friedrich III. setzte sein Werk zwar mit geringerer Kraft, aber mit dem gleichen Ziele fort und fügte ihm den Glanz der Königskrone hinzu. Unter ihm arbeiteten Nering und Schlüter, wurde die Akademie der Wissenschaften und die der Künste gegründet (wenn diese auch bis zu Friedrich dem Großen nur eine höhere Zeichenschule blieb!) und begannen Hofdichter wie Canitz, Besser, Neukirch, ihn, seine Familie und seine Stadt in Versen zu verherrlichen. Ein fast vergessener Dichter, Erdmann Wircker, prägte den zum geflügelten Worte gewordenen Vergleich mit Athen:

Die Fürsten wollten selbst in deine Schule gehn,
Drumb hastu auch für Sie ein Spree-Athen gebaut.

Das ganze Gedicht steht in dem Buche „Märkische Neun Musen“, das er 1706 herausgab (S. 59). Danach kommen um 1713 ähnliche Benennungen für andere, besonders Universitätsstädte, auf: Pleiße-Athen für Leipzig, Leine-Athen für Göttingen und um 1795 Saale-Athen für Halle. Sehr viel früher auch als Leipzig wurde Berlin „Klein-Paris“ genannt. In einer Be-

¹⁾ Bolte, Eine Reise zweier württembergischen Prinzen nach Berlin: Märkische Forschungen 20 (1887), 13—19, mit reichen Angaben über die folgenden Jahrhunderte. Die Liste läßt sich heute erweitern; vgl. noch Kügler, Eine Schilderung Berlins aus der Zeit des Großen Kurfürsten: Zs. d. Ver. f. d. Geschichte Berlins 1934, 38—40 (gemeint ist Lucae).

²⁾ Mit außerordentlich kundigen Erläuterungen herausgegeben von Hans Jahn in den „Schriften“ des Ver. f. d. Gesch. Berl. 55 (1935).

schreibung von Leipzig heißt es erst 1768 „Paris im kleinen“, und bekannt ist ja der Vers in Goethes Faust 1790:

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.

Aber viel früher noch als Büchmann angibt, ist diese Bezeichnung für Berlin aufgekommen: in dem „Neu-vermehrten Curieusen Antiquarius“ von P. L. Berckenmeyer, der 1708 zu Hamburg erschien, steht auf S. 230: „Berlin, lat. BEROLINUM, eine große, schöne und Volkreiche Stadt in der Mittel-Mark, und Residenz des Königs in Preußen, welche eigentlich aus 5 Städten bestehet, als (1) Berlin, (2) Cölln an der Spree, woselbst die Residenz ist, (3) Friedrichswerder, (4) Dorotheenstadt, (5) Friedrichstadt, und wird daher wegen ihrer Größe und Nettigkeit nicht unfüglich klein Paris genennet.“

Dies wiederholt eine in deutsch-französischer Mischsprache abgefaßte Schrift von Jean Chrétien Toucement¹⁾, dessen wahrer Name Johann Christian Trömer ist, im Jahre 1730:

Enfin! viel Fremde sagk, und es iß ock kewiß,
Es seh aus in Berlin all wie ßu klehn Paris.

In einer handschriftlichen (unveröffentlichten) Chronik von Berlin, die Johann Heinrich Gercken um 1716 verfaßt hat, heißt Berlin auch Deutsch-Paris: „Und gleich wie man von Cölln am Rhein sagen kann, daß solches das Teutsche Rom sey, also man mit guten Rechte von Berlin auch wohl sagen möchte: daß solches Teutsch Paris sey.“ Vorbereitet scheinen die beiden Bezeichnungen schon in einem Gedicht von Samuel Grosser, das 1702 erschien:

Was Paris zum Wunder macht,
Ist auch in Berlin zu finden . . .

und

Hier ist Griechenlands Athen,
Hier sind Asiens Paläste . . .

Die Bezeichnung Deutsch-Paris wiederholt Christlob Mylius 1748²⁾. Aber wer Paris kannte, gab zu, daß Berlin mit seiner „gesunden Lufft“ viel reinlicher und freundlicher sei, und rühmte die „breiten, räumlichen und langen Straßen, die der Stadt einen gantz ausnehmenden Vorzug“ gaben. Immerhin wird jedoch, wer die Akten und andere gewissenhafte und undichterische Überlieferungen prüft, zugeben müssen, daß für „Nettigkeit“ und „Reinlichkeit“ der Stadt wenigstens auf dem Papier durch fürstliche Erlasse gesorgt wurde.

Von diesen Bezeichnungen sind „Spree-Athen“ für Berlin und „Klein-Paris“ für Leipzig geflügelte Worte geblieben. Damals drückte sich der erwachte deutsche Nationalstolz darin aus: was die Fremde hat und kann, das gibt es bei uns auch! Seht euch nur ordentlich um, so findet ihr es!

¹⁾ Herausgegeben von Franz Weinitz in den „Schriften“ des Ver. f. d. Gesch. Berl. 37 (1900). Dort S. 72.

²⁾ E. Consentius, Freygeister, Naturalisten, Atheisten (Leipzig 1899), S. 31.

Vergessen ist ein Wortspiel, das zu der Zeit aufkam, als sich Kurfürst Friedrich III. als Friedrich I. zum König in Preußen krönen ließ. Johann von Besser spricht als erster davon in seiner Preußischen Krönungsgeschichte 1702. Als Friedrich I. am 6. Mai 1701 in Berlin einzog, empfing ihn ein großes Gepränge mit Ehrenpforten und Freudenfeuern.

„Gegen zehn Uhr des Abends ward alles angestecket: da die Glocken zugleich zu läuten angingen und Ihre Majestäten nebst dem gantzten Hofe in der Stadt herumfuhren. Berlin schimmerte nicht, sondern brante gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freuden-Feuren, so daß Se. Majestät, umb alles in wenig Worte zu fassen, ohne Grausamkeit die Lust desjenigen Spectackels genießen konnten, welches ehemals der menschliche Wüterich Nero an dem brennenden Rom zu haben sich gefreuet; Berlin aber, ohne Verletzung der Bescheidenheit und wenigstens für diesen Abend sich den Namen LUMEN ORBI, Licht und Glantz der Welt, zueignen dürffen, den einer aus dem lateinischen Worte BEROLINUM durch Versetzung der Buchstaben heraus gebracht.“

Da ja nun auch damals nicht jeder lateinisch verstand, so verdeutschte Ernst Martin Plauren, Königlich Legationssekretarius zu Cölln an der Spree, das Wort in einem langen Lobgedicht auf den König, seine zweite und seine dritte Gemahlin, auf seine Taten, Minister und Generäle; es erschien 1708 in 13 Folioblättern:

„Drum nennet man Berlin mit Recht ein Licht der Erden.
Denn wie der Sternenglanz verdunkelt pflegt zu werden
Durch güldnen Sonnenstrahl, so geht der Schein Berlin
Weit andern Städten vor, den Friedrich dir verliehn.“

Dann schwärmt er von den großen Bauwerken, wie dem Schloß, dem Zeughaus, dem „hochgewölbten Haus, das man ARCADES nennet“, worunter er die Säulenhallen auf dem Mühlendamm versteht, mit dem Haus für die Kaufleute, der ersten Berliner Börse, und gesteht einfältig:

„Die Denkmal, welche Du der Nachwelt wirst verlassen,
Die trau ich mir nicht zu, in einem Reim zu fassen,
Die Sache ist zu schwer.“

Aber wenigstens das Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke be—reimt er noch.

Wer der Verfasser des Anagramms ist, verrät uns auch nicht der erste wirkliche Geschichtschreiber Berlins Georg Gottfried Küster, der vor zweihundert Jahren (Vorrede unterzeichnet am 20. September 1737) zunächst zusammen mit Johann Christoph Müller sein „Altes und Neues Berlin“ herauszugeben begann. Er sagt im 1. Bande S. 22 nur, es werde „nicht undienlich“ sein, das lateinische und das deutsche Epigramm zu erwähnen, welches „ein anderer gelehrter Mann verfertigt“ habe, indem er aus dem von verschiedenen Auctores gebrauchten Namen BEROLINUM durch Umstellung LUMEN ORBI gewann:

„Sic berolinensis facies eoa stat urbis,
Nomine par orbi luminis omen habet.
So öffnet sich Berlin, wenn wir es ostwärts stellen,
Dem Werck und Nahmen nach ein rechtes Licht der Welt.“

Es ist mir jedoch nicht zweifelhaft, daß als Verfasser des Anagramms Christoph Heinrich Oelven in Frage kommt. Über seinen Lebenslauf ist wenig bekannt¹⁾; er gab in Berlin die erste Zeitschrift in deutscher Sprache heraus: ... 'Curieuse Natur-, Staats- und Sitten-Praesente', eine Monatsschrift, die von 1708 bis 1709 bestand. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften, aber wegen seines unverträglichen und hochfahrenden Wesens ausgeschlossen worden; der Rektor des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster Johann Leonhard Frisch nennt ihn in einem Briefe an Leibniz²⁾ 1708 ein Geschwür und „keine Zierde einer Societät . . . und weiß ich gewiß, daß, wenn dergleichen membra sollten anwachsen, wie Herr Oelven ist, einige andere, die lobwürdigere Absichten bisher gehabt, wünschen werden, daß sie nicht möchten in solcher Zahl seyn, oder wohl gar mit zurückschickung des diplomatis sich vor solche Ehre bedanken“. Leidenschaftliche Angriffe gegen seine Amtsgenossen machten ihn mißliebig, um so mehr als ihn unlautere Beweggründe dazu trieben. Mit La Croze geriet er aus gekränkter Eitelkeit in einen literarischen Zwist: als dem Kronprinzenpaare im Jahre 1707 ein Sohn geboren wurde, der den Namen Friedrich Ludwig und den Titel eines Prinzen von Oranien erhielt, aber nach nicht ganz einem halben Lebensjahr wieder starb, bildete Oelven aus den Worten FRIDERICUS LUDOVICUS PRINCEPS ARAUSIONENSIS das „Anagramma purum fatidicum et metricum“ FILI, CAESAR ERIS DUX PURPUREUSQUE SIONIS VINCENDO; aber La Croze meinte, es sei eben „nur als ein Anagramm“ zu bewerten. Darauf griff ihn Oelven im Märzheft 1708 seiner „Praesenten“ an, und Frisch meint diesen Streit in seinen eben erwähnten scharfen Worten gegen Oelven. Dieser verfaßte seine Zeitschrift allein und pflegte darin das Anagramm. Kein Wunder, daß ihn wegen seines Charakters und des Ausschlusses aus der Akademie keiner mehr mit Namen nennen wollte! Im 11. Stück der Monatsschrift S. 221f. gibt er tatsächlich jenes Anagramm auf Berlin zum besten: BEROLINUM = LUMEN ORBI, und er erblickt auch darin wieder eine Vorbedeutung der künftigen Größe dieser Stadt. Solche Geheimniskrämerei lag ja im Zuge der Zeit. Auf S. 74 sagt er: „Der Geist dieser nachdenklich versetzten Buchstaben (nämlich vom Namen des eben erwähnten Prinzen) . . . ist nicht durch Speculation des Anagrammatisten entsprungen, sondern die Hand des Höchsten hat dieselbe rangieret.“ Denn (S. 65) „Gott, der alles pondere, mensura et numero gemacht und unsere Haare gezählet hat, sollte der nicht auch die Buchstaben unserer Nahmen abgewogen und darin seine Verborgheiten gelegt haben?“ Er starb etwa um 1725 im Wahnsinn. Daß er als Verfasser der sog. Lehninschen Weissagung in Frage komme, wie einst Giesebrecht vermutete, hat Guhrauer überzeugend widerlegt; er er-

¹⁾ Pniower, Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache, Brandenburgia 8 (1899/1900), 88—97. Einziges vollständiges Stück nur in der Univ.-Bibl. Breslau.

²⁾ L. H. Fischer, Frischs Briefwechsel mit Leibniz. Archiv der Brandenburgia 2 (1896), 14.

wähnt sie überhaupt zum ersten Male, und zwar im Märzheft seiner Zeitschrift.

Noch eine andere Umstellung der Buchstaben von Berolinum gab es: der Pfarrer an der Heiligeistkirche Jacob Schmidt schrieb 1727 die erste Sammlung seiner „Berlinischen Denkwürdigkeiten“; darin sagt er, jederzeit hätten sich die Juden in abergläubischer Untersuchung der Namen befließigt „und haben daraus von Glück und Unglück und allen Zufällen etwas weissagen und vorher verkünden wollen . . . Die Heiden tun dergleichen, und was für omina aus den Namen öfters die Christen herausziehen, wird von vielen nicht getadelt; mit Berlin hat es wohl eingetroffen, denn durch den Buchstabenwechsel kommt heraus LUMEN ORBI, Teutsch NUR IM LOBE“. Er spielt also bald nach dem Tode von Oelven ebenfalls auf ihn an, wenn er von einem Christen redet. — Aus dem Namen STETTIN übrigens machte B. D. Bartels in seinem Gedicht auf „Das itztblühende Stettin“ 1734 das Anagramm IST NETT.

2. In Berlin, sagt er.

(Ein Kunstlied wird zum Volkslied.)

Als Amalie Neumann, spätere Haizinger, ihren Freund Karl von Holtei (1797—1880) für ein Gastspiel um ein Stück bat, schrieb er rasch (nämlich in einer Nacht) das Liederspiel „Die Wiener in Berlin“ nieder. Es wurde am 14. Juni 1824 im Berliner Königstädtischen Theater uraufgeführt. Leicht geschürzt und unwahrscheinlich genug ist die Handlung: eine adlige Berlinerin will den Sohn eines alten Wieners für sich gewinnen, der aus seiner Abneigung gegen Berlin kein Hehl macht und sich den Aufenthalt dadurch angenehmer gestaltet, daß er Wienerinnen in seinen Dienst nimmt. Die junge Dame hingegen eignet sich, um ihm zu gefallen, bei einem kurzen Aufenthalt in Wien die Mundart so vollkommen an, daß sie als Wienerin gelten und nunmehr den Sohn heiraten kann. Das Berlinertum soll gepriesen werden, wie umgekehrt in einem späteren Stück „Die Berliner in Wien“ das Wienertum. Die eingelegten Lieder gefielen in Norddeutschland, und besonders wurde der reizende Einfall eines Liedes der Louise außerordentlich weit verbreitet und ist es noch heute in verschiedenen Abwandlungen; merkwürdig nur, daß es in Berlin selber und in der Mark Brandenburg trotz der Wiederbelebung alter Volkslieder in letzter Zeit nicht mehr aufgezeichnet worden ist¹⁾.

¹⁾ Freundliche Mitteilung vom Leiter des Märkischen Volksliedarchivs Herrn Dr. Johannes Koepf. Ihm auch danke ich hier für einige wertvolle Drucknachweise. Meine Liste erweitert die Angaben bei Hoffmann-Prahl Nr. 718 bedeutend; doch möchte ich nur die weite Verbreitung belegen, ohne (wegen der Rücksicht auf den zugemessenen Raum) vollständig sein zu können. Auch Herrn Professor Dr. John Meier danke ich für einige Beiträge zu meinen Sammlungen. Auf die Melodie gehe ich nicht näher ein; sie bleibt im großen ganzen dieselbe, nur in anderer Tonart.

Louise singt¹⁾:

(1) In Berlin, sagt er,
mußt du fein, sagt er,
und bescheiden, sagt er,
immer sein, sagt er:
denn da habens, sagt er,
viel Verstand, sagt er,
ich bin dort, sagt er,
schon bekannt.

(3) Ganz besonders, sagt er,
noch vor allen, sagt er,
such' durch Sprechen, sagt er,
zu gefallen, sagt er,
recht Berlinisch, sagt er,
immer sprich, sagt er,
und statt mir, sagt er,
sagst du mich.

Das neckische Lied hat sieben Strophen. Es will sicherlich in fröhlicher Art alle die verulken, die den Satz „sagt er“ allzu häufig in ihre Rede einfügen. In der Mark Brandenburg kommt dieser Einschub als Übung im schnellen Sprechen vor: Sall ick, seät se, Mi, seät se, Den, seät se, Verfluchten Kerl, seät se, Neahm, seät se, Lieber, seät se, Will ick, seät se, 'Ne Jumfer, seät se, Bliewen, seät se²⁾. Diese Form nähert sich den unter der Jugend beliebten „Räubersprachen“, in deren einer z. B. nach jeder Silbe ein und dasselbe Wort eingefügt wird, um den Satz zu verdunkeln: Wenn bei das bei mein bei Mut bei ter bei wüßt bei, wie bei das bei in bei der bei Frem bei de bei ist bei = wenn das meine Mutter wüßte, wie es in der Fremde ist³⁾.

Noch bevor Holteis Stück im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ 1825 gedruckt wurde, führten die Hamburger 1824 ein Singspiel auf: Die Französin in Hamburg. Die Gesänge sind nach den Melodien: Die Wiener in Berlin⁴⁾. — So früh also ist der zugkräftige „Schlager“ mit der zwar einprägsamen, aber vom Standpunkt der hohen Kunst aus gesehen, entsetzlich unmelodischen Musik an die Waterkant gedrungen. Für die Beliebtheit von Holteis Stück zeugten die vielen Aufführungen: bis 28. September 1842 wurde es 41mal gegeben und noch in neuerer Zeit in Berlin vom 27. November 1915 bis 16. Januar 1927 28mal wiederholt, davon 4mal im Schillertheater. Der Dichter wiederholte das Lied in seiner Liederposse „Ein Achtel vom großen Los“, das in Berlin am 24. Februar 1833 uraufgeführt wurde.

Früh erschienen Parodien. Unter den verschiedenen Liedern in der Sammlung Meusebach zu Berlin⁵⁾ beginnt eins:

Ja mein Glück, dacht ich,
würd' in Wien, dacht ich,
wie die Blumen :||:
fröhlich blühn :||:

Rosen würden
immerdar
hier mir lächeln:
's ist nicht wahr.

¹⁾ Wortlaut und Melodie bei Böhme, Volksthümliche Lieder Nr. 692.

²⁾ Brandenburgia 17 (1908/09), 234f.

³⁾ Lewalter-Schlager, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel Nr. 163. 476.

⁴⁾ Walther im Ndd. Korr.-Bl. 31 (1910), 96; es sei auch in den Niederlanden nachgeahmt worden. Vgl. noch ebd. 25, 137, 145; 30, 72; Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 18 (1883), 180f.

⁵⁾ Preuß. Staatsbibl. Musikabt. Yd 7913. 21. 1; ferner Yd 7857. 29. 4. Mit der Bezeichnung des Moritatendruckers Ludwig in Öls, nach 1825, auch im Nachlaß von Karl Becker im Märk. Volksliedarchiv. 10 Str. So auch bei G. W. Fink, Musikalischer Hausschatz, Leipzig 1843, S. 68, Nr. 111 mit der richtigen Bezeichnung „Nach dem Volksmund aus den 'Berlinern in Wien'“. Auf S. 69, Nr. 112 „Gegenstück zur vorigen Weise 'In Berlin sagt er'“ (7 Str.).

und schließt:

Doch nicht anders, merk ich,
ist's in Wien, merk ich,
als im Märk'schen,
in Berlin.

Frohes Herz
muß die Lust
bloß erhöh'n;
dann ist's schön.

Von zum Teil über achtzigjährigen Berlinern, die schon verstorben sind, erfuhr ich die folgende Parodie, die aus dem Jahre 1848 stammt und die Worte Wrangels „In den Straßen wächst das Gras“¹⁾ aufnehmen:

In Berlin, sagt er,
sollst du sehn,
wächst das Gras,
sollst es mäh'n.

Und die Köppe
mähste mit;
sie sind reif
für den Schnitt.

Wie das Lied von Berlin aus wanderte und von der Bühne her zum Volksliede wurde, schildert Theodor Fontane in seiner 1885 in der „Gartenlaube“ erschienenen Kriminalnovelle „Unterm Birnbaum“. Da kommt im Jahre 1832 Abel Hradtschek alle vier Wochen aus dem großen und reichen Oderbruchdorf Tschecin nach Berlin, und wenn er seine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hat, geht er ins Königstädtische Theater; von seinem Gasthofs „Zum Kronprinzen“ hat er es nur ein paar hundert Schritte bis dahin. Er sah z. B. Holteis „Alten Feldherrn“, die „Wiener in Berlin“ oder Angély's „Fest der Handwerker“. Zu Hause am Stammtisch sang er den Freunden die Lieder vor, die er kennengelernt hatte; denn er hatte eine gute Tenorstimme. Zu ihnen gehörte „In Berlin, sagt er“ und noch eins, mit dem er besonders Glück hatte: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt denn Julchen mit?“ Dies ist der „Hallesche Stiefelknechtgalopp“, um 1830 in Halle entstanden und von Burchard Dörbeck (1799—1835) in Berlin in einem hübschen Bilde verbreitet²⁾.

Von den vielen Parodien seien wenigstens einige angeführt. Als der Rügendamm zwischen Stralsund und Altefähr im Frühjahr 1937 eröffnet wurde, spielte gemäß Zeitungsnachrichten eine Kapelle das Lied mit dem folgenden Wortlaut:

Von Stralsund, seggt he,
nah Olfähr, seggt he,
geht'n Damper
hen und her.

Von't oll Ding
is grot Geschrei,
alle Oogenblick
is't entwei.

Den Text hat Alfred Haas 1899 in den „Schnurren, Schwänken und Erzählungen von der Insel Rügen“ S. 128 bekannt gemacht. Er bezog sich auf die schon 1846 zwischen beiden Orten beabsichtigte Dampffähre, die aber erst 1861 ausgeführt wurde. Der Dampfer hieß damals „Altefähre“, im Volksmunde aber die „Flunder“, und hat bis 1894 gedient; dann verkauften ihn die Fährleute. Von Altefähr bis Bergen ging es mit einem Omnibus weiter, den das Volk den „Bummler“ nannte. Darauf bezieht sich eine

¹⁾ So G. Langenscheidt, Naturgeschichte des Berliners (Berlin 1878) S. 24.

²⁾ J. Bolte in den Mitt. d. Vereins f. d. Gesch. Berl. 1926, Nr. 10—12, mit Bild und Melodie.

Stelle in dem Liede; es ist heute leicht zu finden in den von Haas herausgegebenen „Pommerschen Volksliedern“, Leipzig 1927, S. 116. Für noch weitere Verbreitung sorgt das Liederbuch „Nach Ostland geht unsere Fahrt“, das der Gau Pommern-West des BDM 1933 gedruckt hat, und das andere „Arbeitsmann, singe!“, hrsg. von der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. An der Küste ist das Lied dann vielen andern Texten zugetan worden, in denen keine Ortschaften mehr genannt werden. Aus Ostpreußen bei Plenzat, Ostpreußische Volkslieder, Leipzig 1927, S. 74:

Bi'm Kaptein, seggt er,
moak ich rein, seggt er,
moak öck alles
sauber fein.

Möt'm Sack
wasch öck opp
eerscht dem Schätel,
denn dem Topp.

Kehrvers: Na nu, wie ös dat meeglich, na nu, wie geiht dat to? Na nu, wie usw.

Beliebt ist „De Hamburger Kocksmaat“; bei Tardel, Niederdeutsche Volkslieder, Münster 1928, S. 89:

Juchhei, lustig, segg ick,
ick bün Kock, segg ick,
drink ock gern
en Glas Grog

un dat do ick
all siet Johr'n,
heff noch ümmer
glücklich fohr'n.

Kehrvers: Juchvallerä dirili vallerallala, vallerä dirili valle ... oha!

Daneben gibt es Verspottungen anderer Städte, z. B. auf Lübeck, Kiel, Hamburg, Berlin¹⁾; z. B.:

in Kiel, seggt he,
an de Eck, seggt he,
steit en Emmer,
is vull Dreck,

un en Lepel
liggt dorbi,
wer Apptit het,
steit dat fri.

Statt „er (he)“ wird mitunter ein Personennamen genannt: aus Schleswig 1857 (= Jahrb. d. Ver. f. niederdt. Sprachf. 36, 1910, 71):

Da krupt en Lus, seggt Hans Pus.
Pfoi! seggt Boi.
Wat is't en Bengel, seggt Engel.
u. a. m.

Es seien noch ein paar Belege aufgeführt: J. J. Algier, Universalliederbuch (Reutlingen 1841) S. 467, Nr. 834 (In Berlin, sagt er; 8 Str.); Wilh. Bernhardt, Allgemeines deutsches Liederlexikon (Leipzig 1847) 2, 218, Nr. 1158 (Eigene Melodie: Wiener in Berlin. In Berlin, sagt er; 10 Str.); Der Sänger. Neuestes und vollständigstes Liederbuch für das deutsche Volk (Berlin o. J. [um 1880]) S. 772, Nr. 1175: In Berlin, sagt er; 10 Str.; Maria Vinzenz Süß, Salzburgerische Volkslieder mit ihren Singweisen (Salzburg 1865) S. 151: Üba d'Salzburga im Jahr 1842: Ib's ums Roas'n sagta, Do a Freud, sagta, Siacht ma Stödt, Siacht ma Leut, Und auf Linz Bin i g'roast, Auf an Dampfschiff, Wia ma's hoßt (dazu Curt Rotter, Der Schnaderhüpfel-Rhythmus = Palaestra 90, Berlin 1912, S. 98: ... „mundartlicher Gassenhauer“ ...); Friedrich Polle, Pan. Ein lustiges Liederbuch (Dresden 1877) Nr. 200, S. 152 (In Berlin,

¹⁾ Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachf. 35 (1909), 137. 145; dazu Ndd. Korr.-Bl. 30 (1909), 72: In de Eck, seggt er, Steit e Topp, seggt er ...; Mensing, Schleswig-Holst. Wb. 1, 296; ZVfVk. 16, 87.

sagt er; 10 Str.); Nr. 201, S. 153: Voigtländisch (1 Str.) „Wer in Himmel, sockt er, Will nei kumma, sockt er, Der muß Händschich Mit nei nemma; Denn in Himmel, Da is kalt, Weil der Schnee Runter fallt.“ Nr. 202: Thüringisch (1 Str.) „Und in Wien, sagt er, Is a Pfaff, Hatn Gsicht Wie an Aff, Frißt a Hühnel, Sauft a Wein: So a Pfaff Möcht i sein“; Eduard Langer, Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen Bd. 1 (Prag 1891), 48: Spottlied der Studenten auf den Schleifer „Mettenmeller“, der bei dem Wüsten Schlosse im Sucheiwalde nahe bei Rokitznitz, mit der Wünschelrute Schätze heben wollte: „In der Suchei, sagt er, Hoot's a Schloß, sagt er . . .“; derselbe, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen Bd. 7 (Braunau 1907), S. 196: „Wer im Himmel, sogta, ein will kuma, sogta, Muß'n Montl Ach mit nehma. In dem Himmel Ist gor kalt, Weil der Schnee Oba follt“ (= Polle Nr. 201); Karl Becker, Nachlaß im Märk. Volksliedarchiv. Fliegendes Blatt (10 Str.): Nimm zehn Briefe, sagt er, Mit hinab, Gib sie richtig Alle ab. Hier der groß' Hats im Bauch und geschrieben Sein sie auch (= Polle Nr. 200); Das deutsche Volkslied 14 (Wien 1912), 29: Krimmler-Lied (Krimml. im Oberpinzgau) „Und doscht obn, sagt'a, e da Krimml, sagt'a, Moan dö Hean Is da Himmel . . . (11 Str.). Ebda. 22 (1920), 77—79 „Sagt er-Lieder“ von Liebleitner: Nr. 1 „Wanst in Himmel, sagt a, Willst köma . . .“ Nr. 2 „In Schönbrunn — sitz an Aff, Hat a Gfriß wia ra Pfaff . . .“ Nr. 3 „Wanst in Himmel . . .“ u. a. m.; Erich Seemann, Die Volkslieder in Schwaben (Stuttgart 1929), S. 21: Und da drobe, sagt er, Auf der Höh, ist e Hirsch Und e Reh . . .“ (3 Str.). Die Anm. S. 135 verweist auf Grol, Solothurn Nr. 95a und Anm. 102; Paul E. Kubitz, Wiener Liederalbum (1926) S. 84f.: „Wollt's ein Mann, sagt er, seids fein g'scheid, Nahmts kein' Alten, 'swär kan Freud . . .“ (4 Str.). Hierzu sieh unten den letzten Absatz. — Wichtig: Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde (Prag 1930ff.) Nr. 99 und 412—417; Adolf Hauffen, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen (Reichenberg 1931) S. 164, Nr. 2576; Dominik Hummel, Bibl. des weltl. Volksl. in Niederösterr. = Jahrb. f. Landeskde. von Niederösterr. 24 (1931), 187, Nr. 467.

Auch ins Kasperletheater sind die beliebten Verse und ihre Umdichtungen gedrungen. Im Jahre 1852 erschien in Berlin „Don Carlos, der Infanterist von Spanien oder das kommt davon, wenn man seine Stiefmutter liebt.“ Verfasser und Verleger ist Silvius Landsberger. Im 1. Aufzug lobt Kasper die Residenz: „Residenz, sagt er, Ist 'ne Stadt, Wo's viel hübsche Mädels hat . . .“ Es sind vier Strophen mit politischen Anspielungen. Im Hamburg aber verfaßten Volksdichter Leierkastenlieder mit dem eingefügten „seggt he“; einige teilt Johs. E. Rabe mit in „Kasper Putschenelle“ (Hamburg 1924), S. 321.

Die ganze Verspottung aber jener „Sagt-er“-Sager scheint mir in Österreich entstanden zu sein. Schon vor Holtei kann ich einen Beleg beibringen: in der „Sammlung komischer Theatergesänge“, erschienen bei S.A. Steiner & Co. in Wien 1818ff., kommt schon das Lied vor „Wollts ein Mann, sagt er, Seids gscheid, sagt er, Nehmts kein Alten, 's wär kein Freud, Nehmts kein Jungen, Sind oft schlecht, In meiner Par Sein s' just recht“ (12 Str.). Aus der Bibliographie oben ist ersichtlich, daß das Lied bis heute lebendig ist. Ferdinand Raimund sang es am 17. Oktober 1821 als Schlußgesang zu der Posse „Moderne Wirtschaft und Don-Juans-Streiche“ von Adolf Bäuerle, Musik von Wenzel Müller. Vgl. die Histor.-kritische Ausgabe der Werke von Raimund, hrsg. von Castle. Bd. 3 (Wien 1932), S. 145. Sicher hat der gefällige Rhythmus unserm Holtei im Ohre gelegen, als er sein neckisches Gedicht verfaßte.

Grillenmusik.

Von Otto Lauffer, Hamburg.

Unter den farbigen Blättern des Hamburgischen Professors Christoffer Suhr, die im Jahre 1808 mit dem Titel „Der Ausruf in Hamburg“ erschienen sind, befindet sich auch die Darstellung eines Mannes, der in jeder Hand einen Querstab trägt. An diesen Stäben sind kleine verschiedenfarbige Papierhäuschen in größerer Zahl aufgehängt, die an allen vier Ecken mit Licht- und Luftlöchern versehen sind. Die Erklärung gibt der unter dem Bilde stehende Straßenausruf, mit dem der Mann seine seltsame Ware zum Verkauf zu bringen sucht: „Grashüpp — hüpp koop!“

Eine nähere Beschreibung verdanken wir dem Pastor Hübbe, dem Verfasser der mit den Suhrschen Bildern herausgegebenen „Erklärungen“, deren Bedeutung für unsere Kenntnis des älteren volkstümlichen Lebens in Hamburg immer wieder dankbar hervorgehoben werden muß. Hübbe erzählt, daß zu seiner Zeit manche Leute sich damit abgaben, in der Heuernte Grashüpfer zu fangen, sie in papierne Käfige mit kleinen Glasfenstern zu setzen und „an solche Leute zu verkaufen, welchen das Zirpen dieser Insekten Vergnügen macht“. Sehr belustigend ist es zu hören, daß auch bei diesem kleinen Handel der Käufer gelegentlich betrogen wurde, indem er sich ein Weibchen anhängen ließ. Nur die Männchen zirpen, wobei der Ton durch Reiben der Flügel und der Springfüße entsteht.

Man fütterte die kleinen Gefangenen mit geschabten gelben Wurzeln oder am besten mit saftigen Birnen, und man konnte sie auf diese Weise unter Umständen bis gegen Weihnachten lebendig erhalten. Hübbe sagt: „Diese Liebhaberei ist jetzt ziemlich aus der Mode gekommen, vielleicht weil das Obst jetzt zu teuer ist.“ Aber noch in den achtziger und neunziger Jahren hat es in Hamburg und in Altona Verkäufer von Grashüpfern, zuletzt meist mit dem Ausruf „Grashüpfer — in de Buer!“ oder „Grasseebbers in de Buer! Scheune Sänger!“ gegeben. Der Verkauf erfolgte zuletzt meistens durch junge Burschen von etwa 14—18 Jahren, auch damals noch — einzeln oder paarweise — in kleinen Papphäuschen. Es heißt, daß noch in dieser letzten Zeit sehr viele „kleine Leute“ sich einen oder zwei Grashüpfer im Hause hielten, und daß sie besonders stolz darauf waren, wenn sie einen guten „Sänger“ erwischt hatten. Die Grasseeber-Häuser wurden aus Modellierbogen hergestellt, die in jeder Papierhandlung zu haben waren. Sie waren etwa 15 cm hoch und hatten eine Grundfläche von etwa 10 cm im Quadrat. Sie bildeten ein Ziegelhaus nach und hatten vorn ein aufklappbares Tor und an den Seiten ein Fenster, außerdem waren die Seitenwände wegen der Luftzufuhr durchlocht. Übrigens wurde in Hamburg, zum mindesten am Ende des vorigen Jahrhunderts, in der Regel nicht die Feldheuschrecke gehalten, sondern die doppelt so große grüne Laubheuschrecke, deren Musik noch lauter zu sein scheint als die der Heuhüpfer.

Noch im Jahre 1930 hat eine entsprechende Umfrage, die ich in den „Hamburger Nachrichten“ veranstaltete, einen sehr starken Widerhall gefunden. Noch damals wurden in einer kleinen zoologischen Handlung Grashüpfer in winzigen Stäbchenkäfigen „wohl nach chinesischem Vorbilde“ feilgeboten, und ein bekannter Hamburger Herr teilte mit, daß er seit vielen Jahren einen Grashüpfer im Bauer halte, regelmäßig bis etwa zum Jahresende¹⁾. Wir sehen aus alledem, daß das Scherzgedicht „De Grassibberfang“, das — für unsere Zusammenhänge sonst ohne inhaltliche Bedeutung — im Jahre 1897 zu Hamburg in den „Pipmantjes“ von Heinr. Jürs erschien, damals noch auf ein allgemeines Verständnis rechnen konnte.

Man hat nun darauf hingewiesen, daß in den hannoverschen und mecklenburgischen Dörfern in der Nähe von Hamburg, wenigstens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das Fangen und Halten von Grashüpfen unbekannt gewesen sei, und man hat die Meinung ausgesprochen, daß der Brauch — soweit Europa in Frage kommt — auf Hamburg beschränkt und hier etwa durch irgendeinen Janmaat gelegentlich in Anlehnung an einen mitgebrachten chinesischen Grillenkäfig eingeführt worden sei. Diese Meinung läßt sich aber nicht aufrechterhalten.

In Franken kennt jeder Escherndorfer Weinbauer schon als Kind die große fränkische Singzikade (*Tibicina haematodes*), der „Lauer“ genannt. „Die Winzer dort wissen genau die Lagen, in denen er vorkommt: am zahlreichsten im ‚Kirchweihberg‘ und in der Lage ‚Lump‘, also dort, wo die köstlichsten der Escherndorfer Weine wachsen. Fünf andere Lagen beherbergen ihn ebenfalls, aber weniger zahlreich. Die große Singzikade ist selten. Nicht alle fränkischen Winzer kennen das Tier, obwohl es in ihren Weinbergen haust. Viele haben auch niemals das Wort ‚Lauer‘ gehört. Gegenwärtig lebt der Name und das Tier im Munde der Würzburger Winzer, besonders aber in Escherndorf. Manche Leute nehmen einen Lauer mit nach Haus, binden ihn dort in einem Blumentopf am Fenster fest und ergötzen sich an seinem Geschrei in der prallen Sonne. Andere binden ihn an Pfähle an, damit er nicht aus ihrem Weinberg fortfliegen kann: im Unterbewußtsein ist den Winzern in Escherndorf der Lauer ein glückbringendes Tier²⁾.“

Aus Dortmund wird mir mündlich berichtet, daß man dort etwa in den sechziger Jahren noch auf dem Jahrmarkte „Grillen“ kaufen konnte. In anderen Fällen oder in anderen Gegenden sind es die Anrufe der Kinder, die uns einen Hinweis geben, wenn sie beim Fangen einen Grashalm in das Grillenloch stecken und warten, bis das Tier darauf beißt, um es dann herauszuziehen³⁾. Dabei sagen sie in Steiermark: „Grill, Grill, komm heraus, Vater und Mutter ist nit zu Haus!“ oder „Sunst brenn ich an dein

¹⁾ Vgl. auch Alb. Borchardt, *Das lustige alte Hamburg* (1910) 5 Aufl. S. 10.

²⁾ E. Mohr in „Hamburger Nachrichten“ unter näherem Hinweis auf „Der Naturforscher“ 1926/27, 8—13.

³⁾ ZVfVk 10, 159.

Hof und Haus¹⁾!“ In Tirol heißt es: „Grill, Grill, geh außen, i gib dir Kas und Brut, drinnen leidest du Hungersnot²⁾!“

Geschichtlich kommen wir, soviel ich sehe, dort am weitesten zurück, wo über die Herstellung und Verbreitung der kleinen Käfige der Grillen berichtet wird. Da findet sich als vorläufig ältester Beleg eine Erwähnung in der Geschichte der Berchtesgadener Schnitzerei in einem Preisverzeichnis, das im Jahre 1655 den Verlegern der Schnitzarbeiten gegeben wurde, das allerdings aus einer wahrscheinlich späteren Zeit Zusätze von einer anderen Hand aufweist. Dort erscheinen unter vielen Arten von Zier- und Spielwaren auch die „Grillenhäuschen“³⁾. Etwa anderthalb Jahrhunderte später gibt C. M. Plümicke in den „Briefen auf einer Reise durch Deutschland im Jahr 1791“ (Liegnitz 1793) abermals ein Verzeichnis der zum Teil in Berchtesgaden gefertigten „Nürnberger“ Holzwaren, die ein Verleger Anton Wallner auf Lager hatte, darunter ebenfalls auch „Grillenhäusl“.

Ein sehr merkwürdiger Beleg findet sich im Jahre 1783 in Freising. Dort veranstalteten die Studenten gelegentlich eines Karnevalsauzuges eine Schlittenfahrt, bei der die „Berchtolsgadner Waare“ feilgeboten wurde, und auch bei dieser Gelegenheit begegnen wir unter vielem anderen wieder dem „Grillenhäuschen“.

Es gibt nun manche Züge des volkstümlichen Glaubens, die sich an das Zirpen der Zikaden anschließen, wobei freilich wohl so gut wie immer an die Hausgrille gedacht werden muß. Im Handwörterbuch des Aberglaubens (3, 1162ff.) ist eine umfangreiche Zusammenstellung solcher Anschauungen gegeben. Ich kann zur Ergänzung dessen hier auch noch ein paar weitere Beispiele aus Joh. Friedr. Schützes „Holsteinischem Idiotikon“ (4 Bände, Hamburg 1800—1806) anführen. Danach wurde es allgemein für ein Glückszeichen gehalten, „wenn eine Hausgrille sich in der Herbst- und Erntezeit in Kaminen und Wänden zirpend hören läßt“ (1, 288). Ganz besonders galt die Grille als Verkünderin einer baldigen Brautwerbung: „Wo in einem Hause ein Heimchen, eine Hausgrille sich vernehmen läßt, da bedeutet das dem Hause eine baldige Braut!“ (1, 167). Daneben allerdings vermag die Hausgrille auch einen bevorstehenden Todesfall anzuzeigen. Schütze sagt in dieser Beziehung: „Ein zirpendes Wandwürmchen zeigt an, daß es bald einen Toten im Hause oder in der Familie nach sich ziehen wird⁴⁾.“ Immerhin könnte man auf den Gedanken kommen, von dieser unglücklichen Vorbedeutung abzusehen und statt dessen die glückliche um so nachdrücklicher zu betonen. Dann läge der Schluß nicht gar so fern, daß bei der Haltung und Pflege gefangener Heuschrecken der Grund-

¹⁾ Ebenda 5, 285.

²⁾ ZfdMyth 1, 476. Nach Franz Ernst, Die Tiere der deutschen Anrufe- und Ansingelieder. Diss. Hamburg 1932.

³⁾ Dies und das folgende nach Hartmann in „Volkskunst und Volkskunde“ 1 (München 1903), 66ff.

⁴⁾ Friedr. Rieck, Joh. Friedr. Schütze und die Volkskunde. Diss. Hamburg 1934, S. 30.

gedanke gewesen sei, durch ihr Zirpen das Glück in das Haus zu bringen. Ich glaube aber nicht, daß zu solcher Deutung ein hinreichender Grund vorhanden ist. Es war ganz einfach die Liebe zur Natur, die hier den Anstoß gegeben hat. Wie man am Stubenfenster in Töpfen und Kästen die Blumen zog, wie man die Singvögel in den Käfig setzte, um sich an ihnen zu erfreuen, so nahm man auch den kleinen Heuschreck mit seinem Gezirp allein um des Vergnügens willen in das Haus.

Dabei mag es allerdings sein, daß Kinderhände sich an den gefangenen Tierchen mehr als einmal quälerisch versündigt haben, aber das sind doch nur gelegentliche Auswüchse gewesen. Im Ganzen muß man gerade umgekehrt sagen, daß die Herzlichkeit, die sonst den deutschen Menschen allgemein auszeichnet, auch in der Freude an der Grillenmusik als in einem besonderen kleinen Zuge ihren Ausdruck gefunden hat. Man muß allerdings auch gleich dabei hinzufügen, daß wir es hier nicht etwa mit einer volkstümlichen Sondererscheinung deutscher Art zu tun haben. Auch bei anderen Völkern tritt uns die Pflege der Grillenmusik, zum Teil sogar in einem noch viel stärkeren Maße als in Deutschland, entgegen, so daß man sich versucht fühlen kann, auch hier von einem jener „Elementargedanken“ zu reden, die bei gleichem Anlaß in den verschiedensten Teilen der Erde ganz unabhängig voneinander in genau den gleichen Formen sich ausbilden können.

In Ostasien sind, wie es heißt, die Chinesen andächtige Zuhörer der Grillenmusik, und mancher Kaufmann des Reiches der Mitte hängt sich in seinen Laden die Bambuskäfige, in denen die kleinen Musikanten sitzen¹⁾. Aber auch aus dem Abendlande fehlt es nicht an Hinweisen, wenigstens nicht in romanischen Kreisen. Aus Madrid hören wir von volkstümlichen Anrufen, die — wie in Deutschland — beim Grillenfang gebräuchlich sind²⁾. In Florenz feiert man am Himmelfahrtstage das Fest der Grillen, an dem an allen Ecken kleine Käfige aus Holz und Schilf mit gefangenen Grillen für kindliche Wünsche feilgeboten werden, und mit dem ein allgemeines Volksfest mit maskierten Umzügen, mit Tanz und Wirtshauslärm verbunden ist. In Venedig aber hat Heinr. Vierordt die Anregung zu dem Gedicht „Die Zikaden“ empfangen, das mit den Worten beginnt:

„In der Gondel steuernd nach Torcello
Hatt ich noch zwei kleine Passagiere
Zu der Morgenseefahrt eingeladen,
Dürre, braune, winzige Passagiere:
Silberstimmig zirpende Zikaden
In dem messingdrahtgeflochtenen Käfig!
Zu den vielen angeborenen Grillen
Hab ich diese käuflich noch erstanden
Auf dem Grillenmarkt an dem Rialto.“

¹⁾ Vgl. B. Laufer, *Insect-Musicians and Cricket Champions of China*. Chicago 1927 (Field Museum of Natural History, Anthropology, Leaflet 22).

²⁾ HDA 3, 1169. Auch die alten Griechen fingen Zikaden, um sie in kleinen Käfigen aus Pflanzenstengeln (ἀκριδοθήκη) zu halten, s. Longus, *Pastoralia* I 10, 2.

Über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen.

Von Friedrich v. der Leyen, München.

Das große Werk unseres nun dahingegangenen Meisters Johannes Bolte, die neue Ausgabe der Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm, habe ich in dieser Zeitschrift und an anderen Stellen wiederholt besprechen dürfen. Es wäre eine verlockende Aufgabe, die Art und die Leistung der Märchenforschung, die diesen Anmerkungen das Gepräge gibt, mit den Leistungen und Zielen zu vergleichen, die nun die Märchenforschung erkennen läßt, etwa im Anschluß an den großen und wichtigen Bericht, den Friedrich Ranke gibt (*Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 14, 245ff.). Diese Arbeit müßte aber weit ausholen, und der Raum dieser Denkschrift wäre für sie zu eng; vielleicht verschiebt man sie auch besser, bis das Handwörterbuch des deutschen Märchens vollendet vor uns liegt. Als eine kleine Abschlagszahlung sollen die Bemerkungen über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen gelten, die ich an die folgenden Sätze von Friedrich Ranke anknüpfe (a. a. O. S. 299).

„Unsere deutschen Märchen sind ihrer Mehrzahl nach erst im hohen Mittelalter aus der näheren oder fernerer Fremde zu uns gekommen. Ihre Aufnahme in Deutschland gehört mit zu den merkwürdigen Vorgängen der Umwandlung der deutschen Seele unter dem Einfluß der Gebilde keltisch-romanischer, antiker und orientalischer Phantasie zur Zeit des Rittertums und der Kreuzzüge; so sind sie uns Zeugen eines entscheidenden Abschnittes der deutschen Bildungsgeschichte.

Man mag die Tatsache als Überfremdung der deutschen Seele bedauern — und wer wie der Berichterstatter seit Jahrzehnten daran mitarbeitet, die in der altnordischen Dichtung schlummernden germanischen Werte wiederzuerwecken, kann dies Gefühl besonders gut verstehen —, der Forscher wird den deutschen Märchen als einem längst zum sicheren Eigentum gewordenen Besitz des deutschen Volkes seine Liebe darum nicht entziehen, sondern gerade durch den Vergleich mit der verwandten Überlieferung anderer Völker an ihnen die deutsche Eigenart zu erkennen versuchen.“

Dazu möchte ich bemerken: der Besitz des deutschen Märchens an germanischen Stücken ist, meines Erachtens, reicher, als Ranke glaubt. Ich erinnere, wie schon oft, an das Märchen von der Gänsemagd. Sein Thema, daß in ihrer Not die mißhandelte Königstochter sich ihres Adels, ihrer zauberischen Macht über die Elemente bewußt wird, und daß sie durch diese Macht sich befreit und ihre Peiniger der Strafe überliefert, dies Thema ist dem der Gudrun verwandt. Gerade die Peinigungen der Gerlind wecken ihren Stolz und ihre königliche Kraft, das gibt ihr den Sieg. Verwandt mit diesen Themen ist das des Mühlenliedes der Edda. Weil der habgierige König sie knechtet und sie zu Magddiensten zwingt, erwacht die riesische

Kraft der Riesenmädchen, und strömen von ihren Lippen die Zauberworte, die den König und sein Gefolge vernichten. In der Wölsungasaga ist die Hjördis noch in Magdkleidern die Königin und die Magd in Königskleidern die Magd. Und nicht nur der Adel und die Kraft der germanischen Frau brechen rein und mächtig hervor, wenn Knechtschaft und Erniedrigung sie demütigen sollen. Auch Wieland gewinnt als Knecht, als Verstümelter, die Kraft, sich Flügel zu schmieden und gewinnt die Kraft der Rache. Odhin spricht als Bettler, zwischen zwei Feuer gesetzt, den Spruch, der die Flammen beschwört, und der den Peiniger ins eigene Schwert stürzt. Einfachen Menschen und Wanderern gleichend, verrichten die nordischen Götter ihre größten Taten. — Im Märchen von der Gänsemagd spricht der Schädel eines Pferdes zauberische Worte, von den Blutstropfen der Mutter soll die Kraft in das Herz der Tochter rinnen; das sind wieder Erbstücke germanischen Glaubens.

Die Verse, die der Schädel des Pferdes und die Gänsemagd sprechen, tragen Kennzeichen hohen Alters und germanischer Verskunst.

Ob nun unser Märchen — wie herb und stark es einmal klang, das ver-raten uns eben seine Verse — unmittelbar aus einem alten, germanischen Lied entstand oder nicht, danach wollen wir nicht fragen. Das Entscheidende scheint uns, daß der Glaube und der Adel, aus dem die alten nordischen Götter- und Heldenlieder ihre Kraft holen, auch der Glaube und der Adel des Märchens von Falada sind.

Den Gehalt des Märchens vom König Drosselbart fassen Kaarle Krohn und Ranke auf als schwankmäßige Freude an der Demütigung des übermütigen Weibes. Sie suchen seine Heimat in Frankreich. Ich halte die ritterlichen und die spielmännisch-schwankhaften und die vielleicht romanischen Züge in diesem Märchen für eine spätere Übermalung. Ich glaube mit Philippon, daß es aus der germanisch-heroischen Welt stammt oder doch ihr Leben einmal geatmet hat. Die trotzig, spröde Jungfrau, die nur den Stärksten will und dann endlich den Stärkeren findet, der ihre Kraft und ihren Trotz bricht, das war die alte Fabel. Die Prinzessin unseres Märchens war eine Schwester der Brünhild, der Thryda, der Gerd, der Rind. Wir wissen aus manchen Beispielen, wie im Mittelalter über alte tragische und heroische Lieder eine spielmännische und ritterliche Schicht gelegt wurde — an den Waltharius und an Hetel und Hilde brauchen wir kaum zu erinnern —, unser Märchen hat, wie mir scheint, ein ähnliches Schicksal erlebt.

Daß der starke Hans unseres Märchens in seiner arglosen, unschuldigen, unüberwindlichen Kraft dem Siegfried des Nibelungenliedes gleicht und dem Sigurd der Edda, daß gerade diesem arglosen Helden die treulosen und schwachen Menschen nachstellen, das haben schon viele Forscher betont. Der in den starken Hans verwandelte, wieder spielmännisch übermalte Siegfried führt noch ein reiches und starkes Leben im Märchen unserer Tage. Auch den Helden, der das Fürchten nicht kennt, hat schon das alte Island geliebt; dieser Bursche gehört wieder in Siegfrieds Geschlecht.

Im Machandelboom erinnert manches an das nordische Lied von Wieland, das wohl im alten Franken seine Heimat hat: der grausame Mord,

an einem unschuldigen Kind begangen, die harte, unerbittliche Rache und der Hohn des Rächers, der sich an der Angst und Ohnmacht seines Opfers weidet.

An das große Brüdermärchen in den Kinder- und Hausmärchen haben sich noch in später Zeit immer neue Züge angehängt, aber die unlösliche Verbundenheit der Brüder und die Bosheit der Hexe, die sie verwandeln und vernichten will, das ist eine sehr alte Fabel und der Kern unseres ältesten Märchens, des Brüdermärchens der Ägypter. Ob dies Märchen nun ganz und gar Ägypten gehört, oder ob einer seiner alten Dichter indogermanische Mythen von einem Brüderpaar, das in den Sternen wohnte, von den Dioskuren in das Gewand des Märchens verbarg, das wissen wir nicht. Ich möchte es glauben. — Die Erweckung von Dornröschen, das hinter der Dornenhecke schläft, hat man mit Recht mit der Erweckung der nordischen Brünhild verglichen, die hinter dem Flammenwall ruht.

Die Geschichte von Njörðh und Skadi in der Edda entsprang einer alten Begattungsfeier, mimisch dargestellt, vielleicht schon in der Bronzezeit. Das Märchen von der goldenen Gans bei Grimm hat einen ähnlichen Ursprung. Auch dort die possierlichen Gebärden, die geschlechtlichen Scherze, das Mädchen, das nicht lachen will, und zum Schluß gar das Schiff, das wie das Schiff von Frey über Wasser und Land fährt; das Schiff gehört eigentlich dem Njörðh.

Man sieht, die Ernte ist nicht dürftig. Was wir in unseren Märchen von altem Mythos und Kultus noch zu erkennen glauben, das zeigt sich freilich nur in schwachen Umrissen. Aber die Frauen und die Helden, die unsere alten nordischen und germanischen Lieder feiern und lieben, leben noch in den Märchen, die uns die Brüder Grimm erzählen, und in ihnen lebt auch noch etwas von der alten Rache und von dem alten Schicksal. Gerade die schönsten Märchen der Brüder, der Machandelboom, die Gänsemagd, tragen das Adelszeichen germanischer Herkunft. Und wenn die Märchen vom Fürchtenichts, vom Starken Hans, vom Drosselbart so beliebt waren, und wenn man sie immer von neuem gerne erzählte, ihr schönster und stärkster Lebensquell blieb doch die Kraft und der Trotz, der schon zu den Germanen gehörte.

Die mythische und heroische Dichtung der Germanen ist ja eine ganz andere Welt als die Welt unseres Märchens, und sie kommt aus anderen Ursprüngen. Im Norden sind manche dieser Dichtungen in die Welt des Märchens gewandert, und dies hat ihn von seinem Reichtum viel gegeben. Bunter sind sie dabei geworden und reicher und lustiger, aber sie entfremdeten sich von ihrem Wesen und wurden auch von dem neuen Schmuck erdrückt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn von der Dichtung der Germanen im Märchen wenig lebt, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß in einigen unserer deutschen Märchen sich doch etwas von dem alten Adel und der alten Größe erhielt.

Nehmen wir aber einmal an, solche Märchen, wie das vom Fürchtenichts, von der Falada, vom Drosselbart, vom Machandelboom, wären uns verloren, müßten wir dann wirklich darüber klagen, daß die verbleibenden

Märchen meist fremder Herkunft sind, müßten wir das als eine Überfremdung der deutschen Seele bedauern? Sind die deutschen Märchen wirklich Fremdkörper in unserer Dichtung, wie es etwa manche Dichtung der Humanisten und viele des 17. Jahrhunderts waren?

Hier weisen wir darauf hin, daß von unseren Tiermärchen einige nordischer Herkunft sind, und daß sie gerade die deutsche Art zeigen, Tiere zu sehen und zu schildern, und die deutsche Art, mit Tieren zu leben. Dann aber, welche Völker besitzen überhaupt die unerschöpfliche Gabe des Märchen-Erfindens? Eigentlich nur die Kelten und die Inder. Einige Märchen, Novellen und einige Schwänke mag die Antike, einige lehrhafte Märchen mögen die Semiten erfunden haben. Die große Mehrheit der Völker lebt von den Märchen, die sie nicht selbst erfanden, und wenige Völker haben, so wie das deutsche, die Kraft besessen, auch im Märchen das Fremde in das Deutsche zu verwandeln und ihm deutsches Leben einzuhauchen. Diese Kraft hat sich nun ein gutes Jahrtausend bei dem Märchen bewährt. Ob es der freche und lustige Übermut der Spielleute war, ob die Abenteuerfreude und die zauberische Welt der Ritter, ob der tiefe Ernst und die geduldige, leidensfrohe Unschuld der Legende, ob die kecke Vertrautheit des Umgangs mit Gott und den Heiligen — wie ist das alles in die deutsche Welt eingegangen! Aus den fremden Geistern sind deutsche Zwerge, Riesen, Kobolde, Wichte, Nixen geworden, Frau Holle und Hans im Glück gibt es nur in Deutschland, und sind etwa, wenn sie auch von den Kelten und Franzosen kamen, Schneewittchen, Rapunzel, Rotkäppchen keine deutschen Mädchen, Hänsel und Gretel keine deutschen Kinder, und sind die Soldaten, Landsknechte, Jäger, Diener, Müller keine deutschen Menschen, ist das Volk im Märchen kein deutsches Volk? So könnte man noch lange fragen, und dann würde noch eine andere Deutschheit der Märchen sichtbar, die Deutschheit seiner Sitte und seines Glaubens. Es läßt sich sogar verfolgen, wie die Märchen, die uns doch nicht gemäß waren, allmählich verschwinden, während die ganz deutsch gewordenen immer lebendiger wirken. Die besondere Gabe des Deutschen, die weite und frohe Empfänglichkeit, zeigt auch das deutsche Märchen, und es ist sein Vorrecht, daß es so viel von der Geschichte unserer Bildung und Dichtung, von der Zeit der Ottonen bis zur Zeit der Romantik spiegelt. Man vergleiche unseren Besitz etwa mit dem der nordischen Märchen. Wieviel fehlt dort von den Wundern des Mittelalters, von dem Volk des 16. Jahrhunderts!

Beim Märchen ist das Erzählen wichtiger als das Erfinden. Wie steht es nun mit dem deutschen Märchenerzählen? Hier dürfen wir leider nicht von der deutschen Gegenwart ausgehen, die alte Kunst des Märchenerzählens ist bei uns so gut wie ganz erloschen. In früheren Sammlungen — man denke an die Märchen aus dem Donauland, an Müllenhoff, an Jahn — gab es gute Erzähler überall, aber gute Erzähler kannten andere Völker auch, und die nordischen waren vielleicht besser und kräftiger als die deutschen. Heute ist vielleicht das einzige Volk in Europa, bei dem die Märchenerzähler noch so leben und so erzählen wie früher im Mittelalter, das Volk der Iren. Darüber wird der beste Kenner des irischen Märchens, Duileargu,

uns hoffentlich bald berichten. Aus seinen Vorträgen, die wohl manche von uns hörten, geht hervor, daß es in Irland Märchenerzähler von vielen Graden gibt und immer gegeben hat, und daß ihre besten — es sind nur sehr wenige — in ihrer Art große Künstler sind, Meister des Vortrags, ganz im Wesen ihres Volkes webend, erstaunlich lebendig und immer von neuem um den Vortrag ihrer Märchen bemüht. Blicken wir von diesen Meistern auf Deutschland zurück, so dürfen wir getrost behaupten, Wilhelm Grimm ist unser Märchenerzähler, und er gehört zu den ganz großen und zu den erfolgreichsten; die von ihm erzählten Märchen wanderten noch einmal durch die Welt. Kein anderes Volk hat einen solchen Erzähler besessen. Daß er von feiner Bildung und von reichem Wissen erfüllt war, soll man ihm nicht als „literarisch“ vorwerfen, das nimmt ihm nichts von seiner volkstümlichen Kraft, im Gegenteil, das vertieft sie; er war eben ein Deutscher. Und wie hat sich diesem Mann das Wesen unserer Sprache, das Wesen unserer Kinder erschlossen, wie unablässig hat er von anderen Erzählern sowohl seiner Zeit wie früherer Zeit gelernt, und wieviel Kraft hat er daran gegeben, um seine deutschen Märchen immer deutscher zu erzählen.

Man versteht es gut, daß ein so wissensreicher und ein so bescheidener, sein Volk so liebender Meister, wie Johannes Bolte, das Hauptwerk seines Lebens in den Dienst der Märchen gestellt hat, die Wilhelm Grimm erzählte.

Das „Aschenbrödel“ als griechische Volksballade.

Von Hedwig Lüdeke, Berlin.

Wenn es sich um Sammeln von Volksdichtungen handelt, wird wohl das eifrigste Bestreben, die heißeste Sehnsucht jedes Sammlers sein, selbst bis an die Quellen vorzudringen und aus dem Munde der alten Leute die unverfälschten mündlichen Überlieferungen zu hören. Bei uns in Westeuropa ist das wohl nur selten und an abgelegenen Orten möglich, da die Schulbildung und die unaufhaltsam vordringende, alles verflachende und nivellierende Zivilisation die in sich gekehrte Sammlung zerstört hat. Die junge Generation hat unzählige Eindrücke von außen und will vor allem Neues kennen und hören, und an die Stelle einer immer wiederholten Vertiefung in wenige, mit Ohr und Herz von den Alten aufgenommene Überlieferungen tritt ein oberflächliches Naschen an vielen schablonenhaft-wertlosen Erzeugnissen, die kaum noch den Namen „Dichtung“ verdienen. — Anders liegen die Verhältnisse aber in jenen Ländern, die durch ihre geographische Lage und das Fehlen leichter Kommunikationen in vielen Teilen noch vom Weltverkehr fast unberührt sind. — Da ist vor allem die neugriechische Volksdichtung ein Paradies für den Sammler: In den durch hohe Gebirge getrennten Tälern des griechischen Festlandes und vor allem auch auf den Inseln mit ihrer Abgeschlossenheit finden wir heute noch eine Stärke der mündlichen Überlieferung, wie sie in Westeuropa vielleicht vor vierhundert

bis fünfhundert Jahren bestand. Erst aus der Zeit des Philhellenismus stammen die ersten Sammlungen griechischer Volksdichtung — die von Haxthausen und Fauriel hat der greise Goethe noch kennengelernt und aufs höchste bewundert —, aber bis zu jener Zeit gab es überhaupt nur mündliche Überlieferung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts setzte dann eine eifrige Sammeltätigkeit ein, und zwar sind es mit wenigen Ausnahmen (Passow, Tommaseo) meist örtlich ziemlich engbegrenzte Sammlungen, die, in kleiner Auflage gedruckt, nach wenigen Jahren wieder verschwanden und der Vergessenheit anheimfielen. Die Berliner Staatsbibliothek jedoch besitzt die meisten dieser wichtigen und seltenen Bücher, und ich konnte, als ich mich dem Studium und der Sammlung dieser Dichtungen zwecks getreuer poetischer Übersetzung widmete, teils in der Bibliothek selbst, teils durch sie von außerhalb über 200 solcher Sammlungen erhalten, aus denen ich alles Wertvolle, d. h. den größten Teil, abschrieb. So legte ich mir eine umfassende Textsammlung aus allen Teilen des griechischen Sprachgebietes an. Dabei machte ich schon die Wahrnehmung, daß sich gerade in den entlegenen Gegenden und auf den schwerer zugänglichen Inseln der Schatz der Überlieferungen besonders reich und rein erhalten hat. In dem unter englischer Herrschaft stehenden Zypern z. B. sind die ältesten heroischen Volksballaden, die von Digenis Akritas, die erwiesenermaßen auf das 10. Jahrhundert zurückgehen, in erstaunlicher Vollkommenheit erhalten. Auch bei den Flüchtlingen von Kleinasien, Kappadokien und vom Schwarzen Meer, die aus den alten ionischen Kolonien stammen und seit 1922 im Mutterlande Zuflucht fanden, leben sehr merkwürdige alte Lieder. Auf den seit 1912 von Italien annektierten Inseln des Dodekanes, deren bedeutendste, Rhodos, im Altertum drei blühende griechische Städte aufwies, haben sich ebenfalls griechische Sprache und Sitte und alte griechische Volksüberlieferungen besonders rein und vollkommen erhalten. So mußte ich natürlich danach trachten, meine Textsammlung womöglich durch eigene Aufzeichnung von Liedern an Ort und Stelle zu vervollständigen.

Auf meiner ersten Forschungsreise im Jahre 1935 habe ich zuerst das an Volksliedern sehr reiche Chios, dann Zypern und schließlich Rhodos besucht. Wie überall, wo die Griechen unter Fremdherrschaft standen und stehen, halten sie auch in Rhodos ihre alten Lieder und Überlieferungen fest als ihren eigensten, heiligsten Besitz, und mit Begeisterung und tiefstem Verständnis erfaßten die einfachen Menschen in den entlegenen Dörfern Zweck und Ziel meiner Arbeit und wollten mir nach Kräften dabei helfen. Die poetische und gesungene Totenklage ist dort noch überall lebendig, und ich konnte von einer alten Frau eine ganze Anzahl solcher Klagelieder niederschreiben, in denen Charos, der Tod, als ein reckenhafter Reiter oder als Jäger auftritt, und der Hades noch ganz im antiken Sinne als das Reich der „spinnwebgrauen Schatten“ geschildert wird. Dieses Totenreich heißt auch überall in der griechischen Volksdichtung heute noch „der Hades“, und die Kirche hat sich mit dieser im Volksbewußtsein unausrottbaren Vorstellung abgefunden. — Als ich bei jener Frau die Klagelieder aufschrieb, fand sich unter den Neugierigen auch ein junger Nachbar, der Dorf-

schneider, der lebhaftes Interesse für meine Arbeit zeigte. Als ich ihm darüber Einiges mitteilte und ihm sagte, daß es sich um eine große panhellenische Sammlung handle, sagte er mir voll Begeisterung, er wolle mit sammeln helfen, ich solle ihm nur angeben, wie. Ich wies ihn an, sich vor allem von den alten Leuten Lieder sagen zu lassen und sie genau so aufzuschreiben, wie er sie hörte. Er versprach es zu tun und hat sein Versprechen in vorbildlicher Weise gehalten. Nicht bloß in seinem eigenen Dorfe hat er unermüdlich gesammelt und aufgezeichnet, sondern auch noch in zwei Bergdörfern, in die ich damals nicht mehr gelangen konnte. Ich hatte ihm, als er sich wegen seiner schlechten Orthographie im ersten Brief entschuldigte, geantwortet, hier käme es nur darauf an, daß alles genau so geschrieben würde, wie es gesprochen wird, und er hat wirklich ganz phonetisch getreu aufgezeichnet. Zehn Briefe hat er mir im Laufe eines Jahres gesandt, und jeder enthielt zwei bis drei längere Balladen oder Lieder und meist noch eine Seite voll schöner Zweizeiler, in deren Prägung ja das griechische Volk eine so erstaunliche Begabung hat. Rührend war die Naivetät, die sich in Anrede und Schluß der Briefe offenbarte. Die Anrede war stets „Geliebte Hedwig“, der Schluß mitunter: „Ich küsse Dich mit Ehrfurcht“. Einer seiner Briefe enthielt eine längere, in der Art der Bänkelsängerballaden des 17. und 18. Jahrhunderts paarweis gereimte Dichtung, in der ich mit Erstaunen das „Aschenbrödel“ erkannte. Ich hatte eine einzige, sehr ähnliche Variante in der gedruckten Sammlung „Ζωγράφειος ἀγών“ 1, 389 gefunden, die auf der kleinen, auf dem Wege nach Rhodos gelegenen Insel Nisyros aufgezeichnet worden ist. Gewiß gehört das Lied nicht zu den alten griechischen Überlieferungen. Vielleicht ist es aus einem der am Mittelmeer gelegenen Länder als Märchen importiert und von irgendeinem poetisch veranlagten Dorfschullehrer zur gereimten Ballade umgeformt worden. In Frankreich lebt ja das Märchen als „Cendrillon“, in Italien als „Cenerentola“, da ist es wohl möglich, daß es durch Schiffer nach den griechischen Inseln kam. Dies scheint um so wahrscheinlicher, als wir keine Variante vom griechischen Festlande haben. — Auffallend ist übrigens, daß in den beiden balladesken Fassungen im Griechischen der charakteristische Zug, daß das Mädchen in der Asche sitzt, der dem Märchen ja den Namen gab, fehlt. Hier wird nur davon gesprochen, daß die Waise die Küche zu versehen hat. Mir liegen die Fassungen des Märchens aus andern Ländern nicht vor, und ich kann daher die Ballade nur in eigener getreuer Übersetzung als Anregung hiermit den Märchenforschern übergeben.

Es folgt nun die Ballade:

Es war einmal ein schönes Kind, der Mutter einz'ge Wonne,
 Verborgen hat sie's Tag und Nacht, zeigt's nicht dem Licht der Sonne,
 Wäscht's heimlich, kämmt es mit dem Kamm von edlem Elfenbeine
 Und legt zur Ruh im Daunenbett mit Moschusduft die Kleine . . .
 . . . Die Zeit ging hin, die Mutter starb, ging auf die letzte Reise,
 Das arme Mägdlein blieb zurück, verlassen und als Waise.
 Nach kurzer Frist der Vater tät die zweite Frau gewinnen,
 Die war gar bö: Im Tagelohn ließ sie das Mädchen spinnen
 Und gab ihr hartes, trocknes Brot und Wasser karg bemessen,

Die eignen Töchter liebt' sie sehr, die wurden nicht vergessen.
 Sie kleidet sie in Samt und Gold und läßt sie stolz sich schmücken,
 Der Waise wirft sie Lumpen hin, zerschlissen und in Stücken,
 Zieht ihr die schönen Ringe ab von ihren Händen beiden
 Und läßt die goldnen Haare ihr, des Hauptes Zierde, schneiden
 Und sagt: „Du bist ein Waisenkind und brauchst nicht auszugehen,
 Magst nun als Köchin mir das Haus, als Dienerin versehen.“
 Da greift der Jammer ihr ans Herz, und als die Nacht gekommen,
 Geht sie zu ihrer Mutter Grab, von heißem Schmerz beklommen.
 Am Kirchhof um die Mitternacht, dort, wo die Gräber enden,
 Wirft sie sich nieder und umfaßt das Grabkreuz mit den Händen.
 Und mit den Nägeln möchte sie des Grabes Platte heben
 Und weint und schlägt die Brust und kann sich nicht zur Ruhe geben:
 „Steh auf mein süßes Mütterlein und höre meine Klagen!
 Hab' eine fremde Mutter ja! Kannst keinen Trost mir sagen?
 Die Fremden sind nun Schwestern mir, und Fremde sie mich heißen.
 Verwunden mit den Worten mich, die mir das Herz zerreißen.
 Die Mädchen all im Festgewand geschmückt zur Kirche gehen,
 Und jede hat ihr Mütterlein, sind stattlich anzusehen.
 Ich hab' nicht Tüchlein noch Gewand, kein Röckchen mich zu kleiden,
 Ich bleib' allein zu Haus und trink' den Kelch voll Gift und Leiden.
 Nimm, Mutter, nimm mich, daß ich teil an deinem Lager habe,
 Im Mutterarm ruht sich's gar süß, und wär' es selbst im Grabe.“
 Da zitterte das ganze Grab von ihren heißen Tränen,
 Da klang es wie ein Sturmessauch von ihrem bittren Sehnen,
 Und aus der Erde tiefem Grund hört man die Stimme leise,
 Das Mädchen steht und atmet auf, die mutterlose Waise:
 „Zieh hin, mein Kind, mit Weinen nicht, mit Seufzen nicht dich quäle,
 Zieh hin mit meinem Segen du, ich trag' dich in der Seele!
 Zieh hin, mein Kind mit gutem Glück, in deine Kammer kehre,
 Wirst finden morgen abend dort was nur dein Herz begehre.“
 Und als es auf den Bergen tagt, das nächt'ge Dunkel endet,
 Die ganze Schöpfung ringsumher dem Mädchen Gaben spendet:
 Die Sonne gibt die Schönheit ihr, der Morgenstern die Milde,
 Der Mond schenkt seinen stillen Stolz dem anmutvollen Bilde,
 Der Morgentau die Frische gibt, die Flur den Blütensegen,
 Die diamant'nen Sterne sind der Kranz, ums Haupt zu legen.
 Des Abends war ein Reigentanz wohl in des Königs Halle,
 Stiefmutter mit den Töchtern ging und Alt' und Junge, alle.
 Der Kummer die Verlass'ne packt, in ihre Kammer flieht sie,
 Und ausgebreitet auf dem Bett die schönsten Kleider sieht sie.
 Sie wäscht und kämmt sich, zieht sich an und schmückt sich mit dem Kranze,
 Auf einer Wolke reitet sie zum Schloß im Festesglanze.
 Und wo die Stufen sie betrat, Lilien und Rosen blühen,
 Und als sie mit im Reigen schritt, ein Strahlen war und Glühen.
 Die Fiedler, die verstummten ganz, im Schauen nur befangen,
 Stiefmutter sprach: „Wer ist denn die, dran alle Blicke hangen?“
 Und als der König sie erschaut, da war's um ihn geschehen,
 Wollt' sie erwählen, doch sie schwand, er konnt' sie nimmer sehen.
 Und in der Eile ihrer Flucht, daß sie kein Aug' erblicke,
 Ließ auf der letzten Stufe sie den kleinen Schuh zurücke.
 Der König nahm ihn auf und staunt', der Anmut hingeben,
 Denn solchen zarten, kleinen Fuß sah er noch nie im Leben.
 Und Diener, Sklaven schickt er aus, allüberall zu sehen,
 Ob sie in Berg und Tal und Wald die Holde nicht erspähen.
 Ob eine Nymphe sie vielleicht, der Nereiden eine,

Und welche Mutter sie gebär, woher sie kam, die Feine.
 Und Jung und Alt versucht den Schuh, die Armen wie die Reichen,
 Stiefmutter mit den Töchtern auch, doch keine kann's erreichen.
 „Habt keine andre Tochter ihr?“ tät man die Mutter fragen,
 „Bringt sie herbei nur, daß wir sehn, ob sie den Schuh kann tragen.“
 Stiefmutter sprach in Eil' und Hast: „Sucht nicht nach einer andern,
 Ich habe keine Tochter mehr, mögt ruhig weiter wandern!“
 Sie schöpften Argwohn, trauten nicht der Frau und ihren Worten,
 Durchsuchten gleich das ganze Haus und spähten allerorten.
 Sie suchten und sie fanden sie, im Speicher eingeschlossen,
 Und paßten an den kleinen Schuh, der saß wie angegossen!
 Sie nahmen auf der Stell' sie mit, zum König sie zu bringen,
 Stiefmutter mit den Töchtern muß' vor Neid und Wut zerspringen. —
 Und als der König sie erblickt, da kniet er ihr zu Füßen
 Und schenkt ihr seinen Thron und tät als Königin sie grüßen.

Ich hatte die große Freude, diese Übersetzung damals gleich nach meiner Reise Herrn Geheimrat Dr. Bolte, meinem gütigen Freunde, senden zu dürfen, da er ja seit vielen Jahren meine volkscundliche Arbeit mit warmem Interesse verfolgte und mir aus dem unendlichen Schatz seines Wissens jederzeit kostbare Winke und Hinweise gab.

Der Beschluß der Athener Akademie der Wissenschaften, meine Übertragungen griechischer Volksdichtungen samt den Urtexten in zwei parallelen Doppelbänden herauszugeben, hat ihn sehr erfreut, und er war sofort bereit, die Anordnung und Gruppierung des ungeheuren Materials mit wärmster Anteilnahme mit mir zu besprechen und mir in allem seinen unschätzbaren Rat zu erteilen. — Mit welcher Freude hat er die bisher vollendeten Verdeutschungen begrüßt! — An einem unvergeßlichen Nachmittag, als ich ihm einige der schönsten und ergreifendsten alten Balladen in dem stillen Heiligtum seines Studierzimmers vortragen durfte, sah ich ihn tief ergriffen, und aus den so scharfblickenden Forscheraugen hinter der Brille flossen ihm Tränen über die Wangen herab. — Da wußte ich, daß ich in meine Übersetzung das Beste aus dem Urtext hinübergerettet hatte.

Gedanken über die Rigaer Zeit des Burkard Waldis und die deutsche Literatur Alt-Livlands im 16. Jahrh.

Von Lutz Mackensen, Riga.

1. Wer die Landschaft der baltendeutschen Frühzeitdichtung überschauen möchte, wird sich leicht an das Bild eines sehr fernen Tales im aufsteigenden Nebel gemahnt fühlen: nur wenige Blickpunkte bieten sich dem suchenden Auge, und auch sie scheinen im wogenden Dunst zu verschwimmen; fast unmöglich dünkt es den Betrachter, aus diesen wenigen, meist schwer deutbaren und jedenfalls aus ihren Zusammenhängen gelösten Einzelheiten ein Gesamtbild zu fügen. Doch steht, so inselhaft die verschiedenen größeren und kleineren Zeugen jener Zeit vor uns aufragen,

eines fest: bis tief ins 16. Jahrhundert hinein klopft in der deutschen Dichtung Alt-Livlands der Herzschlag des Reiches, und umsonst würde suchen, wer sich in ihr um Spuren großer Eigenart bemühen wollte. Der erste Baltendichter, den wir mit Namen nennen können, Meister Stephan von Dorpat, kann mit seiner niederdeutschen Bearbeitung des „Cato“ und seinem „Schachbuch“ als Sinnbild der ganzen Zeit gelten, sowohl was die Stoffwahl als die Art der Darstellung anlangt: er wählt Themen, wie sie in der lehrhaften Dichtung Deutschlands damals an der Tagesordnung sind, und er handelt sie ganz im Sinne seiner Vorlagen und Vorläufer ab¹⁾. Deutlicher noch wird dies Verhältnis engster Erlebnismgemeinschaft in den verschiedenen Räumen volkstümlicher Kleindichtung; hier beweist sich, daß nicht nur die führenden Geister von dem Willen beseelt sind, die Ausmark fest ans Mutterland zu binden, sondern daß diese lebendige Beziehung allen Livlanddeutschen selbstverständliche Gegebenheit bedeutet. Kirchliche Unterweisung bedient sich hier wie im (nieder)deutschen Reichsgebiet des Bildes von der Mühle, um das Wunder der Transsubstantiation verständlich zu machen, und läßt in gebundener Form das Verständnis der Laien für diese geheimnisvolle Wandlung sich schärfen: die Form des altlivländischen Mühlenliedes erinnert besonders an das Rostocker Lied²⁾. Ein elsässischer Leich, der in der Geschichte der Geißlerliturgie eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt hat, wird hier, in die niederdeutsche Sprache des Landes umgesetzt, zum Hauptstück einer größeren Passionsdichtung³⁾. Liebeslieder finden den Weg in die Ausmark; Verse wie

„De sunne steyt in dat osten,
de man heft syck vmme gedan“⁴⁾

oder

„Es reth ein jeger wol jagen
3 stundelein fuor dem dage“⁵⁾

bezeugen durch die Verbreitung ihrer Varianten im binnendeutschen Gebiet und die zersungene Form, in der sie uns erhalten sind, die Gemeinsamkeit des Volksliedschatzes im 16. Jahrhundert. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zeichnet der Revaler Stadtschreiber Joachim Muther, ein gebürtiger Lübecker, neun Verse vom trügerischen Glücksrad auf, die er durch eine rohe Zeichnung zu verdeutlichen sucht⁶⁾; daß im Jahre 1441 die Lübecker Zirkelgesellschaft ein Fastnachtsspiel „Dat lucke radt“ aufführt, legt den Verdacht nahe, daß die Anregung zu den Revaler Versen und ihre Grundgedanken zum mindesten lübischen Ursprungs sind⁷⁾ — wie denn

¹⁾ Eine Gesamtwürdigung Stephans, die bisher fehlte, bereitet, zusammen mit einer kritischen Ausgabe des „Cato“, mein Schüler K. H. Gehrman vor.

²⁾ Vgl. L. Mackensen, Baltische Texte der Frühzeit (Riga 1936) S. 13ff. und die S. 305 gegebenen Hinweise.

³⁾ Ebd. S. 17ff. und die Nachweise auf S. 305f.

⁴⁾ Ebd. S. 168, 322. Ferner: Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung (JbNdSpr) 26 (1900), 9f., 38 (1912), 58, wo weitere Hinweise.

⁵⁾ Mackensen S. 169, 322; JbNdSpr 26 (1900), 26 Nr. 63.

⁶⁾ Mackensen S. 211, 332; Seelmann, Mnd. Fastnachtspiele² (1931) S. 46ff.

⁷⁾ JbNdSpr 6 (1880), 3. Im Jahr 1502 wird gespielt: „Dat lucke is unstete unde wanckelbar“; ebd. S. 5.

ja auch der berühmte Revaler Totentanz¹⁾ ganz enge Beziehungen zum Lübecker aufweist. Besonders reizvoll ist es, in der gnomischen Kleindichtung, für die der Altlivländer eine ausgeprägte Vorliebe hegt, dieses Hin- und Herfluten zu beobachten. Einige Beispiele auch hierfür: zu den gereimten Lebensregeln, die von den Schaffern der Revaler Schwarzhauptergilde ihrem „Brüderbuche“ eingeschrieben wurden, finden sich zahlreiche Parallelen in einer niederdeutschen gleichzeitigen Handschrift der Halberstädter Gymnasialbibliothek²⁾, in einem Emdener Miszellankodex³⁾ und in anderen niederdeutschen Handschriften des 16. Jahrhunderts⁴⁾. Ein Spruch, der 1560 von den Schaffern der großen Gilde in Reval notiert wird⁵⁾, findet sich in der gleichen Halberstädter Handschrift und dient dann der astronomischen Uhr in der Lübecker Marienkirche als Inschrift, die zwischen 1561 und 1565 angefertigt wird⁶⁾.

2. In der Geschichte der altlivländischen Dichtung, die also — ich möchte sagen: fast ausschließlich — unlösbarer Bestandteil der binnenniederdeutschen Dichtung ist, spielt Burkard Waldis eine beispielhafte Rolle. In seinem Rigaer Wirken vollzieht sich an weithin sichtbarer Stelle, was in hundert und aberhundert kleinen Kanälen unterirdisch geleistet wird: die lebendige Beziehungnahme zum geistigen Geschehen im Binnendeutschtum. Waldis, der Hesse, von seinem Schicksal nach Riga geworfen, wird zur Brücke zwischen Ausmark und Reich: unter diesem Gesichtswinkel allein läßt sich verstehen, was er in Riga geleistet hat, und andererseits haben die livländischen Jahrzehnte sein Profil so stark geformt, daß auch die Werke seiner späteren Jahre immer wieder Erinnerungen an die schweren Anfängerzeiten Raum geben. Psalter und Esopus reichen in ihren Anfängen bis nach Riga zurück; im Esop findet sich ein erster Hinweis auf jenen in der Folgezeit so oft zitierten Vers vom livländischen Bauern⁷⁾, der dann auch auf den kurischen, estnischen, polnischen und kulmischen Bauern umgemünzt wurde⁸⁾.

Waldis in Riga: die Rätsel, die dieser Stoff aufgibt, vermehren sich, je mehr man sich mit ihm beschäftigt. Die äußeren Begebenheiten freilich liegen offen zutage. Zwar wissen wir nicht, wie der Minorit nach Riga gekommen ist: im Dienst des Rigaer Erzbischofs Jaspar Linden, eines gebürtigen Westfalen, begegnet er uns zuerst. Welcher Wind hat den Hessen

¹⁾ Mackensen S. 22ff. 306f.

²⁾ Vgl. zu Mackensen Nr. VII 3 g: JbNdSpr 1877, 60, zu VII 3 i: ebd., zu VII 3 o IV: ebd. S. 61, zu VII 3 v IV: ebd. S. 63, zu VII 3 z III: ebd. S. 62, zu VII 3 qq: JbNdSpr 1876, 31, zu VII 3 uu: ebd., zu VII 4 t III: ebd. 1877, 67, zu VII 4 w: ebd. S. 61, zu VII 4 y: ebd. S. 67; zu IV 2: ebd. 1877, S. 61.

³⁾ Vgl. zu Mackensen Nr. VII 3 vv: JbNdSpr 1876, 25.

⁴⁾ Vgl. z. B. zu Mackensen Nr. 1361: JbNdSpr 35 (1909), 95f. und Baltische Monatsschrift 64, 139f.

⁵⁾ Mackensen Nr. VII 4 y.

⁶⁾ JbNdSpr 1877, S. 67.

⁷⁾ Mackensen Nr. II 2 o; Esopus 2, 13.

⁸⁾ Vgl. die Hinweise bei Mackensen S. 320; der Vers auf den „kolmischen“ Bauern: Baltische Monatsschrift 64, 136 (aus dem Jahr 1639).

nach Livland verschlagen, wie ist der Angehörige einer begüterten Familie ins Kloster gekommen? All das liegt im Dunkel. Dann, 1523, wird er zusammen mit zwei Ordensbrüdern, Antonius Bomhower und Augustin Ulfelt, von seinem Erzbischof in wichtiger Mission zum Papst nach Rom geschickt — zwar nicht als „Delegationsführer“ (das war Bomhower), aber doch als Begleiter: das beweist doch wohl, daß er damals schon eine gewisse politische Rolle in seinem Rigaer Kreis gespielt und seine Eignung jedenfalls nicht auf anderen Gebieten, etwa handwerklicher Betätigung, erprobt hat. Bei der Rückkehr von seiner Romfahrt, auf der er ähnliche Eindrücke wie einst Luther zu sammeln Gelegenheit hatte, wird er mit Bomhower gefangen-gesetzt; während sein Weggenosß und Ordensbruder lange Monate hartnäckig die Haft erträgt, befreit ihn sein offenes Bekenntnis zum neuen Glauben schneller aus der Zelle: aus dem Mönch wird ein Bürger; als „Kangerter“ läßt er sich in Riga nieder und heiratet (1525) — wie sich bald herausstellt, ein etwas übereilter Schritt, den er später gern rückgängig gemacht hätte.

Schon hier steht Fragezeichen neben Fragezeichen. Zwar der Gesinnungswechsel mag durch die gerade gläubiger Gesinnung abträglichen Erlebnisse der Romfahrt hinlänglich erklärt sein, wennschon der rasche Wandel vom erzbischöflichen Sendboten zum Bekenner der Reformation zu denken gibt. Erstaunlicher ist der Berufswechsel: die Zinngießerei ist ein Kunsthandwerk, das sich nicht so schnell erlernt. Ob Waldis wirklich, wie man vermutet hat¹⁾, als wandernder Handwerksbursche nach Riga kam und erst hier den Weg zum geistlichen Leben fand? Dann müßte seine politische Betätigung als Mönch Wunder nehmen! Und zumal: bis der Novize zum Legaten emporstieg, muß er eine lange Ausbildungs- und Bewährungszeit durchgemacht haben. Bomhower war als Lektor seines Klosters ein erprobter Mann; man wird ihm keinen Anfänger beigegeben haben. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß Waldis erst nach seinem Gesinnungswechsel zur Zinngießerei gegriffen habe. Aber bei wem hat er sie erlernt? Das muß ein sehr guter Lehrmeister gewesen sein, denn Waldis hat in seinem Handwerk, wollen wir dem Wortlaut der wenigen vorhandenen Urkunden und Nachrichten Glauben schenken, ganz Besonderes geleistet. Ein solcher überragender Meister läßt sich aber, soweit meine Kenntnis reicht, damals in Riga nicht nachweisen²⁾. Andererseits: Wie hat Waldis das Rigaer Bürgerrecht gewonnen? Das konnte er doch nur als Meister und Werkstattbesitzer. Seine unglückliche Ehe mit Barbara Schulthe aus Königsberg macht ihn zwar zum Hausbesitzer, aber doch nicht zum Zinngießer! Und schließlich: gerade in den Jahren, in denen man denken sollte, daß das Hineinleben in die ganz neuen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ihn ganz in Anspruch nehmen, tritt er als reformatorischer Dichter vor die Rigaer Öffentlichkeit. Da waltet ein Rätsel.

¹⁾ A. E. Berger, Die Schaubühne im Dienste der Reformation (1935) S. 119.

²⁾ Vgl. J. Gahlnbäck, Zinn und Zinngießer in Liv-, Est- und Kurland (Lübeck 1929).

Hat sich erst das Mißtrauen geregt, findet es leicht weitere Nahrung. In einem der Münzgutachten, die Waldis in späteren Jahren für den Livländischen Landtag und für Plettenberg anzufertigen hatte¹⁾, findet sich eine Ergebenheitsbeteuerung gegen den Papst, die dem Wortführer der Rigaer Reformation seltsam zu Gesicht steht. Es gibt nur zwei Deutungen: entweder Waldis beweist hier eine bemerkenswerte Wendigkeit in politicis — oder er hat den Gutachten, die von erstaunlicher Sachkenntnis zeugen, nur seinen Namen hergegeben. Die erste Deutung will schlecht zu dem Bilde des glühenden Romfeindes stimmen; soll man wirklich denselben Mann, der so kräftige Worte gegen den „Pawes mit syner rot, . . . mit Cardinaln vnd Römischen deuen“²⁾ gefunden hat, solcher Doppelzüngigkeit für fähig halten? Und wie kommt Waldis zu dieser subtilen Münzkenntnis?

Denn er hat von Riga aus weite Reisen unternommen. Geschäftsreisen, wie er selber später (im Esop) behauptet. Das würde auf seine hohe Zinngießerkunst deuten: auf den besten deutschen Märkten hat er seine Waren abgesetzt. Aber gerade dieser Export Rigaer Zinnwaren bis an den Rhein hin, der damals sehr gute und leistungsfähige eigene Werkstätten hatte, stimmt nach alledem, was vorher überlegt wurde, bedenklich. Waren etwa diese Reisen nur ein Deckmantel für andere Geschäfte? Wir wissen von Waldis' Beziehungen zu Lohmüller und dessen Verschwörerkreis, der die Wünsche des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg auf ein evangelisches Herzogtum Livland zu verwirklichen trachtete; diese Verbindung brachte den „Zinngießer“ 1536 wieder ins Gefängnis, in dem er verbleiben mußte, bis ihn die Fürsprache des Rigaer Rates und seiner Verwandten 1540 befreite; damals beginnt er, im peinlichen Verhör wiederholt zu Teilgeständnissen gezwungen, am „Psalter“ zu dichten³⁾. Nach seiner Freilassung, der die Scheidung von Barbara auf dem Fuße folgt, geht er endgültig nach Deutschland zurück.

Kerkerhaft wegen politischer Umtriebe bezeichnet also Beginn wie Schluß seiner Rigaer Jahre. Dazwischen liegt ein Jahrzehnt, in dem er weithin berühmter Meister seines Handwerks, begehrter Sachverständiger in Münzfragen, geschäftstüchtiger Handelsmann und — reformatorischer Dichter ist. Fürwahr — die Spannung scheint zu polar, um glaubhaft zu sein! Über diesem Jahrzehnt liegt ein Geheimnis, das sich um so schwerer lüften lassen wird, als es politischer Natur sein dürfte. Glaubhafter nämlich als seine weitberühmte Zinngießerkunst scheint sein Geschick als Unterhändler und Agent, das ihn zweimal die Rache seiner Gegenpartei auskosten läßt. Niemand weiß, was sich 1525 im Rigaer Gefängnis abgespielt hat. Aber man könnte daran denken, daß den erzbischöflichen Romgesandten (der ja dieser politischen Fahrt wegen und nicht, weil er ein Mönch war, in Haft saß!) außer seiner schnellen Wandlung zum Protestanten auch noch andere Vorzüge zur raschen Freilassung empfohlen. Der geschwinde Erwerb

1) Akten und Recesses der livländischen Ständetage III Nr. 308, 309; S. 1000.

2) Der verlorene Sohn v. 111ff.

3) Vgl. Berger S. 121ff. und die dort angegebene Literatur.

des Bürgerrechts läßt auf städtische Protektion schließen; wodurch hatte sich Waldis damals schon eine solche verdient? Dann wäre auch die Zinngießerei verständlich: der neue Agent mußte unauffällig in Riga bleiben können; vielleicht hat man ihm eine verwaiste Werkstatt unter einem tüchtigen Gesellen anvertraut? Aber es ist mißlich zu raten. Fest bleibt die Tatsache, daß die überlieferten Außenseiten von Waldis' Rigaer Jahren nicht zueinander stimmen, daß in ihnen ein verbindendes Glied fehlt, und daß sowohl dieses vermutlich unlüftbare Geheimnis wie auch die Tatsache zweimaliger politischer Betätigung in die politische Richtung weist. Möglicherweise gewinnt unter solchem Blickwinkel auch sein langjähriger Zank mit Frau Barbara ein anderes Gesicht; vielleicht war sie gar nicht die Hexe, als die sie, entsprechend den Bekundungen ihres Mannes, durch die Waldisbiographien geht? Vielleicht hatte sie, bar alles politischen Verstehens, subjektiven Grund genug, mit ihrem Burkard unzufrieden zu sein? Sei dem wie auch immer — wir halten noch einmal die Daten zusammen: 1523/1524 erzbischöflicher Gesandter in Rom, 1524 im Kerker in Riga eben dieser Fahrt wegen; Übertritt zum neuen Glauben; Bürger und Zinngießer in Riga; Heirat. 1536 Verhaftung wegen Verdachts der Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Orden, die zum Teil von Waldis eingestanden werden muß. Zwischenhinein 1530 Geschäftsträger der Stadt Riga auf dem Speyrer Reichstag¹⁾. Die Laufbahn des geheimen Politikers Waldis scheint offen zutage zu liegen — soweit eine solche Laufbahn das überhaupt vermag.

3. In diesen Gedankengängen spielt nun auch die große dichterische Tat, die Waldis in Riga vollbrachte, eine gewisse Rolle. „De parabell vam verlorn Szohn“, am 17. Februar 1527 in Riga aufgeführt, verdient auch der näheren Umstände ihrer Entstehung und Aufführung wegen unsere Aufmerksamkeit. Denn es würde eine romantische Verkennung der Zeitgegebenheiten bedeuten, wollte man annehmen, dies Drama sei glühender Ausbruch einer nicht länger zum Schweigen geneigten Überzeugung, nur als Bekenntnis eines Dichters und Glaubenshelden zu werten. Waldis war kein geborener Dichter, wenigstens wissen wir von keiner Dichtung, die vor dem „Verlorenen Sohn“ läge. Damals war er nahezu vierzig Jahre. Kein Zweifel, daß ihn das Erlebnis der Reformation zum gestaltenden Wort geführt hat, das Erlebnis und — die Erfordernisse der Reformation. Dem Lübecker Druck der Parabel sind sechs niederdeutsche Kirchenlieder angehängt: drei von Waldis selbst und drei von Andreas Knopken, evangelischem Pfarrer an der Rigaer St. Petrikirche; diese Lieder muß Waldis etwa gleichzeitig mit dem „Verlorenen Sohn“ gedichtet haben. Sie dienen, das weist die Nachbarschaft der Knopken-Lieder und ihr offensichtlich an Luther geschulter Stil aus, dem kirchlichen Bedürfnis. Seine aktive Teilnahme am Aufbau des evangelischen Kirchenlebens in Riga beweist schließlich auch seine Mitarbeit an der Rigaer Kirchenordnung von 1537, der er ein längeres Reimgebet und (vielleicht) eine kürzere Reimvorrede bei-

¹⁾ Vgl. L. Arbusow, Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland (1919/1921) S. 779.

steuert¹⁾. Als diese Kirchendienstordnung erscheint, sitzt Waldis übrigens im Gefängnis des Ordens — vielleicht wollten der Stadtpfarrer Knopken und seine Amtsgenossen durch diese Herausstellung dem Gesinnungsgenossen einen Dienst erweisen. Jedenfalls machte die Veröffentlichung der drei Lieder von 1527 und die Mitarbeit von 1537 auch eine Beteiligung unseres Dichters an der ersten Rigaer Kirchendienstordnung, der von 1530, wahrscheinlich. Waldis' Beteiligung an der kirchlichen Aufbauarbeit wird eindeutig.

In diese Linie stellt sich auch der „Verlorene Sohn“. Neuere Untersuchung hat wahrscheinlich gemacht, woran die Forschung nie hätte zweifeln sollen, daß nämlich die Aufführung im Kirchenraum stattfand, und zwar in St. Peter²⁾. Das aber war Knopkens Pfarrkirche. Was der eindringliche Text des Stückes, diese immer wieder wiederholte Unterstreichung des lutherischen sola fide, nahelegt, wird bei solcher Überlegung zur Gewißheit: die Abfassung des Dramas entspringt weniger einer privaten Initiative, als vielmehr einer kirchenbehördlichen Anregung, und der „Verlorene Sohn“ ist im steten Hinblick auf die Aufführung am vereinbarten Platz geschrieben. Er ist ein Stück evangelischer Kirchenpolitik: denn er predigt nicht nur höchst nachdrücklich eine Grundtatsache evangelischer Überzeugung (eben die Ablehnung der Werkgerechtigkeit) in die hörende Gemeinde hinein, sondern er nimmt auch betont Stellung zu gewissen Rigaer Tagesereignissen, der öffentlichen Disputation nämlich zwischen Knopken und Bomhower über die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden, die vor der breitesten Öffentlichkeit — im Dom, dann in der Großen Gilde — eben stattgefunden hat³⁾. Von seiten der Evangelischen hatte man dieses Schauspiel wohl in Szene gesetzt, um einen demonstrativen Sieg über einen der Wortführer der Gegenpartei zu erzielen. Das war nicht ganz gelungen: Bomhower gab sich keineswegs geschlagen und beharrte vor der ganzen Bürgerschaft auf seinem Standpunkt, obschon er im Redekampf der Unterlegene gewesen zu sein scheint. Mannhafte Überzeugung aber verfehlt nie ihre Wirkung; den Führern der evangelischen Sache mußte, wollten sie Rückschläge vermeiden, also sehr daran gelegen sein, den Eindruck der Bomhowerschen Halsstarrigkeit zu verwischen. So mag in Knopkens Kopf der Gedanke gereift sein, der streitenden Abwehr die aufbauende Unterweisung in möglichst sinnfälliger Form zu gesellen und den Versuch zu wagen, in einem evangelischen Fastnachtsspiel, das in seiner Kirche aufgeführt werden sollte, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Wenn diese Stimme aus der Gemeinde selbst vernehmbar gemacht werden konnte, ließ sich der Verdacht geistlicher Beeinflussung am ehesten vermeiden. Der vielgewandte Burkard Waldis bot sich da als besonders geeigneter Helfer an. So etwa muß man sich den „Verlorenen Sohn“ aus den Gegebenheiten

¹⁾ J. Geffcken, Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga (1862) S. 150ff., 146.

²⁾ A. Schweckendiek, Bühnengeschichte des verlorenen Sohnes in Deutschland I (1930), 44ff.

³⁾ Arbusow S. 646f.

der Zeitlage heraus entstanden denken. Waldis seinerseits trägt kein Bedenken, den einstigen Fahrtgenossen nun, wenn auch ohne Namensnennung, öffentlich bloßzustellen:

„Idt ys all hir tho Ryge geschen,
 dat wy hebben all tho maell gesen,
 wo eyner ynn der gemeinte erstundt
 Vnd dede vp synen vnreynen mundt:
 De GODES gnade he belacht
 Vnd syne Barmherticheit voracht;
 Der lesterung wolde he sick nicht mathenn:
 Men scholde sich nicht tho szer vorlathenn
 Vp GODES gnad, barmherticheit,
 Vp dat ydt vnss nicht worde leydt.
 Inn solcke blyndtheit ohn GOT sleyth,
 De wyle he sick vp wercke vorleth,
 De doch vor GOT sindt gruwelich genoch,
 Als eyn besmittet, vnreyn doeck¹⁾.“

Jeder Hörer wußte natürlich, wer gemeint war. Man wird wohl nicht fehl in der Annahme gehen, daß dieser aktuelle Hinweis auf ausdrücklichen Wunsch Knopkens, des Disputationsgegners von Bomhower und Hausherren des Aufführungsraumes, erfolgte.

Der Aufbau des Stückes selbst benutzt gottesdienstliche Form. Sie wird ja schon durch die Aufführung in der Pfarrkirche der Evangelischen nahegelegt. Um das im einzelnen zu verstehen, muß man m. E. von der Gestalt des Vaters ausgehen, die im Verlauf der Handlung eine sehr bemerkenswerte Überhöhung erfährt: ist er im ersten Akt, wenigstens in den Augen des Titelhelden, der „oltman“ mit „kyndessen synnen“ („syn houet helt he nummer still; de ogen syten, syn nesse drüpt“²⁾), so ist in den letzten Worten, die der Dichter ihn sprechen läßt, die vom Evangelium nahegelegte Verschmelzung mit Gott vollzogen:

„Mit hemmelbroedt will ick ohn spyssen,
 Myn ewige gnade ohm bewyssen,
 Myn hilgen geyst will ick ohm geuenn,
 Dat he nicht valle ynn düssem leuenn³⁾.“

In der predigtartigen Auslegung, die der „Actor“ am Schlusse gibt, wird die Parallele weiter gesponnen:

„Dat gemeste kalff nu CHRISTUS ys,
 De wert geslacht vnd geten gewyss⁴⁾.“

Von hier fällt Licht auf die Speiseszene bei der Heimkehr im zweiten Akt: sie ist als Abendmahlsszene, als Kommunion zu verstehen. Dem Verständnis der zeitgenössischen Zuschauer wird diese Sinnbildgleichung durch die kirchliche Umrahmung deutlich gemacht: vor dem Mahl wird das (deutsche) Tedeum gesungen, dessen Text (der von dem Lutherischen abweicht) uns die Rigaer Kirchenordnung von 1530 aufbewahrt hat⁵⁾, und hinterher erschallt fünfstimmig das von Luther in seiner eben erschienenen „Deutschen Messe“ für diese Gelegenheit ausdrücklich empfohlene „Johans Hussen lied

1) v. 1772ff. 2) v. 249ff. 3) v. 1462ff. 4) v. 1700ff. 5) Geffcken S. 47.

Jhesus Christus vnser heyland“¹⁾). Diese Szene bildet, wie den Höhepunkt des Gottesdienstes, auch den sakralen Gipfel des Spiels in der Kirche.

Im übrigen kann an der gottesdienstlichen Anlage des Stückes ja gar kein Zweifel bestehen. Es beginnt mit einem Gebet des „Actors“, das etwa dem Staffelgebet der alten Gottesdienstordnung vergleichbar ist; der „Actor“ vertritt deutlich den Geistlichen. Dann kommt die Verlesung des Evangeliums, dem ein „Lauesangk“ folgt: es ist dasselbe Lied, das Luther in seiner „Deutschen Messe“ nach der Epistelverlesung zu singen empfiehlt und auf das er schon in seiner „Formula missae“ 1523 hingewiesen hatte²⁾ („Nu bidden wy den hilgen geyst“). Am Ende des ersten Aktes wird wieder ein Lutherlied gesungen, das in Riga nach Ausweis der Kirchendienstordnung von 1530³⁾ beliebt gewesen ist: die Umdichtung des 13. Psalms, die sich inhaltlich hier besonders gut einfügt. Am Schluß, nach der Bekehrung des Hurenwirts, wird „Vth deper noeth“ gesungen, auch dies in der Ordnung von 1530 als Rigaer Gottesdienstlied aufscheinend⁴⁾. Endlich, um jeden etwa noch möglichen Zweifel zu zerstreuen, wird am Schluß des Ganzen der von Luther für den Gottesdienstschluß vorgeschriebene Segen, die „benedyunge“, erteilt⁵⁾, zwar in gereimter Form, aber doch so sehr an die vorgeschriebenen Worte angelehnt, als es eben die Verse zulassen. Daß der Dichter die Parallele nicht überspitzen konnte, ohne dem Inhalt seines Stückes grobe Gewalt anzutun, ist natürlich.

Rätselhaft bleibt mir einstweilen die Gestalt des „kyndtes“, von dem Waldis das Evangelium verlesen und den Segen am Schluß sprechen läßt. Da die Aufführung höchst wahrscheinlich von Schülern der St.-Petri-Stadtschule einstudiert war⁶⁾, könnte man daran denken, daß Waldis bei der Einführung dieses Kindes vorgeschweigt hat, was Luther in seiner „Deutschen Messe“ von den Schulgottesdiensten sagte: „Darauff liset eyn ander knabe dasselbige capitel zu deudsch sie zu vben, vnd ob yemands von leyen da were vnd zu höret⁷⁾.“ Seltsam bleibt auch dann die Erteilung des Segens durch das „Kind“.

All diese Beobachtungen machen eine enge Beziehung zwischen dem Dichter und Knopken, dem Wortführer der evangelischen Partei, selbstverständlich. Hinter Waldis steht Knopken, nicht nur als Anreger, sondern auch als Berater und — wenigstens was die Linienführung im großen angeht — als heimlicher Mitarbeiter. Oder anders herum gesagt: Waldis ist auch als Dichter in Riga mehr Werkzeug als selbstschöpferischer Geist. Das tut der Tatsache keinen Abbruch, daß er sich der Aufgabe, in die andere ihn hineinschossen, sehr geschickt entledigt hat. Was — mit vollem Recht — über die dichterischen Vorzüge des „Verlorenen Sohnes“ gesagt worden

1) Luthers Werke, hrsg. von O. Clemen, 3 (1929), 303; Geffcken S. 24.

2) Luther 2 (1929), 439; 3 (1929), 303.

3) Geffcken S. 40.

4) Ebda S. 76.

5) Luther 3, 307; Geffcken S. 25.

6) Arbusow S. 653.

7) Luther 3, 301.

ist, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Bemerkenswert ist aber besonders die Beobachtung, wie völlig sich der Hesse dem Rigaer Stil angepaßt hat, nicht nur in der Sprachfügung (das Niederdeutsche ist, wiewohl er aus einem Grenzbezirk stammt, nicht seine Muttersprache, wie er denn in seinen späteren Jahren auch hochdeutsch dichtet), sondern auch in der treffsicheren Schilderung des Milieus. Es ist bekannt, daß sich im „Verlorenen Sohn“ die erste vollständige Aufzeichnung des „Schlemmerliedes“ „Wo sall ich mich ernerenn“ findet, das im 16. Jahrhundert zwar auch in Binnendeutschland viel gesungen worden ist¹⁾, dessen erste Erwähnung aber, und zwar ein volles Jahrhundert vor Waldis, aus Reval vorliegt²⁾ — vermutlich hat der Dichter hier ein im Baltenland besonders beliebtes Zechlied (das er, der Zechfreudige³⁾, wohl oft genug selbst in den Rigaer Gildestuben bei den „Drünken“ mitgesungen haben mochte!) seinem Stück eingewoben. Noch an einer anderen Stelle läßt sich baltisches Volksgut mit Sicherheit in seinem Drama nachweisen: der „Elsse hore“ legt er einen Denkspruch in den Mund, den schon 1512 ein Revaler Schwarzhäupterschaffer der Aufzeichnung für wert hält⁴⁾. Wieweit, was er sonst an sprichwortähnlichem Gut einstreut, baltischer Herkunft ist, läßt sich einstweilen noch nicht genau abschätzen.

Den, der heute von Riga aus auf diesen seltsamen Mann zurückblickt, wird vieles von seinem Erleben sehr gegenwartsnah anmuten. Soviel aber scheint gewiß zu sein, daß auch der, dem es um ein Verständnis seines späteren Werkes zu tun ist, in die Rigaer Anfangsjahre des Dichters blicken muß, die, so viele Fragen sie auch noch bergen, doch von anderem Blickpunkt gesehen werden sollten, als dies bisher üblich war.

Muttertag⁵⁾.

Von John Meier, Freiburg.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurde in verschiedenen Ländern der Versuch gemacht, einen 'Muttertag' einzuführen. Der Tag sollte die Mutter der Familie feiern und in ihr überreichten kleinen Gaben den Dank zum Ausdruck bringen, den die Familie und besonders die Kinder der sorgenden Liebe der Mutter, dieses Mittelpunktes des Hauses,

¹⁾ Vgl. Goedeke-Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert Nr. 116, S. 125.

²⁾ Vgl. Mackensen S. 324.

³⁾ Vgl. Arbusow S. 652 Anm. 4.

⁴⁾ Vgl. v. 923ff.; Mackensen Nr. VII 3 z VII.

⁵⁾ Für freundliche Mitteilungen und Hinweise bin ich den nachfolgenden Herren verpflichtet: A. Haberlandt (Wien), J. M. N. Kapteyn (Groningen), Knut Liestøl (Oslo), Miß C. Marriage (Winscombe), H. Grüner Nielsen (Kopenhagen), J. M. Remouchamps (Lüttich), C. W. von Sydow (Lund), Archer Taylor (Chicago), André Varagnac (Paris), C. A. Veit (Freiburg i. Br.), G. Vidossi (Turin) und vor allem Paul Geiger (Basel).

schuldeten. Die Idee dieser neuen Feier war nicht im Volke selbst gewachsen und aus ihm hervorgegangen, sondern die Anregung kam aus kirchlichen und volksbildnerischen Kreisen, die den Versuch machten, von außen her den Gedanken ins Volk zu tragen und in ihm lebendig zu machen. Aber es drängt sich die Frage auf, ob der Gedanke allein im Hirn der Anreger entstanden ist, oder ob sie diesen letzten Endes wieder einem volksmäßigen Brauch entnommen haben. Der Untersuchung dieser Frage und der Entwicklungsgeschichte des Muttertages unserer Zeit soll das auf den folgenden Blättern Bemerkte dienen.

I. Mothering Sunday in England¹).

In England wird der Sonntag Lätare, der vierte Fastensonntag, neben anderen Bezeichnungen 'Mothering Sunday' genannt²). Dieser Ausdruck wie die Worte 'go a-mothering' für den gemeinsamen Besuch der Mutterkirche und den Besuch der auswärts wohnenden Kinder bei ihren Eltern gehen offenbar in sehr alte Zeiten zurück, wesentlich über die erste Erwähnung im Anfang des 17. Jahrhunderts.

Cowel berichtet in seinem 'Interpreter' (1607), 'that the now remaining practice of Mothering, or going to visit parents upon Mid-Lent Sunday, is really owing to that good old custom [for visit their Mother Church and to make their offerings at the high altar]. Nay, it seems to be called Mothering from the respect so paid to the Mother Church, when the epistle for the day was, with some allusion, Galat. iv. 21, 'Jerusalem Mater omnium'; which epistle for Mid-Lent Sunday we still retain, though we have forgotten the occasion of it' (Hazlitt, Faiths and Folklore. A Dictionary . . . Vol. 2 [London 1905], 424).

Aus dem Jahre 1644 zitiert Wright (S. 43) aus Symonds Diary of the Marches of the Royal Army during the Great Civil War S. 27 (1909): 'Every Mid-Lent Sunday is a great day at Worcester, when all the children and grandchildren meet at the head and chief of the family and have a feast. They call it Mothering Day.'

Und endlich finden wir in Robert Herricks (1591—1674) 'Hesperides' (1648) ein Gedicht 'To Dianeme. A Ceremonie in Glocester':

I'll to thee a simnell bring,
'Gainst thou go'st a mothering,
So that, when she blesseth thee,
Half that blessing thou'lt give me.

¹) Von öfter angeführter Literatur nenne ich: British Calendar Customs. England. Vol. I, by A. R. Wright. Edited by T. E. Lones = Folk Lore Society Bd. 97. London 1936 (Wright); C. Penwick Smith, Mothering Sunday². 1932 (Smith I); C. Penwick Smith, More about Mothering Sunday. 1928 (Smith II); Notes and Queries (NQ).

²) Daneben treten folgende Bezeichnungen auf: Mid-Lent Sunday, Sunday of the five Loaves (nach dem Evangelium des Sonntages, siehe S. 102), Simnel-Sunday, Wafering-Sunday, Furnety-Sunday, Fig-pie-Sunday, Veal-pie-Sunday, Bragot (Meth)-Sunday, Mulled-ale (Würzbier)-Sunday.

Schon aus diesen ältesten Ausführungen sehen wir den doppelten, sowohl kirchlichen wie weltlichen Charakter des 'Mothering Sunday' und des 'Mothering'. Bereits Cowel kennt diese Doppelheit und will den weltlichen Brauch, wie wir oben sahen, aus dem kirchlichen herleiten; Herrick wie Symonds erwähnen nur den weltlichen, und der letztere scheint direkt ein volksmäßiges Sippenfest bei dem Haupt der Sippe zu schildern.

Machen wir uns zunächst ein Bild beider Vorgänge, um dann zu versuchen, die Entstehung der kirchlichen und weltlichen Bräuche klarzustellen.

Der Sonntag Lätare war für die Kirche trotz seiner Zugehörigkeit zur Fastenzeit ein festlicher und frohbegangener Sonntag. In der Mitte der Fasten hat die Kirche die Strenge ihrer Gebote gelockert, ja aufgehoben, und der Mittfastensonntag wird schon im 13. Jahrhundert oder früher 'Dominica refectionis' genannt. Festlich ist gegenüber den anderen Fastensonntagen die Kleidung der Priester und Diakone in der Messe, deren Ritual ganz auf Freude gestimmt ist. Das 'Meßbuch der heiligen Kirche' (Schott, S. 195) sagt vom Mittfastensonntag: 'An diesem Tage unterbricht die Kirche ihre heilige Fastentrauer, ähnlich wie am dritten Adventssonntag; alle Gesänge der Messe atmen Freude und Trost, um die Gläubigen zu ermutigen, im Eifer ihrer heiligen Übungen nicht nachzulassen.'

Der Introitus beginnt: 'Laetare, Jerusalem: et conventum facite omnes, qui diligitis eam: gaudete cum laetitia usw.' In der Epistel wird von Jerusalem, 'mater omnium', d. h. der Kirche, gesprochen. Im Graduale heißt es: 'Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi: in domum Domini ibimus.' Die Communio redet davon: 'illuc (nach Jerusalem, das die Kirche bezeichnet) enim ascenderunt tribus, tribus Domini, ad confitendum nomini tuo, Domine.' Das Evangelium aber behandelt die wunderbare Speisung der Fünftausend mit fünf Broten.

Aus den vorstehend angeführten Sätzen des Rituals leuchtet deutlich und bezeichnender als an anderen Sonntagen der Gedanke hervor, daß die Gläubigen sich in Gemeinschaft in der Kirche zusammenfinden sollen. Wir erinnern uns aber weiter, daß die Gläubigen verpflichtet waren, gewisse religiöse Bräuche nur in der Mutterkirche zu erfüllen. Nur in ihr durfte nach Vorschrift der katholischen Kirche auch die den Gläubigen obliegende österliche Kommunion stattfinden, die gemeiniglich an den Fastensonntagen gefeiert wurde. Auf die Bevorzugung des Sonntag Lätare vor den übrigen Fastensonntagen konnte der Wortlaut der eben angeführten Stellen aus dem Messeritual jenes Tages einwirken, so daß besonders an diesem Sonntage sich die Prozessionen der Filialangehörigen in der Mutterkirche einfanden und ihr Opfer auf den Hochaltar der Pfarrkirche niederlegten.

Während auch, der Überrest eines alten kirchlichen Brauches, an den gewöhnlichen Sonntagen in der Kirche an die Gläubigen in England das 'holy bread', wie in Frankreich das 'pain bénit', verteilt wurde, mußte es hier an diesem Tage durch die Verbindung mit dem Evangelium von der Speisung der Fünftausend noch einen besonderen Akzent erhalten. Die Gläubigen bringen zum Teil das Brot mit und legen es auf den Altar nieder,

um es segnen zu lassen und dann zurückzunehmen. Ebenso aber wird in der Kirche während des Gottesdienstes gesegnetes Brot, aus reinem Weizen gebacken, an die Gläubigen verteilt, die es entweder gleich genießen oder auch mit heimnehmen, wo es nicht nur als wertvolles Erinnerungszeichen aufbewahrt wird, sondern auch als wirksame Hilfe bei Krankheit und Wettergefahr dient¹⁾. Das verteilte Brot ist entweder in viereckige Stücke geschnitten oder in Fladenform²⁾, oder es hat die Form hostienähnlicher Oblaten. Zur Erquickung der von fern kommenden Gläubigen wurden in der Südpforte der Kirche von Bewedley bei Worcester gesegnete Cakes und ein Getränk von Früchten und Gewürz schon am frühen Morgen hingestellt, Gaben, die trotz Fehlens jeder Aufsicht von den Einheimischen nicht berührt wurden. Von diesem Vorgang hieß die jetzt nicht mehr vorhandene Pforte 'Refreshment Porch'. Ähnlich übernimmt nach einer freundlichen Mitteilung meines Kollegen L. A. Veit in der Diözese Mainz bei Bittgängen aus verschiedenen Gemeinden die Zielgemeinde abwechselnd die Verpflegung der von auswärts kommenden Pilger.

Die vorstehend erwähnten sind wohl die wichtigsten Züge der kirchlichen Feiern des Mothering Sunday; wie aber war der Verlauf der weltlichen?

Die Kinder suchen an Mittfasten selbst von weither ihre Eltern auf und erhalten auch, sind sie Angestellte oder Dienstboten, fast immer Urlaub dafür, da der Brauch geachtet wird. Sie geben den Eltern kleine Geschenke, Blumen³⁾, Geld, Tee, Eßwaren u. a., als Zeichen dankbarer Liebe und vor allem der Mutter ein 'simnelcake', 'motheringcake' oder 'wafer'. Gelegentlich geben sie nicht, sondern empfangen (Wright 44, NQ 12 S. X (1922), 292) ihrerseits von der Mutter ein 'motheringcake' oder ein 'furmety' (Weizenbrei mit Milch, Zucker und Gewürz). Das Älteste wird zweifellos 'simnel' sein, welcher Ausdruck ein Gebäck von feinstem Weizenmehl bezeichnet, das die verschiedensten Formen haben kann. Hier ist es wohl eine Fladenform⁴⁾ gewesen, neben der später auch Waffelformen auftreten, über die man die Ausführungen bei Smith I S. 63ff. und Wright 47f. vergleichen möge. Sie sind teils Oblaten, die im Waffeleisen gebacken werden und meist Hostienformen zeigen⁵⁾. Die 'Simnel' hat sich dann zum 'Simnelcake'⁶⁾

1) Lätarebrot sättigt auch am meisten, HDA 1, 1594.

2) Die Fladenform ist eine sehr alte und wohl ursprünglich kultische Form.

3) Das englische Sprichwort sagt: 'Who goes a-mothering find violets in the lane'.

4) Semmel = placenta, Du Cange 7, 490 und ebenso in verschiedenen englischen Glossaren. Semmel = Fladen HDA 7, 1643; Semmel = Kuchen DWb. 10, 1, 560f., 564, 563f., 567. Die 'Lausitzer Patensemmel' ist ein 17 cm im Durchmesser haltender 'Osterfladen' (Höfler, Ostergebäcke S. 32). Auch an Weihnachten tritt der Name 'Semmel' für die Fladenform auf (Höfler, Weihnachtsgebäcke S. 51). Das bekannteste Gebäck dieser Form sind die Osterfladen, deren Weihe an der katholischen Osterfeier sich besonders ausgeprägt hat.

5) Smith I S. 35ff.; Höfler, Gebäckbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit S. 39.

6) Vgl. 'Semmelkuchen' DWb. 10, 1, 564.

entwickelt, der verfeinerten Ansprüchen Genüge tat: ein reich verzierter Kuchen, der mit Zuckerguß, Früchten und anderem, zum Teil phantastischem Schmuck versehen ist und gelegentlich, aber doch wohl nur als Ausnahme, eine bemerkenswerte Größe erreicht (5 feet, 10 inches long, 2 feet, 10 inches wide, 15 feet in circumference, 6 inches thick)¹⁾.

Ein festliches Mahl vereint, mitunter nach dem gemeinschaftlichen Besuch der Kirche, der früher wohl die Regel war, die Familie; seine hauptsächlichsten Bestandteile waren meist Kalbsbraten²⁾, Furmety³⁾ und Reispudding. Der Reis ersetzt hier wohl die ältere Hirse⁴⁾, die, wie Furmety, ein sehr altes kultisches Gericht war. Das Furmety finden wir in England auch an Weihnachten, und es ist ebenso vielfach ein altes Kirmesessen.

Wenn daneben auch Lamm (einmal wird Schwein genannt), Erbsen⁵⁾ und Figpie⁶⁾ auftreten, so ist dies wohl eine Herübernahme von anderen Sonntagen: das Lamm kommt aus dem Osterbrauch, die Erbsen (in Milton bei Cambridge wird ein Peas Porridge Feast an Mittfasten gefeiert [Wright 46f.]) vom Carling-Sunday, dem fünften Fastensonntag, und der Figpie von dem Figpie-Sunday, dem Sonntag vor Ostern, der in seinem Namen die Erinnerung fortpflanzt an den Wunsch Christi, auf seinem Wege von Bethanien die Früchte des Feigenbaumes zu essen. Das fast durchgängige Vorkommen des Kalbfleisches könnte, was aber durchaus nicht sicher ist, sich von dem Festmahl mit dem gemästeten Kalbe herleiten, das der Vater in der Bibel seinem heimkehrenden Sohn gibt, und das hier den heimkehrenden Kindern vorgesetzt wird. Man wird auch ernstlich erwägen dürfen, ob vielleicht die Simnel von Ostern herübergekommen und identisch mit dem Osterfladen ist. Die stoffliche Zusammensetzung ist ähnlich, und wir können auch sonst nicht selten ein Wandern von Brauchtümern aus der Osterzeit in die Fastenzeit beobachten. Höfler gibt (Ostergebäcke S. 8f.) eine Anzahl Beispiele dafür, daß Ostergebäcke schon vor Ostern gebacken werden. Man darf auch daran erinnern, daß gerade zur Osterzeit in kirchlichem und weltlichem Brauch die Geschenke von Backwerk und besonders Osterfladen üblich waren⁷⁾. Andererseits aber finden wir sie auch im Mittfastenbrauch, wo z. B. im 16. Jahrhundert in Köln das Mädchen seinem Liebhaber als Zeichen der Liebe eine Brezel schickt⁸⁾. In Salzburg gilt der Sonntag Lätare als 'Liabbstádsonntag', d. h. wohl als der Sonntag, wo sie die Liebe bestätigen, kaum, wie Baumgartner will, wo die

1) Smith I S. 64ff.; Wright S. 47f.

2) Wright S. 44.

3) Wright S. 50. Vgl. auch Höfler, Weihnachtsgebäcke S. 18f.

4) Höfler, Gebädbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit S. 30f.; 82f.

5) Brand, Observations on the popular Antiquities of Great Britain I (1890), 112; Höfler, Gebädbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit S. 31; 90.

6) NQ 2 S. II, 320. In Deutschland ist ein Feigenfladen als Festgebäck schon in althochdeutscher Zeit belegt (Höfler, Ostergebäcke S. 34).

7) Höfler, Ostergebäck S. 30; 34f.; DWb. 3, 1707; 7, 1375.

8) A. Wrede (Rhein. Volkskunde S. 248f.) erwähnt den Brauch aus dem kölnischen Buche Weinsberg.

Liebenden einander an der verabredeten Stelle treffen. Die Burschen führen da die Mädchen zu Lebkuchen und Met (Das Jahr und seine Tage. Programm Kremsmünster 1860, S. 20). Auch sonst treffen wir an Mittfasten den Brauch, einander zu beschenken, so daß also eine Ableitung aus Ostern nicht sicher ist.

Fragen wir uns nun, nachdem wir den kirchlichen und weltlichen Brauch kennengelernt haben, wie der gleiche Namen und gewisse Übereinstimmungen im Brauchtum zu verstehen sind, so müssen wir von vornherein betonen, daß der Boden, den wir bei einem Erklärungsversuch betreten, sehr unsicher ist, und daß wir über Möglichkeiten oder allenfalls Wahrscheinlichkeiten nicht hinauskommen. Das Material, das hier zu Gebote steht, ist trotz seiner Ausbreitung in den Schriften von Smith, Wright wie in den 'Notes and Queries' und anderen Werken zu gering, und es ist mit den mangelhaften Hilfsmitteln, die mir in Deutschland, und vor allem in Freiburg, zur Verfügung stehen, nicht möglich, es durch weitgehende Heranziehung englischer Heimatliteratur und etwaiger zerstreuter Notizen zu vervollständigen. Immerhin mögen sich einige Grundzüge der Entwicklung herausstellen lassen.

Eine gewisse Bedeutung scheint es mir zu haben, daß Cowel, dessen Kenntnis des Brauches noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, der somit seinem Werden näher steht als wir, und der vielleicht die Volksmeinung seiner Zeit kannte, eine weitgehende Übertragung aus dem kirchlichen Brauche annimmt.

Weiter scheint es mir befremdlich im germanischen Volksbrauch zu sein, wenn die Mutter als Vertreterin der Familie in der Art, wie es hier geschieht, in den Mittelpunkt des brauchmäßigen Geschehens tritt, und der stark gefühlsmäßige Einschlag, der in dem Dankerweis der Kinder für mütterliches Sorgen auftritt, kommt mir im reinen, unbeeinflussten Volkstum nicht am Platze vor. Nicht die Mutter, sondern die Eltern gemeinsam, oder vor allem der Vater sind die Repräsentanten von Haus und Familie. In der christlichen Welt spielt die Mutter eine ganz andere und in mancher Richtung bedeutsamere Rolle, wohl von dem Kult der göttlichen Mutter her. In den ältesten Nachrichten (Cowel 1607; Symonds 1644; Smith I, 51, 1784) und auch in neueren (Wright 43; 44; NQ 12 S. X [1922], 292) wird nicht die Mutter, sondern die 'parents' genannt, und in einem Bericht, den Wright (S. 42f.) gibt, wird gesagt, daß die Geschenke an die parents gehen, der Kuchen aber an die Mutter. Andererseits ist in dem oben mitgeteilten Beleg bei Herrick nur von der Mutter die Rede.

Meines Erachtens besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Name 'Mothering Sunday' aus dem kirchlichen Brauche stammt, und daß er wegen der Gleichheit des Termins und wegen der Ähnlichkeit der Vorgänge (Geschenk an Mutterkirche und Geschenk an Mutter) von dorthier auf einen weltlichen Brauch übertragen ist. Ins Gewicht für diese Anschauung scheint mir auch zu fallen, daß, soviel mir bekannt ist, der Name 'Mothers Day', der doch nahe liegt, nicht vorkommt. Wenn der Name

‘Mothering Day’ aber für den weltlichen Brauch Eingang fand, so konnte er leicht dazu führen, die Stellung der Mutter hervorzuheben und sie als Empfängerin eines in jener Zeit traditionellen Geschenkes auftreten zu lassen.

Dieses weltliche Fest, das beeinflußt werden konnte, ist ein Frühlings-sippenfest, wie es in den verschiedensten Ländern um diese Jahreszeit gefeiert wird.

Der zu Anfang mitgeteilte Bericht von Symonds aus dem Jahre 1644 scheint geradezu auf ein solches Sippenfest zu deuten, wenn er hervorhebt, daß an Mittfasten alle Kinder und Großkinder sich bei dem Haupt der Familie versammelten und ein Fest hatten. Nachklänge dieses Festes scheinen noch in späterem Brauchtum vorhanden zu sein: In der Nachbarschaft von Bearnley (Lancashire) machte man gewohnheitsmäßig Besuche bei Freunden und Verwandten, um den Figpie am Mothering Sunday mitzuessen (NQ 12 S. X (1922), 334), und im Swan-Inn in Wotton-under-Edge (Gloucestershire) veranstaltete die über 90 Jahre alte Wirtin für ihre Angestellten an Mittfasten ein Fest, zu dem diese Freunde und Liebste mitbringen konnten, wie es ähnlich auch in anderen Häusern der Fall gewesen sein soll¹⁾.

Aus Deutschland berichtet Witzschel (Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen [Wien 1878] S. 298) etwas Ähnliches vom Mittfastensonntag: ‘Die Häuser der Vorstadt und Georgenstraße, von denen das eine oder andere vielleicht nach alter Sitte mit grünen Tannenreisern verziert ist, sind guten Freunden, Bekannten und Verwandten, vormals auch ohne besondere Einladung, nach Brauch und Herkommen gastlich geöffnet; Kaffee und Schmelzkräpfel, das unvermeidliche Gebäck des Tages, werden den Besuchenden überall freigebig gereicht, denn man ist an diesem Sonntage überall auf Besuch und Kaffeegäste eingerichtet, und von manchem Hause lebt noch aus früheren Tagen der gute Ruf und Ruhm, zum Sommergewinn eine nicht gewöhnliche Hospitalität entfaltet zu haben, im treuen und dankbaren Gedächtniß der Leute.’ Ähnliche Mitteilungen Zs. f. d. Myth. 2, 103.

Bedeutsamer noch scheint mir ein Zeugnis aus der Wallonnie, das die Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne 3 (1933/34), 144ff. mitteilen. In den Bezirken Condroz und Hesbaye ist es eine Sitte, der man sich auf keine Weise entziehen darf, daß die Kinder die Eltern am ersten Fastensonntag, dem Tag des Grand Feu, besuchen: ‘on revient de sept lieues à la ronde pour manger le pain de son père et de sa mère.’ Und wenn die Eltern gestorben sind, findet der Besuch bei dem Ältesten der Familie statt. Die Eltern erwidern den Besuch an Lätare.

Wenn wir es bei der Zweiteilung des Besuches wohl mit der späteren Aufspaltung eines einheitlichen Vorganges zu tun haben, der ursprünglich an Lätare stattfand, so scheint doch aus den Nachrichten deutlich zu sein, daß es sich um ein Sippenfest handelt. Der Besuch der Kinder bei den

¹⁾ County Folk Lore. Printed Extracts Nr. 1: Gloucestershire, ed. by Edwin Sidney Hartland S. 20.

Eltern gilt als der wichtigste Vorgang, wie eine freundliche Mitteilung des Leiters des Museums, des Herrn J. M. Remouchamps, besagt. Für die Annahme eines Sippenfestes spricht weiter und besonders, daß nach dem Tode der Eltern das älteste der Geschwister an ihre Stelle tritt. Leider haben sich nach brieflichen Mitteilungen des genannten Herrn im gegenwärtigen Verlauf der Enquête weitere Tatsachen nicht ergeben.

In der Champagne findet ein solches Sippenfest den Abend des Fastnachtmontags statt, worauf mich André Varagnac freundlich hinweist¹⁾.

Nach allem möchte ich meinen, daß eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß ein weltliches Sippenfest im Frühling um Mittfasten bestanden hat, und daß auf dieses Sippenfest kirchlicher Mittfastenbrauch gewisse Einflüsse (Hervorhebung der Mutter) geübt hat. Wenn sich Ursprung und Entwicklung nicht mit Sicherheit klären lassen, so ist dies bei dem Alter des Brauches und der Unvollständigkeit der Überlieferung nicht zu verwundern, denn bestimmt geht der Brauch wohl in Zeiten, die weit vor der Reformation liegen, zurück.

Der Gebrauch des 'Mothering' ist in einem großen Teil von England verbreitet und hat sich vor allem im Südwesten von England und im südlichen Wales gehalten. Da aber auch einzelne Reflexe dieses Brauchtums im Norden und Nordosten auftreten, so wird man vielleicht annehmen dürfen, daß es sich bei dem jetzigen Gebiete des Brauches um ein Rückzugsgebiet handelt, und daß er früher weiter verbreitet war. Dafür könnte auch das sich immer mehr verstärkende Abklingen und Verschwinden des Brauches (Belege dafür bei Wright S. 43—45) sprechen.

Man hat von kirchlicher und weltlicher traditionsfreundlicher Seite vielfach Versuche gemacht, den alten Brauch wieder einzuführen, wo er vergessen war, und ihn neu zu beleben, wo er zu verschwinden drohte (Smith I, 13; 77—85). Seit 1914 existiert ein 'Mothering Sunday Movement', das von Miß C. Penwick Smith begründet wurde, und dessen treibende Kraft sie ist. Gewiß ist in England manches erreicht (Smith II, 28; 32ff.), gewiß ist die alte englische Feier des Mothering Sunday in einer Anzahl von Fällen auch in die englischen Kolonien gedrungen und hat selbst in Amerika (New York City 1925: St. Lukas, St. Peters, Smith II, 25f.) Eingang gefunden, aber das sind doch Einzelheiten, und wenn es sich um ein anderes Land als das so stark die Tradition pflegende England handelte, würde man diesen Versuchen kaum ein günstiges Prognostikon stellen. Aber selbst für England dürfte der Ausgang der Entwicklung doch zweifelhaft sein.

II. Muttertag.

Mit dem Eintritt in die neue Zeit begann man, je mehr der Brauch des Mothering in die städtischen Kreise drang, die alten weltlichen und kirchlichen Brauchformen, die den Kern der Handlung umrahmten, als

¹⁾ A. Varagnac, *Le Carnaval et les Feux de Carême en Champagne* (Châlons-sur-Marne 1935), S. 43f. (Frdl. brieflicher Hinweis).

altmodisch und nicht mehr zeitgemäß zu empfinden. Wohlmeinende, volks-erzieherisch eingestellte Persönlichkeiten suchten nun wenigstens die Idee zu erhalten, indem sie sie von den ursprünglichen Bestandteilen lösten: aus dem 'Mothering Day' wurde der 'Mothers Day'. An einem Sonntag im Jahr sollten die Kinder der Mutter den Dank für all ihre Liebe und Fürsorge aussprechen und ihr durch kleine Gaben eine Freude bereiten.

In dieser Gestalt trat dann der 'Mothers Day' seine Wanderung durch die Länder Europas und Amerikas an. Das erste Land, in dem wir die neue Form des Muttertages finden, sind die Vereinigten Staaten von Amerika¹⁾, wohin der Brauch, sicherlich von England aus, um 1910, also vor der Gründung des 'Movement' in England und vor dem Weltkriege gelangte. Welche Persönlichkeiten oder welche Kreise die Anregung gegeben haben, ist mir nicht bekannt, aber jedenfalls waren es nicht Volkskreise, sondern volks-erzieherische Kreise, wenn nicht gar die Geschäftswelt, die es taten. Nicht von innen heraus ist im Volke der Gedanke entsprungen, sondern von außen hereingetragen und wird auch als ein künstliches Machwerk empfunden. Das alte Mothering ist trotz seines vereinzeltten Auftretens in Amerika nicht einmal im Ausdruck bekannt: George Watson vom 'Historical Dictionary of American English' berichtet in einer durch Archer Taylor vermittelten Äußerung, daß in dem Material des Wörterbuches das Wort nicht verzeichnet sei, und daß auch verschiedene Freunde, die er befragt habe, es nicht kannten.

Gleichmäßig mit der Trennung vom alten Brauch löste sich der Mothers Day auch vom alten Termin des Mothering: Nicht Mittfasten, sondern der zweite Sonntag im Mai ist der Tag der Feier. Die Wahl dieses Tages ist sicherlich stark von dem Handel beeinflußt, der von der besseren Jahreszeit (Blumen!) eine Ausdehnung und Belebung der Feier erwartete.

In Amerika fand der Gedanke des Muttertages bald und verhältnismäßig leicht Eingang. Die volksfreundlichen Kreise nahmen ihn auf, die Zeitungen verbreiteten ihn, und vor allem machte sich die Geschäftswelt, die sofort die Möglichkeit neuer Absatzquellen durch die gegebenen Geschenke sah, mit Eifer daran, für seine Verbreitung zu werben. Eine Marke mit dem bekannten Bildnis Whistlers von seiner Mutter wurde herausgegeben. So wurde der Muttertag in gewissem Maße gefeiert, aber eigentlich populär ist er nach Archer Taylor nicht geworden.

Dem Handel kam der Appetit beim Essen, und er suchte sich einen gesteigerten Absatz dadurch zu verschaffen, daß er für die Feier eines 'Fathers Day' warb, der aber nicht so einschlug. Charakteristisch ist die Meldung einer amerikanischen Zeitung vom 14. Oktober 1937, die aus Manila das Folgende berichtet: 'Equal rights for fathers were recognized to day by President Manuel Quezon, when he abolished Mother's day. In its place he created Parents' day, the first Monday of December'²⁾.

¹⁾ Mitteilungen Archer Taylors (Chicago).

²⁾ Mitteilungen Archer Taylors.

Von Amerika aus suchte der Muttertag in seiner neuen Form auch in England, das ihn nach Amerika gebracht hatte, Eingang zu finden. Auch hier sollte er rein weltlich und nicht an Mittfasten, sondern am zweiten Maisonntag gefeiert werden. Aber diese Bestrebungen, die von der Geschäftswelt ausgingen, stießen auf den erbitterten Widerstand des 'Movement': in den Zeitungen setzte eine heftige Polemik ein, verwandte Organisationen wurden zur Unterstützung geworben, und das Ende war eine Verhandlung mit den Vertretern des Handels, die zu der Beibehaltung des alten Termins führte, nachdem die Vertreter des Movement zugesagt hatten, ihrerseits die Absatzinteressen des Handels wohlwollend zu fördern (Smith II, 11f.). Ein Waffenstillstand, von dem es aber zweifelhaft erscheint, ob er eine endgültige Fixierung auf Mittfasten zur Folge haben wird.

Wieder von Amerika aus drang der Muttertag dann nach Schweden, was durch seine Festlegung auf den Monat Mai wohl sicher erscheint, wenn es in Schweden auch nicht der zweite Maisonntag wie in Amerika, sondern der letzte Maisonntag ist. In Norwegen dagegen könnte englischer Einfluß vorliegen, da hier die Feier am ersten Februarsonntag stattfindet, welcher Termin Mittfasten näher liegt.

In Schweden¹⁾ ist der Muttertag 1919 von Frau Cecilia Bååth-Holmberg eingeführt worden, die, wie ihr Gatte, der Rektor der Volkshochschule in Tärna war, volksbildnerischen Kreisen nahestand. Am 26. Mai 1919 wird in Zeitungen berichtet, daß der Muttertag 'gestern' mit Festlichkeiten in Haus und Kirchen gefeiert wurde. Große Scharen seien zu den Kirchhöfen gewallfahrtet. Der Muttertag wird hier auch mit kleinen Geschenken von Blumen und Konditoreiwaren in weiteren Volkskreisen gefeiert. Die Zeitungen machen darauf aufmerksam, und die Papierläden stellen Karten her, auf denen der Mutter der Glückwunsch der Kinder ausgesprochen wird.

In Norwegen²⁾ dagegen, wohin der Muttertag ebenfalls 1919 drang, ist er kein allgemein begangener Festtag, trotzdem von seiten des Handels eifrig für ihn Propaganda gemacht wird.

In Dänemark³⁾ wird der Muttertag am zweiten Sonntag im Mai gefeiert und als Feiertag auch in den Kalendern genannt. Die Zeitungen machen jedes Jahr darauf aufmerksam, und man sagt, daß die Blumenhändler und Schokoladengeschäfte hinter der Agitation ständen. Es werden besondere Schokoladenschachteln und Blumengaben zum Muttertag in Kopenhagen hergestellt. Die dänischen Zeitungen berichteten schon im Jahre 1914, daß in Amerika ein neuer Tag aufgekommen sei: 'Jeder Mensch kaufe eine Blume, und die Einnahme daraus ginge an arme Witwen. Jeder, der eine Blume trage, solle an dem Tag seine Mutter besuchen, ihr ein Geschenk senden oder ihr Grab schmücken.' Damals war also die Sitte in Dänemark noch unbekannt. Und das Volk meint auch, daß die Sitte im Lande kaum 5 Jahre alt sei.

1) Mitteilungen C. W. v. Sydows (Lund) und H. Grüner Nielsens (Kopenhagen).

2) Mitteilungen Knut Liestøls (Oslo).

3) Mitteilungen H. Grüner Nielsens (Kopenhagen).

Nach Holland¹⁾ ist der Muttertag erst im Jahre 1932 gedrungen, und zwar ebenfalls von Amerika aus. Er findet am dritten Sonntag im Mai statt. Angeregt wurde hier der Brauch von dem Verein niederländischer Konditoren (Algemeene banketbakkersvereniging). Die Familie (die Kinder oder der Vater oder beide) schenkt der Mutter an diesem Tage eine Torte, meist mit der Aufschrift 'voor Moeder' in Zucker. Auch Blumen werden verwendet. Der genannte Verein hat statistische Angaben über die Verbreitung des neuen Brauches gesammelt, die also wohl zuverlässig sind und aus denen hervorgeht, daß er sich rasch einbürgert: 'ein rein kaufmännischer Einfall erweist sich also als fruchtbar für neues Brauchtum, wenn er auf richtigen Voraussetzungen beruht, d. h. in diesem Falle bei uns. Das Jahrhundert des (verwöhnten und idealisierten) Kindes (de eeuwe van het kind) soll nun einmal ein Ende nehmen, an dessen Stelle soll nun die Mutter treten. So wenigstens hört man den neuen Brauch vielfach begründen. Tatsächlich spielen wohl auch die schwierigen ökonomischen Verhältnisse wie der Umschwung in den pädagogischen Ansichten, wie er sich nach dem Weltkrieg zeigt, hier eine Rolle.

Außer in die Familie hat der Brauch auch in die Krankenhäuser und Wöchnerinnenanstalten Eingang gefunden. Die Konditoreien und wer sich sonst dazu veranlaßt fühlt, verabreichen an dem genannten Tage den mittellosen Wöchnerinnen gleichfalls Torten und Blumen.

Einigermmaßen komisch wirkt es — wenn ebenfalls nach amerikanischem Vorbild — nun auch Zigarrenfabrikanten und -händler wie Fleischer, offenbar verlockt durch den Erfolg der Konditoren, einen 'Vatertag' zu propagieren begonnen haben, und zwar zum erstenmal im Oktober 1936: der Vater soll mit Zigarren oder mit Würstchen beschenkt werden. Ob auch diese Anregung eine ebenso gute Aufnahme finden wird, muß die Zeit lehren, doch scheint mir ein Zweifel hier wohl berechtigt zu sein.'

In Österreich²⁾ ist der Muttertag durch die verstorbene Mutter des Altbundespräsidenten, Frau Marianne Heinisch, angeregt und durch die ihr nahestehenden Frauenorganisationen eifrig gefördert worden. Er wird am zweiten Sonntag im Mai gefeiert. In den Schulen wird auf den Tag hingewiesen, und es wird Anleitung zur Anfertigung von kleinen, von den Kindern selbst ausgezierten Glückwunschbriefen an die Mutter gegeben. Vor allem aber werden der Mutter Blumen geschenkt, und die Blumen-geschäfte suchen durch die Ausstattung ihrer Schaufenster und durch entsprechende Hinweise zum Kaufe anzureizen. Vielfach finden Friedhofsbesuche an diesem Tage statt. Auch in Österreich hat aber der Brauch mehr in den Städten und in den Kreisen der Intelligenz Wurzel gefaßt als unter der Landbevölkerung.

In Italien³⁾ dagegen hat der Muttertag in seiner allgemein verbreiteten Form keinen Eingang gefunden und ist hier durch den offiziellen

¹⁾ Mitteilungen J. M. N. Kapteyns (Groningen).

²⁾ Mitteilung von A. Haberlandt (Wien).

³⁾ Mitteilung von G. Vidossi (Turin).

‘Mutter- und Kindertag’ (Giornata della madre e del fanciullo) bis zu einem gewissen Grade ersetzt, der am 24. Dezember gefeiert wird, jedoch einen ganz anderen Charakter hat. Er bildet in Italien einen Teil der Maßnahmen der ‘Campagna demografica’ (Maßnahme zur Hebung des Volkszuwachses), und deshalb brauchen wir in diesem Zusammenhange nicht auf ihn einzugehen.

Über die Verhältnisse in Frankreich habe ich leider nichts in Erfahrung bringen können.

Nach Deutschland ist der Muttertag von Amerika gekommen, was aus der Gleichheit des Termins, des zweiten Maisonntags, hervorgeht. Auch hier ist er von volksfreundlicher und volksbildnerischer Seite nach dem Weltkriege eingeführt worden, und wesentlich ist für diese Einführung der immer wieder geäußerte Gedanke, die Mutter müsse gefeiert und ihr gedankt werden, da sie während des Krieges Unvergleichliches für das Vaterland und für ihre Kinder geleistet habe. Erst allmählich wird diese besondere Anknüpfung an den Weltkrieg fallen gelassen und eine mehr allgemeine Würdigung der Verdienste der Mutter um ihre Kinder in den Vordergrund gerückt.

Zu welcher genauen Zeit und von wem der Muttertag nach Deutschland gebracht ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Nach dem ‘Großen Herder’ (8, 856) ist seine Feier in Deutschland zuerst 1922 eingeführt worden und hat sich dann allmählich über das ganze Reich verbreitet. In Freiburg i. Br. ist seine Feier im Mai 1925 durch einen gemeinsamen Aufruf eines protestantischen und eines katholischen Geistlichen der Stadt angeregt worden, in dem wieder speziell auf die Tätigkeit der Mutter im Weltkriege Bezug genommen wurde. Von Baden aus ist der Muttertag dann auch in die Deutsche Schweiz gewandert, ohne jedoch tiefere Wirkung zu gewinnen. Mein verstorbener Freund Hoffmann-Krayer schrieb mir seinerzeit, er habe zuerst im Sommer 1933 von ihm Kenntnis erhalten.

Die Art der Einführung und der Verbreitung der Feier des Muttertages ist in Deutschland die gleiche wie in den meisten übrigen Ländern: volkerzieherische Kreise und Geschäftswelt, die einen aus idealen, die anderen aus merkantilen Interessen, suchen seine Feier möglichst zu verbreiten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Werbung durch den Handel die wirksamere war. Die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde¹⁾ zeigen deutlich, wie die Feier zunächst und hauptsächlich in den großen und mittleren Städten aufkommt und sich von da aus mit Verkehr und Handel weiter zu den kleineren Städten und auf das Land verbreitet. Warenhäuser und Einzelhandel sind die Werbezentralen, und sie werden darin von teils durch sie beeinflussten Zeitungen unterstützt. Es ist zunächst eine Angelegenheit städtischer bürgerlicher Kreise, und erst zögernd und allmählich nimmt auch das Land daran teil. Die Idee des Muttertages und seine

¹⁾ Ich verdanke ihre Mitteilung dem Leiter der Geschäftsstelle des Atlas, Herrn Erich Röhr (Nr. 33 und 34 der 2. Lieferung des ADV, 1937).

Durchführung im einzelnen (etwa das Blumengeschenk an die Mutter) hat eben in der Geisteshaltung der bäurischen Bevölkerung so recht keinen Platz, und seine Aufnahme setzt wohl eine gewisse Verstädterung des Volkes und seiner inneren Anschauung voraus. Nur so erklärt sich gegenüber den vorwiegend ländlichen Bezirken die starke Verbreitung des Muttertages in den Industriegebieten, die sich auf den Karten des Atlas wie ein breiter Gürtel vom Rhein über Mitteldeutschland bis nach Oberschlesien hinzieht. Der Süden zeigt eine ganz dünne Verteilung, und nur gewisse industrielle Bezirke, wie die der Pfalz und des Neckartales bei Stuttgart, zeigen auch hier eine dichtere Belegung, während andererseits ländliche Gegenden, wie etwa Oberschwaben, sich vollständig anders verhalten. Durch diese Tatsachen wird die Richtigkeit der vorgetragenen Anschauung erwiesen. Wie weit hier durch die offizielle Einführung der Feier im Jahre 1933 eine Wandlung schon hervorgerufen ist oder noch hervorgerufen wird, bleibt abzuwarten.

Wir haben hier den seltenen Fall, am lebenden Objekt das Schicksal der von oben her erfolgten Einführung eines neuen Brauchtums beobachten zu können, und deshalb ist es sehr wertvoll, durch die Aufnahmen des Atlas der deutschen Volkskunde vom Jahre 1932 (vor der offiziellen Einführung!) eine genaue Feststellung über die Tatsache und die Intensität der Verbreitung und die an der Feier beteiligten Volkskreise zu besitzen. Es wird für die volkswissenschaftliche wie soziologische Forschung in mehr als einer Richtung außerordentlich belehrend und in mancher Beziehung wegweisend sein, nach einer längeren, etwa zehnjährigen, Frist festzustellen, ob es gelungen ist, von außen her im gesamten Volke die Feier des Muttertages zu einem inneren Besitz zu machen oder ob es bei einer mehr äußerlichen, nicht in das eigentliche Wesen gedungenen Einstellung des Volkes zu diesem Brauche geblieben ist.

Zur Entstehung geschichtlicher Sagen.

Von Gustav Fr. Meyer, Kiel.

Es gehört zu den großen Seltenheiten, heute noch im Volke die Keimzelle für die Entstehung einer geschichtlichen Sage zu finden, mit Bestimmtheit festzustellen, wie ein sicher erfaßtes geschichtliches Ereignis der neueren Zeit die ersten Anfänge für eine sagenhafte Erzählung geliefert hat. Dagegen zu beobachten, wie das Gedächtnis des Volkserzählers für die geschichtliche Vergangenheit seines Volkes äußerst gering ist, wie eine weltgeschichtliche Tatsache in den Volkssagen von den Zügen ganz persönlicher und dörflicher Art erdrückt wird, das ist eine sehr häufige Erfahrung des Sammlers. Der Volkserzähler denkt immer zuerst an sich und seine Familie, er blickt nur selten hinaus über die Dorf- und Kirchspielgrenzen, immer steht in den echten Volkssagen die rein menschliche Denkungsart im Vorder-

grund, der stoffliche Inhalt schrumpft zur äußeren Umrahmung zusammen und tritt in den Hintergrund.

Nach solchen Erfahrungen war es für mich eine Überraschung, als ich in einem Falle, den ich hier mitteilen werde, nicht nur den Beginn einer Sagenentwicklung, ausgehend von einer bestimmten geschichtlichen Tatsache, sondern auch die Namen der Personen feststellen konnte, die Veranlassung zu der Entstehung einer „geschichtlichen Sage“ gegeben hatten. Was ich erzählen hörte, war der Beginn einer Sagenwanderung, vielleicht war ich der erste, dem der Bericht „weitererzählt“ wurde; denn von Familienangehörigen erfuhr ich hinterher, daß Großmutter ihnen diese „Geschichte“ noch nie erzählt habe.

Im Herbst 1929 saß ich bei einer 1853 geborenen Frau im Dorfe Heist bei Ütersen, Kr. Pinneberg. Sie erzählte, wie sie als kleines Mädchen oft zwischen den Knien ihres Großvaters gestanden habe, der ihr erzählte. Er war beim Tode Schills in Stralsund (am 31. Mai 1809) zugegen gewesen, das habe ihm scheinbar auf dem Gewissen gelegen, und er habe ihr mehrfach davon erzählt. Ich teile wörtlich mit, was die Frau mir sagte: „Mien Großvadder, mien Mudder eer Vadder, hett bi de Husarn deent. Dar is ok een Krohn ut Appen bi we'n, Großvadder weer een Lorenzen ut Leezen (Kr. Segeberg). Se sünd in Stralsund un ried mal lank de Straten. Do hett Schill mit sien Lüüd op'n Balkon staan, dat weet se awer nich. Do wiest de Mann, de achter Schill steit, de wiest op Schill un verraad em. Do sünd de beiden hen. Großvadder faat em in de Boß an, un do sünd de Orden to seen, un Krohn haut em den Kopp af. Se hebbt den Kopp awer nich kregen, den' hebbt Schill sien Lüüd behooln. — Großvadder hett naher noch ümmer Pension kregen, de muß he sik ut Pinnbarg haaln. He kreeg ok den Danebrogsorden, den' muß he ansteken, wenn he de Pension haaln dee. ‚Ik mag dar gar nich mit lank gaan‘, sä he denn.“

Das Sagenhafte dieser Erzählung wird zweifellos, sobald wir uns die geschichtlichen Ereignisse vergegenwärtigen¹⁾. Der von Schill erhoffte Volksaufstand war unterblieben, die Erhebung Dörnbergs unterdrückt, die Siege der Österreicher waren nicht eingetroffen. Schill hoffte, Stralsund ähnlich wie Kolberg halten zu können. Der dänische General Ewald, der auch holsteinische Reiter befehligte, mußte Napoleons Truppen verstärken und mit diesen zusammen Stralsund stürmen. Dänemark war Bundesgenosse Napoleons und Schleswig-Holstein damals noch in Personalunion mit Dänemark. Nach dem Sturm reitet Schill durch die Straßen. Holsteinische Husaren verfolgen ihn. Ein Offizier, ohne Schill zu erkennen, rief dem Reiter Krohn zu: „Husar, desarmiere ihn und nimm ihn gefangen!“ Schill verteidigte sich, erhielt aber von Krohn einen Hieb quer über das Gesicht. Schill sprengte weiter, schon unsicher zu Pferde sitzend. An einer Straßenecke standen holländische Soldaten und wuschen einem Gefangenen das Blut ab.

¹⁾ Vgl. Die Beteiligung der Holsteiner an der Bekämpfung Schills. „Die Heimat“ 19 (Kiel 1909), 262ff.; dort auch weitere Literatur.

Dieser sieht Schill, erkennt ihn und ruft unwillkürlich: „Da ist Schill!“ Die Holländer legen an, eine Kugel trifft Schill in den Hinterkopf und tötet ihn auf der Stelle. Wie es damals üblich war, plünderten die Holländer den Leichnam, nahmen Orden, Waffen und Kleider und brachten dann den Toten nach dem Rathaus. Am Tage nach dem Sturm drängten sich die dänischen und holländischen Offiziere in das Zimmer, in dem der Leichnam lag, und schnitten sich Büschelchen Haare von seinem Haupte, die sie wie ein Ordensband im Knopfloch trugen. Das Haupt Schills ward abgetrennt und in Spiritus aufbewahrt, um die von Jerome ausgesetzte Prämie von 10000 Franken zu erhalten. Die Summe wurde nicht ausbezahlt, weil man sagte, daß die Prämie sich nicht auf den Tod durch Soldatenhand im Kriege bezogen habe. Diese Prämie ist wohl der Grund gewesen, weswegen man darüber in Streit geriet, wer Schill getötet habe. Nach dem von Kopenhagen erlassenen offiziellen Bericht haben die holsteinischen Reiter Krohn und Lorenz beide behauptet, Schill getötet zu haben. Der Bericht entspricht nicht den Tatsachen. Bemerkt sei noch, daß damals in Schleswig-Holstein im Volke das deutsche Nationalgefühl noch nicht erwacht war. Die Teilnahme an der Erstürmung Stralsunds galt in weiten Kreisen für eine ruhmvolle Tat, die Tötung Schills für ein verdienstvolles Werk.

Was ich von der Erzählerin hörte, war ein erstes Wiedererzählen des Berichts ihres Großvaters, und damit war der erste Schritt einer auf Wanderung gehenden sagenhaften Ausschmückung getan. Ob Lorenzen seinen Bericht mit denselben Worten gegeben hat, ist nicht mehr festzustellen, anzunehmen ist aber, daß auch er nicht wahrheitsgetreu erzählte. In der Gegend von Ütersen haben vier Husaren einen Orden und eine jährliche Pension erhalten, schreibt der schleswig-holsteinische Historiker v. Osten¹⁾, weil sie, wie man sagt, Schill getötet haben. Die Volkssagen, die sich in ihren Dörfern bildeten, lauten aber so verschieden und zum Teil so unglaublich, daß gar kein Wert darauf zu legen ist. Mit Hilfe ihrer Phantasie entwarfen sich die Husaren ein Bild des Tages und glaubten später selber, daß die Sache sich so verhalten habe. Ein Sohn von dem Krohn aus Appen hat v. Osten folgenden schriftlichen Bericht gegeben: „Am Tage der Erstürmung Stralsunds war mein Vater Ordonnanz bei einem höheren Offizier. Als er mit seinem Vorgesetzten durch die Stadt reitet, sieht er einen feindlichen Offizier aus einer Sackgasse heraussprengen. Da derselbe einen Orden trug, so mußte mein Vater ihn für den Major Schill halten, weil den Soldaten gerade der Orden als Erkennungszeichen angegeben war. Auf Schills Haupt war aber eine hohe Prämie gesetzt. Der feindliche Offizier greift nach einer Pistole, doch kommt mein Vater ihm zuvor und gibt ihm einen Säbelhieb über den Kopf, daß er tödlich getroffen zu Boden sinkt. Mein Vater springt schnell vom Pferde, um ihm den Orden abzunehmen; aber schon haben die Holländer sich des Sterbenden bemächtigt. Meinem Vater gelingt es jedoch noch, dem Offizier die Sporen abzureißen. Die Holländer sollen den

¹⁾ Vgl. Major Schills Ende, „Die Heimat“ 7 (Kiel 1897), 8ff.

Leichnam ganz unkenntlich gemacht haben. Mein Vater erhielt später den Danebrogorden und eine jährliche Pension von 50 Reichstalern. Die Sporen habe ich nie gesehen, wahrscheinlich hat mein Vater sie in Kopenhagen abliefern müssen.“ Auch hier die sagenhafte Ausschmückung, da feststeht, daß Krohn in den letzten Augenblicken Schills nicht zugegen gewesen ist. In Appen hatte die Familie Krohn einen Hökerladen, heute ist sie von dort verzogen, und es wurde mir von einem Arbeiter im Dorfe erzählt: „Een von de Krohn harr Schill doodschaten, un se harrn darum de Gewerbe-freiheit kregen.“

Bei dieser Sagengruppe ließ sich auch feststellen, daß mythische Erlebnisse mit dem geschichtlichen Ereignis verbunden wurden. „Bi Lenste an’n Strand“, wurde mir 1926 im Kreise Oldenburg erzählt, „waan en Mann, de weer 1813 bi Schill in Stralsund mit bi weiß un harr’n Hoot voll Banknoten mit to Huus bröcht. Na den’ sien Huus schull de Draak rintrecken. De meisten Lüüd harrn dat seen, he weer so lang weiß as en Willboom. Dat weer de Düwel, sä’n se, de wull em haaln.“ Also eine Verbindung mit der Sage vom geldbringenden Hausdrachen.

Solche Verschmelzungen beweisen, wie im Volke geschichtliche Ereignisse von überkommenem Glauben überschattet werden, wie also die persönliche Denkungsart beim Volkserzähler als Triebkraft des Erzählens den Vorrang behält.

Das zeigt auch folgende Erzählung eines Kriegsteilnehmers von 1870/71: „Prinz Friedrich Karl hett’n Knoop an de Uniform hadd, wenn he den’ drei’n dö, weer he unsichtbar. Dar ist noch een so’n weiß, un as se vör Metz liggt, dröppt de em in de Stadt. De Prinz is awer to seen weiß, he hett in Gedanken verkeert dreit hadd. „Königliche Hoheit, drehen!“ seggt he. Do dreit he, un do is he weller unsichtbar.“

Das beweisen auch die zahlreichen Erzählungen, in denen in irgendeiner Weise vom Weltkrieg die Rede ist; es sind vielfach „Vorspukgeschichten“. Drei Beispiele seien hier noch mitgeteilt:

„Twe Monat vör den Krieg liggt Großvadder Krabbenhöft in Jevensstedt (Kr. Rendsburg) in’n Bett, un do röppt he mien Großmudder to: „Wo kaamt bloß all de Soldaten her? Se pedd uns jo all dat Korn daal!“ Twe Monat naher harrn wi den Krieg“ (1926).

„De ewige Juud is ok mal över Fehmarn gaan. Dat is’n lütten Mann weiß, he hett’n lang’n Rock an hadd, un de witten Haar hebbt em öwer de Schullern hung’n. He hett von den Krieg vertellt: De Minschen wörn to üppig, hett he seggt, un Düütschland wör rünner kamen, awer weller hoch. Dat Bloot wör fleten, so as dat Water in’n Rönnsteen löppt. Mien Swiegermudder sä dat al vör den Krieg. Se harr dat von eer Großmudder höört, as se sößtein Jaar oold weiß weer. „Wenn dat waar ward“, harr se seggt, „denn warr ik nich meer leben“, un se is ok al vör den Krieg dood bleben“ (1927).

„Jo, ick ging doch een Obend — dat is so woor, as ick hier sitt —. Dat weer op Tondern-Nord. Dor keem een grote Flamm op, öwer Rosinenfeld. Ick worr nich bang, ober ick dach, dat schull woll brennen. Ick keem in

un sã to Vadder: ‚Paß op, dat schall dor woll brennen!‘ Denn keem de Krieg, und man munkel dorvun, dat de Flughalle bu’t warrn schull. Ick sã to Vadder: ‚Ick kann di genau segg’n, wo se liggen schall und dat se brennt.‘ Und richtig, se brennt! Wi hemm dat jo all seen.“ (Aufgez. 1932 von Bruno Ketelsen in Leck, Schleswig.)

Lied aus einem Album Amicorum (1595—1603).

Von Elizabeth Mincoff-Marriage, Krasno Selo (Bulgarien).

Ich kan und mach nicht frolich syn
in mynem herten
draegh ich gross smertzen
und sware pyn.

ellendlich ben ich des troest ich mich
Want na den regen
gift godt synen segen
den sonnen schyn.

Wie sal dan dragen die sware pyn
Wie sal das sagen
das ich moess dragen
das vngeluck myn.

Die my auf erden is lieb und werdt
Die moess ich meyden
und von haer scheiden
in cortzer zeyt.

Wie is das scheiden so sware pyn
Als anderen schlaffen
so moess ich wachghen
und trorich syn.

ich moess aflaen und scheiden daer van
ich bin verdrongen
tis mir mislongen
ich ben schabab.

Schoen lieb was haeb ich dir zu leit gedaen
das ir euch seluer
habt auer gegeben
moest orlof han.

Maer gedenckt den zyt der is nicht weit
Doen ghy es saget
mir lieb zu haben
by wiwer Eher.

Feynss lieb das haben der cleffer gedaen
die auster massen
ons seer doen haessen
und synen ons gram.

Ellendlich ben ich des troest ich mich
want na den regen
geeft godt synen segen
eenen sonnen schyn. finis

Sy pour fydelle on peruient j'espere Guillaume de Furstenburch.

Das Lied steht in der Douce Handschrift 221 der Bodleian Bibliothek zu Oxford, und zwar auf den Blättern 215 und 215^{vo} des Albums der Theodora van Wassenauer en Dwenvoerden 1595—1603, wie auf dem Deckel steht, oder Duenvoorde, wie es im Album heißt. Der Grenzdialekt des Liedes erinnert an das Gelderländische der Weimarer Liederhandschrift.

Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hat sich die erste Strophe in Deutschland im Volksmund gehalten (s. Erk-Böhme Nr. 766). Spätere Fassungen des Liedes haben sogar diesen Berührungspunkt verloren und fangen meist an „Schatz, mein Schatz, geh nit so weit von hier“, s. Marriage, Volkslieder aus der Bad. Pfalz (1902) S. 203; Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (1896) Nr. 251.

Ist der Neck ein schwedisches Naturwesen?

Von Tobias Norlind, Stockholm.

I.

Im schwedischen Volksglauben nimmt der Neck eine hervorragende Stellung ein. Es gibt eine Menge Necksagen, die überall im Lande verbreitet sind und noch im Volke leben. Gerade dies starke Hervortreten einer ganz individuellen Göttergestalt hat zur Folge gehabt, daß der Neck mit den alten Göttern der Wikingerzeit identifiziert worden ist. Besonders scharf wurde diese Gleichung von Olof Rudbeck im „Atland“ (1672) betont. Auffallend ist aber, daß die isländischen Sagen nicht von ihm sprechen¹⁾. Wenn er also tatsächlich als Gottheit verehrt worden ist, muß dies nach der Wikingerzeit geschehen sein. Sicher hat der Neck keine besondere Anbetung vor der ersten Christenzeit genossen. Wohl war dem Volke ein allgemeiner Wassergeist vor dieser Zeit bekannt, aber eine allgemeine Bedeutung gewann er erst nach der Wikingerzeit. Da er aber stets als Heidengott beschrieben und als solcher dem Christentum gegenübergestellt wird, muß die erste Ausbildung der Necksagen vor der Christenzeit erfolgt sein. Es bleibt also nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß seine allgemeine Verehrung erst der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum, also der Zeit etwa um 1100, angehört²⁾. Das wird um so wahrscheinlicher, als die christlich gefärbten Sagenfassungen überwiegen; es läßt sich auch durch Vergleich mit anderen Naturgeistern erhärten. Der Neck wird nie mit den Riesen und Zwergen zusammengestellt. Der Donnergott Thor, der in ewigem Streit mit den Riesen lebt, steht ihm völlig fern. Auch im nördlichen Schweden, wo das Volk viel von Berggeistern („Troll“) spricht, tritt der Neck mit diesen nie in Verbindung; er hat mit den anderen, uralten Geistern nichts gemein.

Im rein schwedischen Volksglauben tritt er sehr wenig zusammen mit den Elfen auf. Nur ganz zufällig wird von dem Neck als Spielmann der Elfen gesprochen. Als Naturwesen steht er individuell für sich und verbindet sich weder mit den anderen Geistern noch mit den Menschen. Fast alle Necksagen bilden eine einheitliche Gruppe für sich. Dies spricht auch für eine späte Entstehung dieser Sagen³⁾.

Der Neck ist als Musikgott Instrumentenspieler. Von seinem Gesang ist wenig die Rede. Die alten Berggeister blasen Flöte oder Horn („lur“), nur der Neck spielt ein Saiteninstrument. Sein Instrument ist die Harfe,

¹⁾ Über die Wassergottheiten der isländischen Sagen s. E. Mogk in Pauls Grundr. d. germ. Phil. 3² (Straßburg 1900), 298ff.

²⁾ Mogk ist der Meinung, daß bei fast allen Dämonen nur der Typus alt ist; „die Ausbildung der einzelnen Formen und Gestalten dagegen gehört einer späteren, zum Teil der christlichen Zeit an“ (a. a. O. S. 302).

³⁾ Über die Necksagen in Schweden und den Nachbarländern vgl. meine Studie: „Dans och musik i svensk folktro“, Studier i svensk folklore (Lund 1911, Prof. J. Bolte zugeeignet).

das Modeinstrument der Minnesängerzeit. In Schweden fällt der allgemeine Gebrauch dieses Instrumentes etwas früher: 1000—1200. Nach dieser Zeit ist die Fiedel gewöhnlicher; der Neck nimmt sie gleichfalls auf und wird ein Meister der Fiedler. Auch in musikalischer Hinsicht ist also der Neck in die Übergangszeit zu stellen — um 1100.

Auffallend ist ebenso, daß die Nachbarländer ganz andere Schilderungen seines Auftretens aufweisen. Die altdänischen Landschaften (Schonen u. a.) haben nicht dieselben Sagen wie die altschwedischen¹⁾. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß die typischen Necksagen in einer Zeit entstanden sind, wo das für ganz Skandinavien Gemeinsame sich zu trennen begann. Dies national-schwedische Bewußtsein tritt im 12. Jahrhundert besonders stark hervor.

Wir müssen also den scharf ausgeprägten Neckglauben in die Zeit um 1100 verlegen. Durch diese historische Feststellung erhalten wir auch einen bestimmten Ausgangspunkt für die weitere Ausbildung der Necksagenkreise.

II.

Wer ist der Neck? Ganz gelöst von allen Sagenmotiven hat der Neckglaube folgenden Kern: ein Wassergeist, der sich in Seen, Flüssen, Wasserfällen, unter Brücken, bei Wassermühlen aufhält, erscheint und seine Musik hören läßt. Er sucht keine Verbindung mit den Menschen, ist ein Greis — klein von Gestalt, mit langem Bart —, lebt allein für sich und tritt nur dann böseartig auf, wenn er gestört wird. So kann er nicht zu den kollektiven Geistern, wie den Elfen, gezählt werden; er gehört den dämonischen Naturgeistern an. Da er nicht jung ist, hat er auch keine erotischen Neigungen; die Mädchen meidet er, hat überhaupt keinen Verkehr, weder mit anderen Geistern noch mit den Menschen²⁾.

In dieser Urgestalt ist er kein ausschließlich schwedischer Geist. In Deutschland ist er ebenso bekannt wie bei uns; er hat dort sogar fast denselben Namen: der Nix³⁾. Dieser ist ein alter Mann mit langem Bart, klein von Gestalt, und lebt einzeln. Die Roßgestalt, die er oft annimmt, tritt

¹⁾ Die dänischen Sagen sprechen weit mehr von See- und Meerfrauen, die Kühe haben. Die Meersagen haben überhaupt einen anderen Charakter als die Necksagen, die sich hauptsächlich mit Binnenseen, Flüssen und Teichen beschäftigen. Für die dänischen Wasserwesen s. J. M. Thiele, Danmarks Folkesagn 2 (Kbh. 1843); E. T. Kristensen, Jyske Folkesagn (Kbh. 1876) und Danske Sagn (Aarhus 1892 bis 1901). Für die Sagen aus Schonen s. E. Wigström, Folketro och sägner (Sv. Landsm. VIII: 3). Vgl. auch T. Norlind, a. a. O. S. 94—98. Für Norwegen s. A. Faye, Norske Sagn (Arendal 1842. 2. Aufl.). Die finnischen stimmen mehr mit den schwedischen überein, da ja Finnland zu Schweden gehörte.

²⁾ Mogk (S. 301) versetzt auch den Neck (Nix) unter die Dämonen und scheidet scharf zwischen Nixen und Elfen. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube (Berlin 1900) S. 48ff. behandelt den Nix für sich und will nur eine gewisse Verbindung zwischen dem männlichen Nix und „den weiblichen Nixen“ schaffen. Der Nix „lebt meist einzeln“, die Nixen „sind geselliger“.

³⁾ Über die Namen s. Norlind S. 99. Die Wurzel ist sanskr. nij „waschen“ (nir-nekos, „sich waschen“), indoeur. nā „fliesen“, niq neiq „Waschung“.

weniger in Altschweden auf, ist aber sehr gewöhnlich in den altdänischen Landschaften (Schonen). Er ist böseartig, wenn er gestört wird, kann aber auch Glück bringen und ist manchmal ein guter Helfer in Not. Nur in einer Hinsicht ist er von dem schwedischen Neck verschieden. Der deutsche Nix ist unmusikalisch, er ruft und schreit (seine Stimme ist ähnlich der des Pfaus, also sehr unmelodisch¹), der schwedische Neck ist aber immer mit Musik verbunden. Es scheint sogar, als ob die Musik die Hauptsache wäre, und er nur Träger der musikalischen Laute, die sich in der Natur hören lassen²).

Dieser musikalische Zug wird auch in der weiteren Ausbildung das Hauptmotiv aller Sagen. Der Neck muß also auf schwedischem Boden eine lokale Färbung erhalten haben. Wann dies geschehen ist, läßt sich nicht feststellen; da er nur im Zusammenhang mit der Musik erscheint, ist auch sein Auftreten in Schweden nur denkbar mit diesem Attribut. Ich habe im vorigen Abschnitt zu zeigen versucht, daß der Neck seine individuelle Gestalt in der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum erhalten hat; das musikalische Element ist also wohl auch damals hineingekommen; begann doch um diese Zeit (1000—1200) sich die Musikkultur in Schweden zu entwickeln. In dieser Periode entstanden die ersten Balladen, Schweden kam in Verbindung mit der englischen und französischen Hochkultur und lernte die neuen Instrumente kennen. Die Harfe wurde Modeinstrument, und der Neck folgte der allgemeinen Strömung.

III.

Mit den Anfängen des Christentums in Schweden treten die ersten scharf umgrenzten Necksagen hervor: der Neck wird Lehrer der Musik. Die Spielleute gehen zu ihm und erhalten Unterricht im Spielen. Er bildet viele tüchtige Spieler aus, und wenn ein Spielmann seine Kunst recht beherrscht, sagt man, daß er die guten Kenntnisse beim Neck erworben hat. Wenn man aber Unterricht haben will, muß man auch Lehrgeld zahlen. Mit gewöhnlichem Geld geht dies nicht, er will die Seele als Ersatz, und der Spieler muß sich ihm verschreiben. Nach gewisser Zeit fällt er dem Neck zu, wenn er nicht klug genug ist, seine Fessel zu brechen. Der Neck tritt also als ganz gewöhnlicher Verführer auf, er will eine Seele fangen. Suchen wir nach einer Ursache, wie der Neck diesen Charakterzug erhalten haben kann, so finden wir leicht, daß er ihn bei den Christen erworben haben muß. Der

¹) Über Nix und Nixen in Deutschland s. Wuttke S. 49. Daß der Nix Opfer fordert und Liebschaften hat, kommt sowohl in Deutschland als in Schweden vor, ich glaube aber kaum, daß diese Eigenschaften ursprünglich sind. Liebschaften und „zärtliches Tändeln“ ziemt nicht einem Greis.

²) Wir müssen zwischen Nix und Nixen scheiden. Die Nixen in Deutschland lieben, wie fast alle elfischen Geister, Musik und Tanz. Vielleicht liegt auch hier eine Verwechslung vor. Die Elfen haben nach schwedischem Glauben den Nix (Neck) als Tanzführer und Spielmann. Daß dies ein später Zug ist, ist klar, da ja in allen jüngeren Sagen der Neck mit den Spielleuten zusammengeht. Der Neck ist später auch geselliger geworden. Aus dem Neck schon von Anfang an eine Spielmannsfigur zu schaffen, paßt nicht zu seinem Einsiedlerleben.

Teufel geht unter den Menschen umher und sucht Seelen. Er schließt einen Vertrag mit dem armen Gefangenen, verspricht Reichtum und Macht, nach einer gewissen Zeit muß der Mensch ihm gehören. Der Neck wird ein Teufel. Als solcher nennt man ihn deshalb beim Volke „Hin“, „Gammel Erk“, d. h. Teufel. Ein rechter Universalteufel wird er aber nie. Er hat sein Sondergebiet: die Musik. Alle anderen Leute läßt er in Ruhe, nur die Spielleute will er haben.

Es ist leicht zu erkennen, wie und wann dieser Sagenkreis entstanden ist. Zu einer Zeit, da die Geistlichkeit stets von Verbindungen mit dem Teufel sprach, lag es nahe, auch den Neck mit diesem neuen Geist gleichzusetzen. Vielleicht sind es die Priester selbst, die diese Deutung verbreitet haben. Noch im Katechismus des 18. Jahrhunderts stand, daß alle Naturgeister, „wie Necke, Elfen u. a.“, Teufel wären. Ist der Neck aber ein Teufel, so muß er auch denselben Wirkungskreis haben. Der erste Necksagenkreis muß also zu der Zeit entstanden sein, wo das Christentum festen Fuß gefaßt hatte. Dies geschah im 12. und 13. Jahrhundert, jedenfalls nach 1100.

IV.

Eine neue Entwicklung bezeichnet der Sagenkreis, der mit der Tanzwut zu tun hat. Der Neck spielt zum Tanz auf, und alle müssen tanzen, bis sie ins Wasser fallen. Seine Schüler, die Spielleute, haben dieselbe Macht, alles zum Tanz zu zwingen: keiner kann aufhören, alle folgen dem Spielmann und werden zu einem Wasserlauf oder einem Teich geführt, wo sie ertrinken. Der Spielmann hat selbst keine Macht, den Zauber zu lösen, er muß bei der „Neckmelodie“ den Tönen folgen und gehört also mit Leib und Seele dem Neck. Einige müssen tanzen, bis sie tot hinfallen, manchmal noch länger¹⁾.

Wir kennen schon alle diese Sagen, oder sollen wir sagen: diese Wirklichkeitsschilderungen. Sie gehören in die Zeit der großen Seuche, des „schwarzen Todes“. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an beginnt die Tanzwut, und ganz Deutschland verfällt dieser Krankheit. Bis an das Ende des 15. Jahrhunderts hören wir von den schrecklichen Wirkungen. Die Chroniken berichten von Johannistänzern, Veitstänzern und vielen anderen²⁾.

Die Geistlichkeit sprach wieder von dem Teufel als Tanzführer. Wir wissen nichts von dieser Tanzseuche in Schweden, jedenfalls kann sie nicht

¹⁾ Über Tanzsagen in Schweden s. Norlind S. 119—134; dort auch entsprechende aus anderen Ländern. Über die musikalischen Eigenschaften der Neckmelodien s. meine Studie: Hur gammal är den svenska folkmusiken, Svensk tidskr. f. musikforskning 1930; auch in meinem Buch: Svensk folkmusik och folkdans (Sth. 1930). Kleine Aufsätze über dasselbe Thema u. a. bei C. Engel, Musical myths and facts 1 (Lond. 1876).

²⁾ Vgl. F. M. Böhme, Gesch. d. Tanzes in Deutschland (Leipzig 1886) S. 40—44. Mehrere von diesen Berichten kommen fast wörtlich in den schwedischen Necksagen wieder, so z. B. in den Hälsing-Sagen von Hanebo: Runa 1865, 62; Engelke, Hälsingesånger S. 42 u. a.

so bösartig gewesen sein. Das Volk hörte aber davon und setzte sofort den Tanz mit dem Neck in Verbindung. Hier tritt wieder ein Lokalzug ein: Die deutschen Berichte erzählen gar nichts von der Musik, die ist eine Nebensache. Nur hin und wieder wird das Instrument erwähnt — meist ein Dudelsack. In Schweden aber ist die Musik die Hauptsache, die zwingende Melodie bewirkt alles. Es gibt sogar besondere Neckmelodien, die die Spieler nicht zu Ende spielen wagen. Die Sagen leben auch, und überall wird erzählt, wie ein Spielmann die Neckkunst beherrscht. Die Tanzwut kann zu jeder Zeit beginnen, wenn der Spielmann unvorsichtig genug ist, wenn er zu viel getrunken hat oder sich rächen will.

V.

Ich habe die Sagenkreise verfolgt, die sich von 1100 an bis in das 15. Jahrhundert hinein entwickelt haben. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen. Der Neck ist zuletzt christlich geworden. Er sehnt sich nach Erlösung („förlösning“), singt klagende Psalmen (lutherische Lieder), ermahnt die Leute, in die Kirche zu gehen, fromm zu leben und viel zu beten¹⁾. Als Heidengeist muß er aber noch immer in Konflikt mit der Geistlichkeit kommen. Der Pfarrer hört seine klagenden Lieder und vernimmt, wie er um Erbarmen fleht. Er kann ihm aber keine Erlösung schaffen, er muß ihn verdammen. Der arme Neck kann nur durch ein Wunder gerettet werden. „Eher soll dieser trockene Stab grünen, als du erlöst werden kannst“, sagt der Pfarrer. Erst als das Wunder geschehen ist, darf er hingehen und den Segen über den Heidengeist sprechen.

Dieser Sagenzug ist äußerst verbreitet und lebt noch fast überall in Schweden. Äußerlich genommen kann dieser Zug als einheimisch angesehen werden. Dennoch knüpft diese Sage unmittelbar an deutschen Stoff an. Im 16. und 17. Jahrhundert war ein Tannhäuserlied viel verbreitet und wanderte nach Norden. Wir kennen zwar keine schwedische Fassung des Liedes, aber mehrere dänische (die älteste ist 1684 gedruckt). Die Tannhäusersage in Deutschland hat auch das Motiv von dem Stabwunder. Hier ist es der Papst selbst, der die Verbannung ausspricht:

Der Papst hat ein Stäbchen in seiner Hand,
Das war sich also durre:
Als wenig das Stäblein grünen mag,
Kummst du zu Gottes Hulde!²⁾

Es ist aber sehr bezeichnend, wie die Sage in Schweden umgebildet wird. In der deutschen Sage sind es zwei Motive, die ineinander gewoben sind.

¹⁾ Der Neck als frommer Mann in Verbindung mit der Geistlichkeit ist ausführlich behandelt von mir a. a. O. S. 148—161: Näcken och Kristendomen. Dort auch über die Tannhäusersage in Skandinavien.

²⁾ Erk-Böhme, Liederhort Nr. 17a V. 20. Fassung aus d. J. 1515. Dort auch andere deutsche Fassungen (Nr. 17, 18); vgl. auch Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 21 und Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 297. Holländische Tannhäuserlieder bei Hoffmann, Niederl. Vkl. Nr. 4 und Willems, Oude vl. Ld. Nr. 51. Aus der Schweiz: Tobler, Schw. Vkl. Nr. 19.

Das eine gilt dem reuevollen Tannhäuser, der nach Rom gegangen ist und ohne Versöhnung mit der Kirche zurückkommt, um den Venusberg noch einmal aufzusuchen. Die Grundidee ist also: die Verbindung mit einem Bergweib ist eine zu große Sünde, als daß sie verziehen werden könnte. Das andere Motiv ist ganz protestantisch gefärbt. Es gilt da zu zeigen, daß der Papst und die katholische Kirche keine Macht hat, die Seelen zu binden und zu lösen:

Drum soll kein Pabst, kein Kardinal
kein' Sünder nie verdammen;
Der Sünder mag sein so groß er will,
kann Gottes Gnad erlangen¹⁾.

Die schwedische Sage kennt diese beiden Konfliktmotive nicht. Der Neck hat nichts verbochen, auch ist er kein Mensch, es kann ihm also weder verziehen noch kann er von Schuld befreit, sondern nur außerhalb des kirchlichen Schutzes gestellt werden. Der Pfarrer erklärt auch nur, daß er als Heide oder Naturgeist nicht „erlöst“ werden kann. Ebenso fällt das zweite Motiv weg, denn der Pfarrer kommt wieder und bekennt, daß er gefehlt hat, und verkündet dem Neck die Versöhnung. Nur die ganz menschliche Vermahnung schließt die Sage (Luk. 6; 36): „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt, vergebet, so wird euch vergeben.“

Wenn die schwedische Sage also die beiden Konfliktmotive entbehrt, so ist es eine ganz andere Auffassung, die hier durchbricht. Der Neck ist ein Gott der Töne, die Hauptbedeutung liegt daher in der Musik. Sie steht als Kunst über aller religiösen Parteibildung, Heide oder Christ ist Nebensache. Als universelle Macht spricht sie ihre eigene Sprache unter den Menschen. Die Sage will nur zeigen, wie die Allmacht über die menschliche Kurzsichtigkeit siegt. Als Konfliktmotiv ist das völlig unbrauchbar, denn daß der Neck mit der Kirche versöhnt wird, ist keine praktische Lösung. Wir erfahren nicht, wie der Neck nachher sein Leben führen soll. Er ist wie vorher der fromme alte Mann, der in Frieden mit allen Menschen lebt²⁾.

Ich habe die einzelnen Sagenkreise historisch einordnen wollen. Uralt ist der Wassergeist, der allein für sich lebt, also zeitlich ungebunden. Dieser Mann erhält eine gewisse Hauptbeschäftigung, kulturell ausgedrückt: bekommt einen Beruf, und dadurch ist er auch in das Kulturleben eingestellt. So muß er in das soziale System eingeordnet werden, er wird einer von jenen im mittelalterlichen Kulturleben zahlreich auftretenden Kleinteufeln, der sein Amt gegen Lohn verwaltet. Mit der großen Seuche bekommt er

¹⁾ Erk-Böhme Nr. 18a V. 15.

²⁾ Dänische Necksagen mit dem Erlösungsmotiv s. T. Kristensen, *Danske Sagn* 1, 190; Thiele, *Danmarks Folkesagn* 2, 243; dort aber ist es ein Berggeist. Über Erlösungssagen in Irland und Schottland s. Grimm, *Irische Elfenmärchen* (hsg. v. J. Rutz) p. LXXXVII u. LIV. Alle diese haben aber nicht das Motiv mit dem grünen Stab. In den englischen Sagen sind es Wassergeister (Elfen). Die irischen Wassersagen sprechen viel von Musik, mit den schwedischen Necksagen haben sie aber sehr wenig gemeinsam.

noch eine Wirksamkeit, als Tanzführer. Zuletzt, am Ende des Mittelalters, wo alle Ämter schon von der Kirche belegt sind, bleibt ihm nichts anderes übrig, als Seelsorger zu werden — Hilfspfarrer sollten wir vielleicht sagen. Hinter allen diesen allzu menschlichen Berufen tritt aber ein ganz anderer Gedanke hervor. Der Neck ist die Inkarnation der Musik in allen ihren Erscheinungsformen. Das Volk hat in seiner Person seinen Glauben von der Allmacht der Töne ausdrücken wollen.

Ich komme nun zuletzt zu der vorangestellten Frage: Ist der Neck ein schwedisches Naturwesen? Ich darf die Frage mit ja beantworten. Es gibt Musiksagen bei jedem Volk, auch Wassergeister¹⁾. Ich kenne aber kein Volk, das so folgerichtig alle musikalischen Sagen unter eine bestimmte Hauptpersönlichkeit einordnet, auch kein Land, das alle Erscheinungsformen der Musik so fest an ein Naturwesen bindet. Es kommt noch die große Bedeutung dieser Sagen hinzu. Neben den Necksagen sind alle anderen Natursagen nur Seitengebilde. Das Volk hat in seiner Person seine besten Gedanken ausdrücken wollen: Der Neck ist Hauptgott eines ganzen Volkes geworden.

Die Musiksagen Schwedens gehören einer bestimmten Kulturepoche an. Sie sind im Laufe von rund 500 Jahren entstanden. Es kann kein Zufall sein, daß gerade in derselben Zeit die scharf ausgeprägten Volkslieder entstehen. Beide zusammen, die Sagen und die Lieder, beweisen, was die Musik einem Volk schenken kann: Segen und Frieden mit der ganzen Welt.

Kunstmärchen im Volksmund.

Von Friedrich Ranke, Breslau.

In meinem Literaturbericht über die Märchenforschung der Nachkriegszeit²⁾ habe ich von einigen der von Frau Hertha Grudde in hochdeutscher Fassung herausgegebenen Ostpreußischen Märchen³⁾ vermutet, es handle sich bei ihnen um sehr junge Neudichtungen. Daß ich damit auf der rechten Fährte war, wurde mir bald darauf durch meine Schülerin Frl. Dr. Gertrud Weigert (Elbing) bestätigt, die mich darauf hinwies, daß zwei der von mir als besonders verdächtig angeführten Erzählungen aus dem „Neuen deutschen Märchenschatz“ stammen, der im Jahre 1905 als Ergebnis eines Preisausschreibens der „Woche“ erschienen ist⁴⁾. Tat-

¹⁾ Über Musiksagen hat, neben den vorher erwähnten, auch E. Felber geschrieben: Die Musik in den Märchen und Mythen der verschiedenen Völker. Rep. of the fourth Congr. of Int. Mus. Soc. (London 1911) S. 167—178. Siehe auch die beiden Bde. von C. Engel: Musical myths and facts. London 1876.

²⁾ Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 14 (1936), 246ff.

³⁾ Ostpreußische Märchen und Geschichten, gesammelt und aus dem Plattdeutschen übers. von Hertha Grudde, hrsg. von Gustav Grannas. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer, 2 Bändchen o. J. (1932).

⁴⁾ Neuer deutscher Märchenschatz. 7. Sonderheft der Woche. A. Scherl, Berlin o. J. (1905).

sächlich entstammen, wie ich dann feststellen konnte, insgesamt 6 Nummern der Gruddeschen Märchen dieser Sammlung. Zwischen G (Grudde) und M (Märchenschatz) bestehen folgende Gleichungen:

1. G 1, 5 „Die Königstochter mit den Entenfüßen“ = M 7 „Die Prinzessin mit den Entenfüßen“ von Anna Bethe-Kuhn (geb. 1876 in Straßburg i. E.)¹⁾.

Der junge König sieht um Mitternacht am Teich die schöne Prinzessin, findet sie nach langem Suchen wieder und heiratet sie trotz ihrer Entenfüße.

2. G 1, 22 „Vom Bettel-Ei“ = M 120 „Das Bettel-Ei“ von Eugenie Rosenberger.

Der junge König darf keine Frau nehmen, die nicht wie seine Mutter einen „Herzvogel“ hat. Neun Prinzessinnen werden aufgefordert, ein von ihnen erbetteltes Ei auszubrüten; das arme Goldchen als zehnte brütet den Zaubervogel aus und wird Königin.

3. G 1, 54 „Das — und weiß nicht was“ = M 33 „Die Geschichte von Das — und weiß nicht was“ von Joh. Christ.

Der böse König macht dem Jäger das von ihm gewonnene Schwanenmädchen streitig und verlangt von ihm „Das — und weiß nicht was“ (einen im Eismeer verborgenen Zauberspiegel). Der Jäger erringt den Spiegel mit Hilfe der Schwestern seiner Braut (Königin der Tiere, Vögel, Fische).

4. G 1, 64 „Von einem Bauernjungen“ = M 47 „Vom einfältigen Büblein“ von Else Gernet.

Vergeblich versuchen Könige, Prinzen und die beiden älteren Brüder des Bauernsohnes, die kranke Prinzessin von ihrer Sehnsucht zu heilen und dadurch zur Frau zu gewinnen. Es gelingt dem dritten Bauernsohn (dem „einfältigen Büblein“ M), indem er sie Kartoffeln hacken und Schweine hüten läßt und sie am dritten Tag in sein Elternhaus mitnimmt, ihr lustige Rätsel aufgibt und sie so drei Tage lang ihre Sehnsucht vergessen macht.

5. G 1, 72 „Von der Katze Trips Triller“ = M 36 „Tripps Trille“ von Albert Cusig.

Die verzogene und faul gewordene Katze soll geschlachtet werden, sie entflieht in den Wald, tritt beim Fuchs in Dienst, wird dort durch Hunger kuriert und weggejagt und kehrt als fleißige Mäusefängerin auf den Bauernhof zurück.

6. G 2, 5 „Niolett und Oka“ = M 60 „Vom treuen Schwesterchen“ von Lucy Griebel (aus Meldorf in Schleswig-Holstein)²⁾.

Die Geschwister Nicolette (so M) und Oka gehen nach dem Tode der Mutter in die weite Welt; im Zaubewald trennt O. sich von seinem Schwesterchen, ißt die Vergessenheitsbeeren, wächst bei Pflegeeltern heran, macht sich nach Jahren, als ihm die Erinnerung zurückkehrt, auf die Suche nach der verlorenen Schwester und erlöst die inzwischen zur Blume Gewordene durch seine Tränen.

¹⁾ Die Angaben über die Herkunft der Verfasserinnen stammen von Dr. Gertrud Weigert.

²⁾ Siehe Anm. 1.

Die Gleichung geht, wie man sieht, größtenteils bis in den Titel; die Handlung ist in allen 6 Fällen die gleiche.

Die Gruddesche Sammlung zeigt bekanntlich allerlei Absonderlichkeiten, die den Volkskundler verpflichten, auch der kleinsten für ihre Beurteilung vielleicht bedeutungsvollen Spur nachzugehen. Ich fragte also bei der Sammlerin nach ihren Gewährsleuten für die genannten Geschichten. Die Antwort lautete (Schreiben vom 5. 5. 1936):

„Die Märchen meiner hochdeutschen Bändchen 1. Die Königstochter mit den Entenfüßen, 2. Vom Bettel-Ei, 3. Das — und weiß nicht was, 4. Von der Katze Trips Triller, 5. Niolett und Oka¹⁾ — hat mir, außer anderen plattdeutschen Märchen, eines unserer Landarbeitermädchen diktirt. Dieses Mädchen war zunächst Hofgängerin und wohnte als solche bei seinen Eltern, dann diente es bei unserer Hofmannfrau, die 5 Knechte zu bespeisen hatte, blieb also vollständig in dem alten Milieu. Das Mädchen sagte mir, daß die Märchen von alten Arbeitern aus dem Kreise Pr.-Eylau stammen, und zwar von einem Gut, auf dem damals seine Eltern lange Zeit wohnten und arbeiteten. — Das Märchen von Niolett und Oka habe ich noch von einer anderen Arbeiterfrau aus Beisleiden aufgeschrieben, die das Märchen schon lange kannte, aber keinerlei Bindungen zu dem erstgenannten Mädchen und seinen Quellen hatte. Von den anderen erwähnten 5 Märchen kann ich nur sagen, daß sie auch dieser oder jener meiner alten Erzählerinnen bekannt gewesen sein müssen, denn als ich seinerzeit danach fragte oder den Inhalt des Märchens schilderte, resp. das Märchen vorlas, wurde ich mit dem Bemerken unterbrochen, daß man davon gehört habe, und der Inhalt wurde mir in kurzen Worten gesagt.“

Diese Angaben der Frau Grudde zu bezweifeln, haben wir kein Recht. Auch daß sie etwa einem Schwindel zum Opfer gefallen wäre, und die Erzählerin die Märchen doch erst unmittelbar aus dem Buch geholt hat, um sie ihr zu diktieren, möchte ich nicht annehmen: nicht nur, daß die Angaben der anderen Erzählerinnen dem entgegenstehen, auch die Veränderungen, die die Märchen in der mündlichen Wiedergabe zeigen, gehen doch, wie wir noch sehen werden, wesentlich weiter, als das bei unmittelbarer Nacherzählung zu erwarten wäre. Es bleibt also Tatsache, daß einzelne Märchen aus der jungen Sammlung bereits den Weg in das Erzählgut der Landbevölkerung jener Gegend gefunden haben und in der Erzählgemeinschaft dort als echtes Volksgut leben, dessen Herkunft man — gut 20 Jahre nach dem Erscheinen der Sammlung!²⁾ — nicht mehr kennt³⁾.

¹⁾ Die Gleichung oben Nr. 4 hatte ich damals noch nicht erkannt.

²⁾ Die Märchenaufzeichnungen der Frau Grudde stammen aus den Jahren 1926/27 (vgl. Plattdeutsche Märchen S. 218).

³⁾ Eine dritte Möglichkeit, die Frau G. brieflich andeutet, daß nämlich die Erzähler von M, unter denen ja nach dem Vorwort auch Arbeiter und Handwerker seien, ihre Erzählungen aus der gleichen volksechten Überlieferungsquelle geschöpft hätten, die in Beisleiden so reichlich sprudelt, bedarf kaum der Widerlegung. Zwar blieb mein Versuch, von den Verfassern selber etwas über die „Quellen“ ihrer Neudichtungen zu erfahren, ohne Erfolg, weil der Verlag Scherl ihre Anschriften nicht mehr feststellen konnte; doch verraten sich die Märchen von M auf den ersten Blick als unvolkstümlich; es genügt — von allem Inhaltlichen abgesehen — auf die Namen Nicolette und Oka zu verweisen, die ganz gewiß nicht von ungefähr an das Liebespaar der altfranzösischen Chantefable von Aucassin und Nicolette anklingen; außerdem wäre es doch mehr als sonderbar, wenn von den 30 Nummern der Sammlung, bei der es galt, „die Kräfte der dichterischen Phantasie in den Dienst der Märchen-

Damit erscheint die von W. Ziesemer, dem Herausgeber der plattdeutschen Sammlung der Gruddeschen Märchen, so stark betonte Weltabgeschiedenheit der Beisleidener Erzählerinnen („arme Instfrauen und Landarbeiter, unbeschwert von literarischer Last“) in einem neuen Licht: das Märchenbuch der Woche zum mindesten hat diese Kulturferne überwunden; es besteht also grundsätzlich auch bei Stücken, die ihm nicht entnommen sind, sehr wohl die Möglichkeit der Herkunft aus irgendeinem nur noch nicht festgestellten Buch¹⁾).

Aber diese Frage kann, wenn nicht durch einen Zufallsfund, nur durch genaue Nachforschung an Ort und Stelle geklärt werden, durch die sich wahrscheinlich auch der Weg des Neuen deutschen Märchenschatzes zu den Beisleidener Märchenerzählerinnen noch würde feststellen lassen; und das ist Frau Grudde oder Ziesemers Sache, der uns die „wissenschaftliche Auswertung“ der Gruddeschen Märchen in Aussicht gestellt hat. — Was ich vorlegen möchte, ist das Ergebnis eines Vergleichs der Gruddeschen Fassungen der sechs genannten Märchen mit den Originalen in M²⁾.

Ein solcher Vergleich ist, trotz des an sich geringen Wertes der Stücke, von grundsätzlichem Interesse. Denn wir sind nicht oft in der Lage, eine Volkserzählung unmittelbar mit der zugrunde liegenden Buchfassung vergleichen zu können; und — wie es auch um den Grad der Volkkläufigkeit der Gruddeschen Fassungen stehen mag — sie alle zeigen den Stilwandel, der aus Buchmärchen Sprechmärchen werden läßt, und verraten das Wirken einer echten „Märchenpflegerin“ im Sinne Wesselskis.

Was der erste Blick zeigt, ist die starke Schrumpfung des Umfangs: bei dreien (Nr. 1, 5, 6) hat die Erzählung in G etwa vier Fünftel (!) von

„dichtung zu stellen“, ganze 6 (von 6 verschiedenen Verfassern!) aus der gleichen, sonst nur noch in Beisleiden und Umgegend zutage tretenden Quelle geschöpft wären.

¹⁾ Das gilt für die schon früher von mir verdächtigten Stücke 1, 12 „Das Bernsteinschloß“ und 2, 56 „Vom Bernstein“, ferner für 2, 26 „Vom Lilienbusch“ (junge Neudichtung im Anschluß an die „Jungfrau Maleen“), 2, 63 „Von einer Königstochter“ (junge Komposition aus verschiedenen Märchenmotiven), 2, 66 „Der bucklige Königssohn“ (desgl.), 2, 75 „Die graue Kuh“ (Neudichtung aus der Sage vom Seebullen); vielleicht auch für 1, 33 „Von dem Bergherrn“, 1, 44 „Von einem Grafensohn“ (Engeldienstchen und Ankantrichen) und 1, 75 „Der Totenteich, den man auch den schwarzen Wasserteich nannte“, die allerdings eher wie unliterarische Neuschöpfungen aus bekannten Märchen- und Sagenmotiven aussehen. — Während in der zweiten Auflage der „Ostpreussischen Märchen“, deren Kenntnis ich dem Entgegenkommen des Verlages Gräfe & Unzer verdanke, die aus M stammenden, inzwischen auch von anderer Seite festgestellten Stücke fehlen, kehren die hier genannten in ihr unverändert wieder: eine literarische Quelle scheint für sie also bis heute noch nicht entdeckt zu sein.

²⁾ Da die im Institut für Heimatforschung an der Universität Königsberg liegenden plattdeutschen Originalniederschriften der Märchen leider auf Anordnung von Frau Grudde für die Benutzung gesperrt sind und zwei Versuche, diese Sperre zu brechen, erfolglos blieben, habe ich mich an die hochdeutschen Übertragungen halten müssen. Das bedeutet nach den früher (in dieser Zeitschrift 4, 204 und Dt. Vjschr. 14, 253) von mir mitgeteilten Proben allerdings den Verzicht auf den genauen Wortlaut, nicht aber auf den Gang der Erzählung bis in die Satzfolge.

ihrem Umfang in M verloren, bei Nr. 2 etwa zwei Drittel, bei Nr. 4 fast drei Fünftel; nur Nr. 3 ist in G immer noch beinahe so lang wie in M.

Von dieser Schrumpfung sind vornehmlich Partien betroffen worden, auf die die Verfasserinnen und Verfasser der Kunstmärchen wahrscheinlich ganz besonders stolz gewesen sind: stimmungsvolle Naturschilderung, Personen- und Umweltbeschreibung, gefühlige Seelengemälde, gekräuselte Redensarten sind nichts für die Erzählerin aus dem Volk; sie hält sich an die Geschehnisse. — Da ein vollständiger Abdruck eines der Märchen in beiden Fassungen den mir zur Verfügung stehenden Raum allein füllen würde, und ich dem Leser überdies gern die Pein erspare, auch nur eine dieser wortreichen Buchfassungen von Anfang bis zu Ende lesen zu müssen, gebe ich im folgenden nur ein paar ausgewählte Beispiele für den Vorgang der Schrumpfung.

I. (Eingang von Nr. 6 in M.) Die Mutter lag auf ihrem Bette und war sehr krank. Draußen vor dem offenen Fenster sangen die kleinen Vögel um die Wette. Die Sonne schien herein, und es sah aus, als wenn sie alles in der armseligen Kammer vergoldete. Aber die Mutter hörte nicht auf die kleinen Vögel und sah nicht auf die Sonnenstrahlen. Denn sie war so krank, daß sie sterben mußte. — „Nicolette“, sagte die Mutter mit sanfter Stimme, „wenn ich nun tot bin, mußt du gut auf dein Brüderchen acht geben.“ — Nicolette stand am Bette und weinte. Es ist das Allertraurigste, was einem Kinde geschehen kann, wenn ihm Vater oder Mutter stirbt, und das wußte Nicolette wohl. Vor einem Jahr war der Vater gestorben, und seitdem waren sie und die Mutter niemals wieder recht fröhlich geworden. Was sollten sie und ihr Brüderchen Oka nun beginnen, wenn die Mutter begraben wurde? — „Dein Brüderchen ist noch klein und unverständlich“, sagte die Mutter, „du mußt es nun behüten und es niemals verlassen. Versprichst du mir das?“ — „Ja, liebe Mutter“, entgegnete Nicolette und gab der Mutter die Hand darauf. — Am Bette stand auch das Brüderchen. Oka war betrübt, weil Nicolette betrübt war, denn sie hatten sich beide sehr lieb, und es tat ihm leid, daß seine Mutter blaß und krank war; aber er verstand noch nichts vom Tode. — Die Mutter sah auf ihre beiden Kinder, auf Nicolette mit dem stillen Gesicht und den ernsthaften Augen, die so dunkel waren wie Veilchen, und auf Oka mit den goldenen Locken, die sich um seine Stirn ringelten, und die roten Lippen, die immer lachten und sangen, und sie lächelte und nickte ihnen zu. Dann schloß sie die Augen.

(Dasselbe in G.) Es waren einmal zwei Kinder, die hatten ganz verdrehte Namen. Das Mädchen hieß Niolett, und der Junge hieß Oka. Es waren gute, artige Kinder, die sich miteinander ausgezeichnet vertrugen. Den ganzen Tag saßen sie zusammen unter einem Rosenstrauch, der vor der Tür ihres Elternhauses stand, und sangen. Der Vater war schon lange tot, und eines Tages ließ die Mutter die Kinder in die Stube rufen und sagte: „Jetzt muß ich sterben. Es wird mir sehr schwer, euch, liebe Kinder, allein zu lassen. Niolettchen, du bist ja schon klug und verständig, nimm den Oka an die Hand, und was auch immer kommen mag, laß ihn nicht los!“ Dann starb die Mutter.

II. (Gegen den Schluß der gleichen Nummer: Oka findet die in eine Blume verwandelte Schwester wieder. M.) Er kniete nieder und blickte in den Kelch hinein. Anfassen mochte er die Blume nicht: sie war zu herrlich! Aber bei dem Gedanken an die kleine Nicolette, die er einst so lieb gehabt hatte, und die ihm immer die Locken aus der Stirn strich, wie es die Mutter zu tun pflegte, stürzten ihm die Tränen aus den Augen und fielen gerade mitten in den Kelch der weißen Blume. — „Nicolette“, sagte er und legte die Hände um den Stengel, ohne ihn zu berühren, „wenn du eine Blume wärest, so würdest du so sein wie diese.“ — Und auf einmal war es keine Blume mehr. Er wußte nicht, wie es geschah, aber plötzlich hielt er ein schönes, schlankes Mädchen in seinen Armen, fein und blaß wie eine Waldblume. Auf den Wangen

glänzten noch Okas Tränen, die auf die Blüte gefallen waren, und die Augen waren wie die ersten Veilchen im Frühling. — Und es war Nicolette. Sie stand da in ihrem ärmlichen Röckchen von einst, das mit ihr gewachsen war, und doch konnte keine Prinzessin lieblicher sein. — „Ich wußte, daß du kommen würdest“, sagte Nicolette und strich Oka die goldenen Locken aus der Stirn.

(Dasselbe in G.) Er kniete auf die Erde hin und weinte bitterlich. Dabei fiel eine seiner Tränen in die Blüte hinein, und sofort war die Blume weg, und vor Oka stand Niolettchen und sagte: „Oka, ich wußte, daß du kommen würdest!“

III. (Aus Nr. 5: Die verwöhnte, faule Katze soll geschlachtet werden. M.) Das hatte die Katze gehört und einen großen Schreck bekommen. Nun war guter Rat teuer. Sie beschloß zu fliehen. Als der Bauer nachmittags ins Feld gegangen war, stahl sie sich heimlich davon. Am Stall und an der Scheune, dann am Kornfeld schlich sie sich entlang, bis sie von dem ungewohnten Laufe ganz müde und außer Atem geworden war und sich ausruhen mußte. Sie setzte sich auf den Grabenrand und weinte leise vor sich hin. Da kam eine Eule, eine entfernte Muhme von der Katze, und fragte sie, was ihr fehle. Die Katze erzählte, womit der Bauer gedroht habe, und die Eule riet ihr, in den Wald zu fliehen, wo es hohle Bäume gäbe, in denen sie wohnen könne, und wo der Bauer sie nicht finden würde. — Trippstrille machte sich auf den Weg nach dem Walde. Als sie an der Grenze angekommen war, brach sie vor Müdigkeit und Verzweiflung zusammen. Sie konnte sich nur noch auf einen Stein niedersetzen, aber keinen Schritt weiter gehen. Jetzt erst kam es ihr so ganz zum Bewußtsein, wie unglücklich sie geworden war. Wo sollte sie eine Wohnung finden? Die Eule hatte ihr keine näher beschrieben! Wo sollte sie vor allem Nahrung hernehmen — sie, die verlernt hatte, sich ihr Brot allein zu verdienen? Ach, und der Magen begann schon gewaltig zu knurren! — Als sie sich alles so überlegte, da fing sie ganz jämmerlich zu weinen und zu jammern an. Und ihr Schreien und Greinen drang weit hinein in den Wald, so daß die Vögelin und Hasen erschreckt die Köpfe hoben und lauschten.

(Dasselbe in G.) Nun bekam die Katze aber Angst! Sie lief aus dem Hause fort, schlich sich in den Wald, setzte sich da auf einen hohen Stein und schrie und miaute, daß es nur so schallte.

IV. (Aus Nr. 2: Die neun Prinzessinnen haben ihr Bettel-Ei geöffnet. M.) So blieb nur noch das eine Ei übrig, das das Goldchen in der Hand hielt, und plötzlich hörte man ein sanftes Piepen, und aus dem aufbrechenden Ei erhob sich ein Vögelchen und flog dem Goldchen auf die Schulter. Es war schneeweiß und schillerte bei jeder Bewegung in den zartesten Farben. Schnäbelchen und Füßchen waren rosenrot, ebenso ein Schöpfchen, das es wie eine kleine Krone auf dem Köpfchen trug, und die Augen glänzten ihm wie schwarze Diamanten. Es zog langsam und unsicher einige leise Töne, als traue es sich noch nicht, sein Stimmchen frei erschallen zu lassen. — Und das Goldchen stand da, wie mit Blut übergossen, zitternd vor Glück und vor Freude, und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Der junge König aber trat mit leuchtenden Augen auf das Goldchen zu und faßte seine Hand. „Geseget sei die weise Waldfrau, die mir ins Herz gesehen hat!“ rief er mit froher Stimme. „Dich habe ich geliebt, seit wir als Kinder im Walde miteinander spielten! Jahr um Jahr bin ich an eurem Häuschen vorüber geritten, nur um dich zu sehen und zu grüßen! Ja, Dank sei der gütigen Fee, die mir so wunderbar das Glück meines Lebens beschert hat!“

(Dasselbe in G.) Zum Schluß öffnete man das Ei des Goldchens, und da schlüpfte ein kleiner, weißer Vogel aus, der setzte sich dem Goldchen auf die Schulter und sang so wunderschön, daß alle Menschen zuhören mußten. Der junge König aber rief: „Seht ihr, das Mädchen hat mir schon lange gefallen; das hat den Zaubervogel, und ich werde es heiraten. Beeilt euch, damit die Hochzeit gleich ausgerichtet werden kann!“

V. (Aus Nr. 4: Nachdem alle Versuche, die Prinzessin von ihrer Sehnsucht zu heilen, fehlgeschlagen sind, versucht der jüngste Bauernsohn sein Glück. M.) Eines schönen Morgens aber, als die Königstochter eben ihr Haar ordnete, das wie ein

schimmernder, goldfarbener Mantel um ihre Schultern hing, da klang vom Schloßhof her eine muntere Weise zu den Fenstern der Prinzessin herauf: „Trara, trara“, und Hufschlag tönte dazwischen. — „Geh und sieh, wer das ist“, rief die Prinzessin ihrer Kammerfrau zu, aber sie wartete gar nicht ab, bis ihrem Befehl gehorcht war, sondern eilte selbst ans Fenster und schob den Vorhang ein wenig beiseite. — Da sah sie, wie auf glänzendem Rappen ein wunderschöner Jüngling in den Schloßhof sprengte; er war nicht gekleidet wie ein Ritter, er trug ein Lederwams, und auf seinen goldgelben Locken saß keck die Mütze, er war's, der die lustige Weise blies. — Als er die Königstochter am Fenster erblickte, schwenkte er grüßend die Mütze und lachte sie an, wie der junge Morgen selbst.

(Dasselbe in G.) An einem Sonntagmorgen, als die Königstochter aufwachte, da war ihr so, als ob die Sonne heute heller schiene als sonst, und als sie aufgestanden war und sich das Haar kämmte, da sah sie einen Reiter auf den Hof kommen, und der pfiß so fröhlich, daß die Königstochter gleich dachte: „Der wird dich gesund machen!“

Der Vergleich zeigt immer wieder dasselbe: Volksechte Erzählkunst verzichtet auf die abgegriffenen Mittel, mit denen die Verfasser der „Kunstmärchen“ um die Jahrhundertwende glaubten, ihre Gestalten und deren Umwelt sichtbar, das seelische Geschehen in ihnen nachföhlbar, die Märchen-„stimmung“ nacherlebbar machen zu müssen. Es ist geradezu erschütternd, mit welcher Einmütigkeit die „Dichter“ des Neuen deutschen Märchenschatzes in diesen falschen Tönen schwelgen, als sei mit ihnen das Entscheidende des Märchentons getroffen. — Nur Joh. Christ hält sich in seiner (ihrer?) „Geschichte von Das — und weiß nicht was“, die auch in ihrem Inhalt (s. oben Nr. 3) dem echten Volksmärchen am nächsten steht, von solchen Tönen fast ganz frei und erzählt in dem gerafften, ereignisfrohen Stil des echten Märchens. Diese Geschichte ist denn auch von der Schrumpfung am wenigsten betroffen worden.

Aber der Vergleich zeigt auch, daß der Vorgang kein rein negativer ist, und daß wir vielleicht besser täten, anstatt von „Schrumpfung“ von einer stilistischen Entfettungskur zu sprechen: Was übrig bleibt, ist kein verkümmerter, brüchiger Rest, sondern die Geschichten sind aus der Umwandlung zwar schlanker, aber innerlich erneuert und entschieden gesünder hervorgegangen. Immer wieder ist das Schlankere auch das Natürlichere: Wie aus dem unglücklichen Zwitterwesen von Katze aus M in Beispiel III (mit Weinen, Verzweiflung, Wohnung, Brotverdienen usw.) ein echtes Katzentier, so ist in der gleichen Erzählung nachher ihr Leben bei den Füchsen zu einem echten Leben eines Tiers unter Tieren geworden: nichts mehr von „Herrn Reineke, angetan mit Jägerhut, Flinte und Jagdtasche“, von Herd und Tischdecken, Stiefelputzen und Bettenmachen, Aufwaschen, Kaffeekochen und langer Pfeife usw. Von dieser ganzen Zwitterwelt ist nur das „Mädchen für alles“ geblieben, das der Fuchs für seinen Haushalt sucht (dagegen scheint mir der Satz „im Fuchsbau roch es so schön nach Hasenbraten“ die Tiersphäre noch nicht zu sprengen). — Und wie die Tiere echte Tiere, so sind die Menschen, soweit es die Märchenhandlung zuließ, echte Menschen geworden, die keine geschwollenen Reden mehr halten, sondern, was sie zu sagen haben, mit einfachen Worten sagen, natürlich handeln und natürlich empfinden, wie ein Bursch oder Mädchen aus Beis-leiden sprechen, handeln und empfinden würde, wobei die Vorstellungen

zum Teil deutlich der wirtschaftlich gedrückten Instleute-Welt des Erzählerkreises angeglichen sind.

In Nr. 1 kann in M der junge König die Prinzessin mit den Entenfüßen, die er ein einziges Mal gesehen hat, zwar nicht vergessen, aber er fährt trotzdem auf den Rat seines Hofmarschalls mit diesem auf die Brautschau und gelangt, nachdem sie alle Königsschlösser besucht haben, schließlich von ungefähr auf das verrufene Schloß, auf dem die Entschwundene haust. In G macht er sich, was sehr viel mehr einleuchtet, aus eigenem Antrieb auf die Suche nach der einmal Gesehenen und „wanderte in der ganzen Gegend von einem Schloß zum andern“, bis er sie gefunden hat. — Am Abend nach dem Verlobungsmahl, an dem die Schöne, von ihrem Geheimnis gequält, stumm teilgenommen hat, geht der König in M, durch das seltsame Benehmen seiner Braut beunruhigt, in den Wald (was zu einer langen „stimmungsvollen“ Nachtschilderung Anlaß gibt), belauscht die Prinzessin, wie sie den Enten im Waldweiher ihr Geheimnis verrät, und erfährt so, daß sie Entenfüße hat. In G weigert sich die Königstochter der Werbung des Königs und gesteht ihm schließlich auf sein Drängen ihren Fehler „und schämte sich sehr dabei“; so wird der Konflikt in sehr viel herzhafterer, menschlich echterer Weise gelöst. — Ihre Entenfüße hat sie in M als Folge eines Fluches der Königmutter auf ihren Sohn, weil der gegen ihr Verbot die Entenhirtin geheiratet hat; sie „gab uns die Verwünschung in die Ehe mit, daß unsere Kinder dereinst mit Entenfüßen auf die Welt kommen und darauf herumwatscheln sollten“. Die Erzählerin von G legt sich den Fluch anders zurecht: „Ich habe immer die Enten meiner Stiefmutter hüten müssen, und als ich eines Abends zwei Entchen zu wenig nach Hause brachte, hexte sie mir zur Strafe die Entenfüße an.“ — Den Zorn der Herrschaft, wenn eins der gehüteten Tiere fehlt, kennt jedes Beisleidener Kind, und daran, daß eine Königstochter als Kind hat Enten hüten müssen, nimmt man in dieser Welt anscheinend keinen Anstoß.

In Nr. 2 brütet nach M das Goldchen ebenso wie die Prinzessinnen das erbettelte Ei im seidenen Halstuch aus. In G tun das nur die Prinzessinnen; „das arme Goldchen aber hatte so etwas Feines natürlich nicht und steckte sich das Ei in die Bluse“.

Wie der Jäger in Nr. 3 die Schwanenmädchen beim Baden überrascht, wird in M so erzählt: Da lief der junge Jäger hinzu. Die Jungfrauen aber eilten aus dem Wasser. Und zwei von ihnen nahmen schnell ihre Kleider und flogen als Schwäne davon; die jüngste aber kam zu spät. Da hüllte sie sich in ihre langen Haare und bat weinend den Jäger, er möchte ihr doch ihre Kleider wiedergeben, daß sie auch davonfliegen könnte. In G: Leise schlich er sich näher und setzte sich auf eines der Kleiderbündel. Jetzt erblickten auch die drei Mädchen den Jäger und kamen an das Land. Zwei schlüpfen rasch in ihre Gewänder, wurden sogleich Schwäne und flogen davon; nur das dritte Mädchen stand nackend und verlassen da und weinte bitterlich. Schamhaft versteckte es sich hinter einem Busch und bat den Jäger: „Ach gib mir doch meine Kleider wieder!“

Von den vergeblichen Versuchen der Könige und Prinzen in Nr. 4, die Prinzessin von ihrer Sehnsucht zu heilen, heißt es in M: Der Prinz von Holland neigte sich vor ihr und sprach: „Schönste Prinzessin, habt Ihr vielleicht Sehnsucht nach Blumen? Die herrlichsten Tulpen und Hyazinthen auf dem Erdenrund leg ich Euch zu Füßen.“ — „Es sind genug der Blumen in des Königs Gärten“, erwiderte die Prinzessin, „behaltet Eure Tulpen und Hyazinthen.“ — Da sprach der Prinz betrübt: „Ach, habt Ihr denn vielleicht Sehnsucht nach holländischem Käse?“ — „Behüte“, rief die Prinzessin, „nehmt Euren Käse nur wieder mit!“ — Für diesen Bildungswitz hat man in Beisleiden kein Verständnis; aber die einmal angeregte Wunschphantasie arbeitet weiter, und G erzählt: Jetzt fragten sie sie denn alle, ob sie Sehnsucht nach Käse, Rum oder Blumen habe, doch sie sagte dann immer: „Nein, danach habe ich keine Sehnsucht.“ — Dem entspricht, daß das Elternhaus des Bauernjungen aus einem „stattlichen Bauernhof“ nach Art der Heimatmuseen (mit braungetäfelten Wänden, buntbemaltem Gerät, großem Kachelofen, selbstgesponnenem Linnenzeug und spiegelblankem Zinngeschirr) ein schlichtes Dorf-

haus geworden ist: „ganz einfach, aber alles sehr sauber.“ — Auch die feine Umformung der Ankunft des Bauernjungen auf dem Schloßhof (Beispiel V) gehört in diesen Zusammenhang.

In einigen kleinen Zügen tragen die jungen Erzählungen auch bereits etwas von der Sonderfarbe der Beisleidener Märchen, die ja durch eine ungewöhnliche Vorliebe für die Motive des Spukengehens, der Verzauberung und Erlösung gekennzeichnet sind¹⁾:

Wie in M läßt sich auch in G der sterbende König in Nr. 2 von seinem Sohn versprechen, daß er nur ein Mädchen zur Frau nehmen wird, das den Zaubervogel besitzt; dabei macht G den selbständigen Zusatz: „Doch sollte es dir einfallen, mir nicht zu gehorchen und eine andere zu heiraten, dann finde ich keine Ruhe im Grabe, dann komme ich spuken, und dann wehe dir!“

In Nr. 3 erklärt sich der Jäger in G das Geheimnis der Schwanenmädchen mit Beisleidener Vorstellungen: „Ihr seid verzaubert, und ich werde euch erlösen!“, muß sich allerdings von den Mädchen entgegen lassen: „Ach geh doch, wir sind nicht zu erlösen, sei doch nicht so töricht!“ und tatsächlich kommt das Motiv der Erlösung nachher nicht wieder vor.

Zur Beisleidener Sonderfarbe möchte ich auch die Neigung zu heftigen Temperamentsausbrüchen und Derbheiten rechnen, die wir ja aus den plattdeutschen Gruddeschen Märchen zur Genüge kennen:

(In Nr. 3 will der König das dem Jäger verlobte Schwanenmädchen heiraten.) M. Sie sah den König mit keinem Blick an und sprach kein Wort zu ihm, so sehr er sie auch darum bat. — G. Und als der König die Jungfrau umarmen wollte, da spie sie ihm in die Augen und sagte, sie wäre ein Schwanenmädchen, und er wäre viel zu gering für sie.

(In Nr. 4 tritt der Bauernbursch zum ersten Male vor die Königstochter.) M. Nicht lange, und die Prinzessin schritt in den Thronsaal, setzte sich auf ihren goldenen Thron, winkte ihren Hofdamen, und der fremde Jüngling wurde hereingeführt. Da stand vor ihr, den sie das einfältige Büblein nannten, neigte sich tief und sagte: „Holdseliges Königstöchterlein, Ihr habt Sehnsucht und wißt nicht wonach; wollt Ihr drei Tage lang tun, was ich Euch heiße, so geb' ich Euch meinen Kopf zum Pfand, daß Ihr Eure Sehnsucht die drei Tage lang nicht spüren sollt.“ — Die Prinzessin sprach: „Daß Ihr nicht zu viel versprecht, ich möcht Euch beim Wort nehmen, doch sagt, was soll ich tun?“ — G. Ein Diener wollte sich ihm noch in den Weg stellen, doch den stieß er beiseite und ging geradezu in die Stube der Königstochter hinein, und die schrie ihn wütend an: „Was fehlt dir? Du willst wohl auch ins Gefängnis, was?“ — „Nein“, schrie der Bauernjunge ebenso laut zurück, „aber in drei Tagen werde ich dich gesund machen.“ — „Na, wie willst du das denn machen?“ brüllte die Königstochter den Jungen an. — „Ich“, sagte der Junge, „ich befehle dir, daß du drei Tage hindurch alles tust, was ich bestimme!“ — „Was soll ich denn heute tun?“ fragte die Königstochter.

Wörtlich übernommen sind einige zum Teil leicht entstellte Namen (Goldchen, und der Name der ersten Prinzessin Ockre(u)tina in 2, Tripps Trille(r) in 5, die ausdrücklich als „ganz verdreht“ bezeichneten Namen Ni(c)olett und Oka in 6, „Das — und weiß nicht was“ in 3; dagegen nicht der Name der unwichtigen zweiten Prinzessin Rosetta in 2 und der zur Rolle wenig passende Name des Helden von 4 „das einfältige Büblein“²⁾);

¹⁾ Vgl. die Nummern 9—13. 15—20. 22—24. 32—35. 37—43. 45—48. 50. 53—58. 62. 76.

²⁾ Der neu eingeführte Name „Stupsnase“ („weil sie eine so niedliche Wippnase hatte“) für die in M namenlose neunte Prinzessin in 2 erklärt sich aus einer

ferner die mehrmals wiederholten und für die Handlung wichtigen Verse in 3 und 6¹⁾ (dagegen nicht die unwichtigen in 3 und 4²⁾) und endlich einige wenige besonders einprägsame Sätze und Wortgruppen aus M, deren schlichte Form sich ohne Stilbruch in die naturnahe Sprache von G einfügte:

Vgl. vor allem „Ich wußte, daß du kommen würdest“ oben in Beispiel II; aber auch z. B. die volkstümliche Reimformel, die aus den vielen Worten des von der neunten Prinzessin angebetelten Armen in Nr. 2 allein übriggeblieben ist: M: „Da schlag doch Gott den Düwel tot!“ fuhr der Mann auf. „Kommt das Frätzchen hier herein, hinten und vorn ganz bestickt mit Klunkern und Flunkern und hängt überall voll Gold und Perlen und Karfunkeln, und wie all der Firlefanz heißt, und verlangt von unsereinem, der kaum das liebe Leben hat, noch Eier!“ — G: Er verhöhnte die kleine Stupsnase und spottete: „Du bist von oben bis unten mit Klunkern und Flunkern behängt, und nun kommst du noch betteln?“

Sonst ist die Erzählung im Ausdruck überall völlig neu geformt, auch in Nr. 3, deren Wortlaut am ehesten hätte gewahrt bleiben können. Dabei habe ich an eigentlichen Mißverständnissen nur ein einziges gefunden:

In Nr. 3 antwortet das Schwanenmädchen in M auf die Bitte des Jägers um einen Kuß: „Das kann nicht sein. Wir sind drei Schwestern und haben große Macht. Alle Jahre einmal baden wir in diesem See und bleiben dann immer gleich jung. Wenn wir aber einem Mann einen Kuß geben, verlieren wir unsere Macht und müssen sein wie gewöhnliche Menschen.“ — Daraus macht G: „Das geht wirklich nicht. Sieh mal, wir sind drei Schwestern, und wir sind alle gleich alt, und wenn eine von uns einen Mann küßt, dann wird die eine der beiden Schwestern älter und die andere jünger. Das geht nicht, das mußt du einsehen.“ Hier gab die nicht sehr glückliche Formulierung in M den Anlaß zu der ganz ungewöhnlichen und komplizierten Vorstellung.

Eine leichte Verwirrung im Aufbau zeigt sich einmal in Nr. 3, wo der alte Adler aus M, der am Hof der Königin der Vögel allein über das Eismeer Auskunft geben kann und den Jäger dann auch dorthin trägt, in G (als „alter Rabe“) schon am Hof der Königin der Tiere, d. h. eine Station zu früh erscheint, so daß nachher noch eigens ein „großer Habicht“ benötigt wird, um den Jäger vom Hof der Königin der Vögel ans Eismeer zu tragen.

ganz gelegentlichen Bemerkung von M, daß eine — aber anscheinend nicht die letzte und jüngste — der Prinzessinnen „ein lustiges Stumpfnäschen hatte“, und bezeugt die besondere Sympathie mit der lustigen und freundlichen neunten.

1) Nr. 3. Beim Drehen des Ringes:

M „Eins, zwei, drei,
(Bär, Walfisch) steh mir bei!“

G „Eins, zwei, drei,
Ringlein, steh mir bei!“

Nr. 6. Warnruf des Vogels:

M „Für jede Beere, die du ißt,
du alles auf ein Jahr vergißt!“

G „Für jede Beere, die du ißt,
du alles für ein Jahr vergißt!“

2) Nr. 3. Die Tierkönigin zu den Tieren:

„Ihr meine Tiere,
Lauft alle aus!“

Sucht mir ‘das
Und weiß nicht was’,

Und über sieben Tage
Kommt wieder nach Haus.“

Formel für die Wirksamkeit des Zauberspiegels:

„Eins, zwei, drei, vier —
Seid verwandelt in ein Tier!“

Nr. 4. Das „einfältige Büblein“ zur Mutter:

„Seht, liebste Frau Mutter, wen führ ich herein?
Des Königs holdseliges Töchterlein.“

Im übrigen ist der Aufbau der Handlung in allen Geschichten nicht nur mit vollem Verständnis gewahrt, sondern gelegentlich verbessert, d. h. verschlichtet. Wo die Kunstmärchen unruhig hin und her springen, führt die Erzählerin von G ihre Märchenhandlung möglichst einsträngig vom Anfang bis zum Ende; sie legt die Einleitung von vornherein darauf an, daß sich alles weitere möglichst natürlich aus ihr entwickeln kann, und rückt auch im Inneren, wo es nottut, zurecht. Ein Beispiel muß genügen:

Die Trennung der Geschwister in Nr. 6 geht in M so vor sich: Sie kommen in den Zauberwald, Oka springt voran, um die Zauberbeeren zu pflücken, der Vogel warnt vergebens; Nicolette folgt, hört den Vogel, schüttet die von Oka noch nicht gegessenen Beeren fort; dann essen sie zusammen die ungefährlichen Beeren; Oka läuft wieder voraus, Nicolette bleibt stehen und wartet und wird zur Blume; Oka, der sie inzwischen vergessen hat, kommt zum Bauern. — Statt dessen zeigt die Handlung in G die einheitliche Linie: sie kommen in den Wald, Oka läuft voraus, um zu sehen, ob nicht bald ein Haus zu sehen ist; Niolett bleibt stehen und wartet, Oka ißt trotz der Warnung des Vogels von den Zauberbeeren, vergißt die Schwester und kommt zum Bauern; die Verwandlung Nioletts wird erst nachträglich erzählt, als Oka die Blume findet.

Die wichtige Frage nach der Auswahl: welche der Märchen aus M bei den ostpreußischen Erzählerinnen Aufnahme gefunden haben, und welchen Eigenschaften sie das verdanken, läßt sich leider zur Zeit noch nicht beantworten: die „Ostpreußischen Märchen“ sind selber nur eine Auswahl, und wir wissen nicht, welche aus M stammenden Märchen die handschriftliche Sammlung in Königsberg etwa noch enthält.

Ich habe aus der Fülle des Materials nur einiges wenige vorlegen können. Aber ich glaube, dies wenige genügt, um das zu zeigen, worauf es mir ankam: Wie der im Haus verfetteten Katze Tripps Triller das Leben im Wald, so ist den am Schreibtisch erzeugten Geschichten des Neuen deutschen Märchenschatzes das Leben bei den ostpreußischen Landarbeitern ganz ausgezeichnet bekommen. Wenn sie auch neben der kraftstrotzenden Szenenfülle echter Volksmärchen immer noch etwas dünn und blaß wirken und ihre Herkunft vom Papier nicht verleugnen können: wer ihren Beisleidener Zustand mit dem vergleicht, in dem sie vor gar nicht so langer Zeit aufs Land kamen, der wird — das sei auch Frau Grudde zur Beruhigung gesagt — mit Freuden feststellen, daß das Land seine alte Heilkraft aufs schönste bewährt hat. Das Stadtparfüm und alle gezielte Künstlichkeit sind gründlich weggeweht; wir atmen die herbe Luft und den kräftigen Duft, den wir Volkskundler lieben. Oder — um die Sache in einem andern Bilde einzufangen — wie einst John Meiers Untersuchungen der „Kunstlieder im Volksmunde“, so führt uns auch die Untersuchung der „Kunstmärchen im Volksmund“ handgreiflich vor Augen, was damit gesagt ist, wenn wir vom „Jungbrunnen des Volkstums“ sprechen: nicht darauf kommt es an, ob Brauchtum, Lied und Spruch unseres Volkes immer aus ältester Wurzel stammt, das Entscheidende ist, daß in unserem Volk der Quell noch nicht versiegt ist, aus dem die Dinge erneuert und verjüngt hervorgehen, der Zauberquell des naturnahen, schlichten und starken Lebens.

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär...?

Von Adolf Spamer, Berlin.

In der vertrauten, tiefschürfenden Weise und aus dem Schatz seines weltweiten Wissens ist Johannes Bolte in einer Reihe von Aufsätzen der Gestalt des 'Niemand' nachgegangen¹⁾. Manche vor ihm wiesen die Wege²⁾, andere nach ihm steuerten Ergänzungen bei³⁾. Aber die Ursprünge, Lebensbedingungen und Wanderwege dieses heiligen und unheiligen 'Herren Niemand' sind seit Boltes Untersuchungen (und erst durch sie) weithin aufgeklärt, einerlei ob nun der französische Mönch Radulfus, der um 1290 den Pseudoheiligen Nemo an Hand von Bibelstellen, Kirchenvätern und klassischen Schriftstellern schuf und ihm eine Secta Neminiana stiftete, ein verdrehter Sonderling war (wie noch Bolte vermutete) oder ein witziger Scherzmacher (wie Paul Lehmann wohl zu Recht annimmt), mit dessen 'Sermo de Nemine' die Gattung jener Unsinninterpretationen biblischer Texte anhebt, die heute noch in Rätselfragen fortleben⁴⁾. Immerhin zeigt die erbitterte Gegenschrift des Stephanus de S. Georgio, daß es zunächst beschränkte Geistliche gab, die die Nemoniaden ernst nahmen, während die späteren Nemopredigten (in Latein und verschiedenen Landessprachen) lediglich als Zeugnisse einer unbekümmert fröhlichen Parodierung biblischer und religiöser Texte galten, die sich auch im Volks- und Kinderbrauch unserer Tage noch nicht totgelaufen hat. Die Vorliebe des Humanismus für alles Kuriose, Ironisierende, Schwankhafte und Parodistische, nicht zuletzt auch die seit der Renaissance allgemein übliche Verbildlichung abstrakter Dinge in menschlichen Gestalten, gab dem Scherzbild des Niemand

¹⁾ Die Legende vom Heiligen Niemand: *Alemannia* 16 (1888), S. 193—201; Von S. Niemand: *Ebd.* 17 (1889), 151; Vom Heiligen Niemand: *Ebd.* 18 (1890), 131—134; Niemand und Jemand. Ein englisches Drama aus Shakespeares Zeit, *Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft*, 29/30 (1894), 4—91; Georg Schans Gedichte vom Niemand, *Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte*, N. F. 9 (1896), 73—88; Zwei böhmische Flugblätter des 16. Jahrhunderts, *Archiv für slavische Philologie* 18 (1896), 126—129; Der Nemo.

²⁾ Auf die mittelalterlichen Predigten vom St. Nemo verwiesen zunächst Wilhelm Wattenbach im *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* N. F. 13 (1866), 361—67; 393—97; 14, 205—09; 17, 51f. sowie Ignaz Zingerle in seiner Mitteilung einer Sterzinger Miszellen-Handschrift in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, *Phil.-hist. Klasse* 54 (1867), 306. Vgl. ferner E. Weller im *Anz. f. d. Kde. d. dtsh. Vorzeit* 13, 197—81; Heinrich Seuse *Denifle* im *Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters* 4 (1888), 330—348. Zu den französischen Nemo-Komödien siehe Anatole de Montaiglon, *Recueil de poésies françaises des 15^e et 16^e siècles etc.*, Tom. XI, Paris 1878, S. 313—341 (Dichtung des Jehan d'Abundance); L. Petit de Juleville, *Répertoire du théâtre comique en France au moyen âge*, Paris 1886, p. 13.

³⁾ Insbesondere vermehrte Paul Lehmann unsere Kenntnis der frühen handschriftlichen Überlieferung der Nemo-Predigten. Vgl. sein Buch *Die Parodie im Mittelalter*, München 1922, S. 240—246.

⁴⁾ Wie etwa der nach dem ersten Dichter, der Nebel geheißen habe, weil nach dem Schöpfungsbericht dichter Nebel über der Erde lagerte. Und dergleichen.

einen neuen Auftrieb und Wandel, schuf Huttens berühmten Nemo von 1518, reizte große und unbedeutende Künstler zu zeichnerischen und male-
rischen Versuchen. Hans Holbein d. J. malte ihn, ein Schloß vor dem Mund
und vor allerlei zerbrochenem Geschirr auf eine Tischplatte¹⁾, Pieter
Breughel d. Ä. stellte den weisen Niemand (Niemant, Personne, Nemo) dem
Jedermann (Elck, Chacun, Quilibet) entgegen²⁾. Wie Jörg Schans Bilder-
gedicht vom Niemand ins Böhmische und nach England wanderte, hat uns
wiederum Bolte gezeigt und auch auf die späteren bilderbogenartigen Dar-
stellungen des 17. und 18. Jahrhunderts verwiesen, an denen sich besonders
Nürnberger Verleger, wie Paulus Fürst und Johann Trautner, als Kopisten
betätigten³⁾. Wolfgang Schmeltzel hat in seiner 1544 zu Nürnberg er-
schienenen Sammlung 'Guter, seltzamer und künstreicher deutscher Ge-
sang etc.' den Niemand in das volkstümliche Gesellschaftslied seiner Zeit
eingeführt⁴⁾, und die 'Frölichen neuwen Teutsche Gesäng' (Frankfurt a. M.
1583) trugen das Niemandlied weiter⁵⁾. Wie das 1600 gedruckte eng-
lische Schauspiel von 'Nobody and Somebody' mit den Komödianten-
truppen aufs Festland weiterwanderte⁶⁾, so traten die Gestalten des
Niemand und Jemand in den niederländischen satirischen und pam-
phletarischen Flugschriften des 17. und 18. Jahrhunderts als dialogische
Gegenspieler auf⁷⁾. Später ist die Niemandgestalt in die deutschen Haus-
inschriften abgewandert⁸⁾, und in der Volkssprache blieb sie bis zu un-
seren Tagen lebendig, sei es im Umgang mit den Kindern, die man noch
immer, wenn sie etwas angestellt haben, fragt, ob das wohl der Herr

¹⁾ Woltmann und Wörmann, Geschichte der Malerei, 2. Aufl., I, 110ff.; R. Frhr. von Lichtenberg, Über den Humor bei den deutschen Kupferstechern . . . des 16. Jahrhunderts, Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 11, 58.

²⁾ Oft abgebildet. U. a. bei Eugen Diederichs, Deutsches Leben der Vergangen-
heit in Bildern II, Jena 1908, Nr. 1012.

³⁾ Vgl. auch Theodor Hampe, Beiträge zur Geschichte des Buch- und Kunst-
handels in Nürnberg 2: Paulus Fürst und sein Kunstverlag. Sonderabdr. aus den
Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums 1914 und 1915, 159, Nr. 213;
Emile van Heurck et G. I. Boekennoogen, Historie de l'imagerie populaire fla-
mande, Anvers 1910, S. 610. Das Trautnersche Blatt in der Kartensammlung der
Berliner Staatsbibliothek Ya m 3550.

⁴⁾ Vgl. Karl Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 2², 39.

⁵⁾ Ignaz Hub, Die komische und humoristische Literatur des 16. Jahrhunderts,
Erster Band, Nürnberg 1856, S. 232—234.

⁶⁾ Johannes Bolte im Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft 30/31, 27—90.

⁷⁾ Vgl. W. P. C. Knuttel, Catalogus van de Pamfletten-Verzameling berustende
in de Koninklijke Bibliotheek, 's Gravenhage 8, Nr. 11640f.: De Onschult of zamen-
spraak tuschen de Geester van Imandt en Niemandt, Over de Droewige Pellegrimagie
van Lysbeth Jantz van Rawesway . . . 1678. — Ebd. Nr. 11640h: De Tweede On-
schult. Zynde Een nadere Contenance tuschen de Geester van Imant en Niemant . . .
Scheyteldockshaven . . . 1678. — Ebd. Bd. 5, Nr. 19913: Iemand en Niemand, of
zamenspraak tuschen Any body, een Engelsch gezjnde, Quelqu'un, en Fransch-
gezjnde; en Niemand een waar Patriot . . . 1781.

⁸⁾ Franz Joseph Bronner, Von deutscher Sitt und Art, München 1908, S. 309,
328 (auf Haussprüchen in Mittenwald und Oberammergau).

Niemand getan habe, sei es als Schimpfwort¹⁾ oder als Verdeutschung von 'Anonymus'²⁾.

Früh tritt neben die Scherzgestalt des 'St. Nemo' die des 'St. Invicem'³⁾, folgen Unsinnspredigten über das 'Nihil'⁴⁾, und als I. A. Brassicanus 1519 den 'Omnis' (Jedermann) verherrlicht, kennt die Freude an der Personifizierung solcher Begriffe in lateinischer, deutscher, englischer, französischer, niederländischer und spanischer Sprache keine Grenzen mehr⁵⁾. 1585 erscheint das Testament der Brentz-Andreanischen Ubiquität oder Frau Allenthalbenheit⁶⁾, 1714 widmet der Jesuit Franz Callenbach der Familie der 'Nisi' eine ebenso langatmige wie witzige genealogische Untersuchung⁷⁾. In den Bilderschatz der Sprechsprache dringt der 'Herr Überall' ein und erhält in Goethes 'Triumvirat' seine klassische Prägung⁸⁾. Auch Verpersönlichungen, wie Mahnhardt, Penthard, Burghardt, Lehnhard, finden in kupfergestochenen Bildblättern G. Altzenbachs zeitweise Anklang⁹⁾. Sie alle gehören heute der Geschichte an, während die Verbindungen mit 'Mann' volkläufig blieben, insbesondere der Niemand¹⁰⁾, der Jedermann und der Siemann¹¹⁾. Neben diesen kamen immer wieder Neubildungen

¹⁾ Zum Beispiel Illustriertes Wiener Extrablatt vom 2. Mai 1915: Der Inhaber eines Modegeschäftes stand vor Gericht wegen Beschimpfung einer Modistin, zu der er u. a. gesagt hatte: 'Was sind Sie denn, Sie blöde Gans, Sie Niemand? ... So ein Niemand, so ein Fratz!'

²⁾ So ist ein Aufsatz der Wiener Arbeiterzeitung vom 2. Mai 1915 unterzeichnet: 'Der bis jetzt alte Niemand'.

³⁾ Der erste Abdruck einer Predigt über St. Invicem durch W. Wattenbach im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. 15 (1868), Sp. 39—41. Vgl. auch Adolph Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter, Freiburg i. B. 1902, S. 29f.; Paul Lehmann, a. a. O. S. 244.

⁴⁾ Vgl. Anz. f. Kde. d. dtsh. Vorzeit 14, 342—44; P. Lehmann, a. a. O. S. 198, 244f.

⁵⁾ Man vgl. dazu die verschiedenen Aufsätze Boltes. Siehe auch Adolf Hauffen, Zur Literatur der ironischen Enkomien, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, Bd. 6 (1893), 67f.

⁶⁾ Testamentum ubiquitatis Brentz-Andreanae recens factum in pantopia, Justingae 1585. Deutsch: Testament vñ letzter will der Brentz Andreanischen Ubiquitet, oder Frawen Allenthalbenheit, jüngst in der weiten und breytten Gegend Pantopiae disponirt und auffgericht (1594). Vgl. Emil Weller, Die falschen und fingierten Druckorte, 1, Leipzig 1864, 11.

⁷⁾ Franz Callenbach, S. I., Genealogia Nisibitarum, Deß Uhralten Nisi-Stamm-Baum Geburts-Brieff usw. Gedruckt im Jahr 1714.

⁸⁾ Vgl. Rich. M. Meyer, Deutsche Parodien, München 1913, S. 50.

⁹⁾ Gemeint sind die Menschen, die mahnen, pfänden, borgen, leihen. Doch bleibt nur der Begriff des Mahnhart lebendiger. Vgl. die pädagogische Schrift von R. Niedergesäß, Lehrer Manhart von Großdorf, Wien 1871.

¹⁰⁾ Auch ein Nimmermann lebt im St. Nimmermannstag oder dem Nimmerlestag in der deutschen Sprechsprache fort. Zum St. Nimmerlinstag vgl. Alemannia 1 (1873), S. 151f.

¹¹⁾ Als ein weibhöriger Mann. Vgl. u. a. Johannes Bolte, Dr. Siemann und Dr. Kolbmann, zwei Bilderbogen des 16. Jahrhunderts: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 12 (1902), 296—307. Doch gibt es auch eine 'Frau Siemann'. Vgl. deren Abbildung bei Eugen Diederichs, Deutsches Leben in der Vergangenheit in Bildern 1, Jena 1908, 189 (Nr. 629).

auf, bald volkstümliche, wie die Bezeichnung der Freunde des Bräutigams bei der Newyorker Hochzeit als 'bestman'¹⁾, bald intellektuelle, wie der Typ des Als-Ob-Mannes nach der Philosophie Hans Vaihingers. In der alten Reihe solcher Verpersönlichungen aber steht der Manchermann (von manec=viel²⁾), ein wenig verschwommen zwar und darum nicht dem Zeichenstift und Pinsel der Maler verfallen, dafür durch Jahrhunderte eingeprägt in dem Spruch: 'Wenn Manchermann wüßt, wer Manchermann wär, gäb Manchermann Manchemann manchmal mehr Ehr.'

Unser Lehrspruch vom Manchermann findet sich zufrühest in Handschriften des 15. Jahrhunderts als eine offensichtlich zu jener Zeit beliebte Priamel. Der 1417 geborene und nach 1477 gestorbene Pater Gallus Kemly, dessen Freude an volkstümlichen Sprüchen und Bildern wir manch kleine, für die volkskundlich-literargeschichtliche Motivforschung wertvolle Aufzeichnung verdanken, hat ihn gleich in zwei der zahlreichen, von ihm gefertigten Handschriften gebucht³⁾. Einmal in dem zwischen 1466 und 1477 geschriebenen 'Promptuarium Ecclesiasticum' (dem heutigen Codex 692 der St. Gallener Stiftsbibliothek⁴⁾), das ihn S. 491 in folgender Fassung mitteilt:

Von manchman.

Manchman meint, er sig ouch ein man.
Wen aber manchman kumet, do manchman ist,
Manchman weisset nüt, wer manchman ist.
Wist manchman, wer manchman were,
Manchman det manchman ere.
Manchman wernet manchman sin
Und trittet her in grossem schin.
Wenn manchman kumet, do manchman ist,
So endowet manchman mitt einem fist.

Der gleiche Wortlaut kehrt in einer, vermutlich 1712 als Kriegsbeute an die Züricher Landesbibliothek gelangten, von dem nämlichen Schreiber gefertigten Handschrift (C 101/467), die auch einen 'Sermo de beatissimo Nemine' enthält, auf f. 162^r wieder⁵⁾. Lediglich der derbe, der sonstigen Überlieferung fremde Schlußsatz, den Kemly selbst nicht recht verstanden zu haben scheint, lautet hier sinnvoller: Do endaw manchman nitt einen

¹⁾ Schweizerisches Archiv für Volkskunde 20 (1916), 375.

²⁾ Seine Personifikation bezeugt auch die oberdeutsche Substantivierung 'ein Mancher' (statt des heute üblichen 'manch Einer'); vgl. Grimm, DWb 6, 1530.

³⁾ Nach dem Handschriftenverzeichnis der St. Gallener Stiftsbibliothek, das G. Scherrer 1875 in Halle drucken ließ, sind zwanzig, heute noch in der Klosterbibliothek aufbewahrte Handschriften von P. Gallus Kemly geschrieben. Näheres über seine Persönlichkeit ebd. S. 366f.

⁴⁾ Vgl. Johann Jakob Werner, Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters aus Handschriften gesammelt, 2. verm. Ausg., Aarau 1905, S. 215.

⁵⁾ Vgl. Johann Jakob Werner, Über zwei Handschriften der Stadtbibliothek in Zürich, Aarau 1904, S. 173. Diese durch einen Anhang erweiterte Dissertation erschien auch 1905 zu Aarau unter dem Titel: Beiträge zur Kunde der lateinischen Literatur des Mittelalters aus Handschriften gesammelt. Zur Handschrift vgl. auch Ders. im Anzeiger für deutsches Altertum 15 (1889), 140—145.

fist¹⁾. Daß diese Verse volkstümliche Kurzreimdichtung jener Zeit waren, bezeugt eine abweichende Fassung in der bekannten, zu Ausgang des 15. Jahrhunderts entstandenen Priamelhandschrift der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel (Cod. 2. 4. Aug. 2^o2), aus der bereits 1799 Johann Joachim Eschenburg unser Stück in seinen „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst“ zum Abdruck brachte³⁾:

Von einem weyssen man,
 Manch man kumpt, do manch man ist,
 Manch man weiß nicht, was manch man brist.
 Wüßte manch man, wer manch man wär,
 Manch man erböte manch man ehr.
 Manch man frauen und priester ehrt,
 Und seine kinder das beste lehrt,
 Und schämt sich auch, wan er übel thut,
 Der hat eins weissen mannes muth.

Möglicherweise sind diese zwei Fassungen selbst erst Schwellbildungen eines Vierzeilers, dessen erstes Reimpaar schwankt, während die beiden Endzeilen alter Festbestand zu sein scheinen. Einen jener Texte hat uns eine 1465 von Matthias Miller fertiggestellte, aus dem Dominikanerinnenkloster Maria-Medingen bei Donauwörth stammende Handschrift unter den Schreiberfüßeln zu Ende des Neunfelsenbuchs des Straßburger Gottesfreundes Rulman Merswin überliefert. Danach hat F. K. Grieshaber 1864 den Wortlaut nebst zwei vorangehenden Zweizeilern und einem folgenden zum Abdruck gebracht⁴⁾:

¹⁾ Zu den mannigfachen Lesefehlern Kemlys vgl. Ludwig Traube, *Regula S. Benedicti*, 2. Aufl., hsg. von H. Pleukers, München 1910, S. 36 (= Abhandlungen der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Bd. 25, 2. Abhandlung).

²⁾ Karl Euling, *Kleinere mittelhochdeutsche Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte*, II. Die Wolfenbüttler Handschrift 2. 4. Aug. 2^o, Berlin 1908 (= Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. 14: die sog. Wolfenbüttler Priamelhandschrift). Unser Text hier als 564. Priamel auf f. 133^v.

³⁾ Johann Joachim Eschenburg, *Denkmäler altdeutscher Dichtkunst*, Bremen 1799, Kap. 16: Priameln (S. 387—426); die Manchemannverse sind S. 425 als Nr. LXX abgedruckt. Friedrich Karl Frhr. von Erlach übernahm aus Eschenburg unseren Text in sein Buch *Die Volkslieder der Deutschen*, Bd. 1, Mannheim 1834, 224 (Nr. XXIX) mit dem Hinweis, daß sich die vier ersten Zeilen dieser Priamel bis auf unsere Tage im Mund des Volkes in folgender Abänderung erhalten haben: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr. Weil mancher Mann nicht weiß, wer mancher Mann ist, Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt.

⁴⁾ Franz Karl Grieshaber, *Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts*, 2. Abt., Stuttgart 1846, S. VIII. Der von Grieshaber gebuchte Text wurde von späteren Schriften mehrfach übernommen. So bei Ernst Ludwig Rochholz, *Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel der Schweiz*, Leipzig 1857, S. 30, Nr. 22, wo auch auf die Fassungen in Eschenburgs Denkmälern und im Liederbuch der Clara Hätzlerin verwiesen ist sowie auf verwandte Gedankengänge im Havamal und der Vigaglumsaga. Franz Magnus Böhme, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel*, Leipzig 1897, S. 302 (Nr. 1499) übernahm ebenso wie schon zuvor Georg Büchmann in seinen *Geflügelten Worten* (Berlin 1882, S. 414) die Quellenhinweise von Rochholz. Ein Abdruck der Fassung von 1465 auch bei August Stöber, *Elsässisches Volksbüchlein*,

Mench man sitzt by mengen man
 Und waist nit, was mench man kan.
 Und wist mench man, wer mench man wer,
 Do but mench man menchem man zucht und er, Amen.

Viel verbreiteter erscheint aber jene zweite Vierzeilerfassung des 15. Jahrhunderts, die fast völlig der ersten Hälfte der aus der Wolfenbütteler Handschrift wiedergegebenen Priamel entspricht und in einer aus dem Kloster Thierhaupten stammenden Foliohandschrift der Münchener Staatsbibliothek (Clm 21077¹) zu Ende von fünf deutschen Merkversen steht (f. 129^{va}):

Manig man kumpt, da manig man ist.
 Manig man wayst nit, wer manig man ist.
 West manig man, wer manig man wer,
 So tät manig man manigen man zucht und er.

Auch das berühmte, 1471 geschriebene Liederbuch der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin (Prag, Bibliothek des Nationalmuseums X A 12)²) enthält den gleichen Text als 16. Priamel (f. 5^{rb}), schickt ihm jedoch noch eine Verszeile voraus, die einem Volkslied entnommen ist: 'Laid chomt vß lieb!' Ohne jenen, in Zusammenhang mit unserem Spruch wenig angebrachtem Auftakt finden wir die Manchermannverse mit geringen Abweichungen des Wortlautes und der Schreibung auch noch in anderen Handschriften. So gibt sie ein lateinischer, 1449 von Simon Batz aus Homburg an der Saar angekaufter³), vermutlich in Erfurt geschriebener Briefsteller (Lübeck, Stadtbibliothek, Ms. Var. 152) auf f. 238^r neben wenigen anderen, kleineren Aufzeichnungen in deutscher Sprache wieder⁴), so auch die Handschrift 4^o 565 der Thüringischen Landesbibliothek zu Weimar

Mülhausen 1859, S. 60, Nr. 241 sowie (ohne Herkunftsangabe) bei Anton Birlinger, Nimm mich mit! Kinderbüchlein. Freiburg i. B., S. 28, Nr. 26, und bei Gustav Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen, Siegen o. J. (1897), S. 117. Carl Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1909 (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. 6), der den alten Text S. 134 gleichfalls abdruckt, bemerkt irrig, daß ihn Rulman Merswin selbst 1465 in seine Predigtbücher geschrieben habe.

¹) Vgl. *Catalogus Codicum Latinorum Bibliothecae Regiae Monacensis*, Bd. II, 2 (1876), 295. Nach dieser Handschrift sind die Verse abgedruckt bei Andreas Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch* I, München 1872, Sp. 1605.

²) Carl Haltaus, *Das Liederbuch der Clara Hätzlerin*, Quedlinburg und Leipzig 1840 (= Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur, Bd. 8). Unser Stück ist auf S. LXIX, Nr. 12 abgedruckt. Vgl. auch Karl Geuther, *Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin*, Halle a. d. S. 1899.

³) Simon Batz war 1441 Baccalaureus in Erfurt, 1444 Magister artium, 1457 Rektor der Erfurter Universität und starb 1464 als Syndikus zu Lübeck. Zu seiner Bibliothek vgl. Theodor Gottlieb, *Über mittelalterliche Bibliotheken*, Leipzig 1890, Nr. 854.

⁴) Der Text ist nach dieser Handschrift abgedruckt von W. Wattenbach in *Bartschs Germania* 17 (1872), 184. Zu dem oft zitierten Codex vgl. besonders noch *Anz. f. Kde. d. dtsch. Vorzeit*, N. F. 20 (1873), 6—8, 33—36, 70—77; Karl Hampe in den *Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung* 40 (1925), 189—204; Ders. in den *Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften* 1917, Abh. 6 und 1923, Abh. 8.

(f. 22^r), deren Herkunft unsicher ist, deren Schreibung aber bayrische Merkmale aufweist¹⁾. Auch hier scheint unser Text noch im 15. Jahrhundert niedergeschrieben zu sein, während andere Stücke dieses Codex auf Schreiberhände des 16., ja des 17. Jahrhunderts hinweisen. Nach 1600 treten dann die Manchemannverse vielfach schon zu jenem Zweizeiler abgeschliffen auf, der heute noch allgemein bekannt ist. Aus der Priamel ist ein Epigramm geworden, das man sich in Stammbücher schrieb, als Devise zulegte, und das wohl auch schon als Haus- und Wandspruch Verwendung fand. So liest man 'Wen Manch Man wiset, wer mancher Man wer, Thet Mancher Man Manchen Man große ehr' als 58. Spruch zwischen zahlreichen anderen deutschen und lateinischen Epigrammen in dem zwischen 1586—1619 geschriebenen Stammbuch des aus Nürnberg stammenden, in Leipzig Jurisprudenz studierenden Nicolaus Schleicher (London, Britisches Museum, Cod. Eg. 1206), und ein schlesisches Wappenbuch des 16. Jahrhunderts (Breslau, Stadtbibliothek, Cod. R. 690) führt unter den Wappensprüchen und Symbolen verschiedener, meist adeliger Herrn auf f. 199^v als Symbolum des Hans Muelich unseren Sinnspruch fast in der gleichen Form auf: 'Wüste manch Man wer Manch man wer, Mach [!] man thedt manchem Man groß ehr.' Auch 1762 finden wir unsere Merkverse noch in einem studentischen Stammbuch (Valcker aus Trarbach) wieder, das sich in der Jenaer Universitätsbibliothek erhielt²⁾. Da in der obenerwähnten Lübecker Handschrift (Ms. Var. 152) den mit 'Item ex alio' überschriebenen Manchemannversen die Aufschrift für einen Ratssaal oder ein Gastzimmer vorausgeht, scheint der Schreiber unsere Sentenz gleichfalls als geeignet für eine Wandinschrift in einem öffentlichen Gebäude erachtet zu haben. Auch tritt sie uns späterhin in einer scherzhaften, im Holsteinischen volkläufig gewordenen³⁾ Umdeutung im Brautzimmer des Lübecker Ratweinkellers entgegen:

Mennich Mann lude singet,
Wenn man em de Brut bringet.
Wußte he, wat man em bröchte,
He veel leever wenen möchte⁴⁾.

Die verschiedenen, ersichtlich schon stark zersprochenen und zerdichteten, ja schließlich ins Travestierende gewandten Belege, denen sich zweifellos noch andere zugesellen werden, lassen als Vorbild eine spätestens gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts beliebt gewordene Priamel unbekannter Herkunft erkennen, die aus der Freude des Mittelalters an solchen, besonders in klösterlichen Kreisen gepflegten Wortspielereien herauswuchs. So kleideten sich lateinische wie deutsche Lehrsätze und Lebensregeln mit Vor-

¹⁾ Die Handschrift ist beschrieben bei Adalbert von Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert 3. Teil, Stuttgart 1859, 1453—63; unser Spruch Nr. 47.

²⁾ Johannes Lewalter und Georg Schläger, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Kassel 1911, S. 374 (Anm. zu Nr. 488).

³⁾ Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Braunschweig 1898, Sp. 394.

⁴⁾ J. Diermissen, Ut de Mußkist. Plattdeutsche Reime, Sprüche und Geschichten für Jung und Alt, Kiel 1862, S. 44, Nr. 203.

liebe in kurze Versformen, die, gleich unserem Manchermannspruch spielerisch die Stichworte wiederholen. Aus der Fülle solcher Beispiele sei hier nur je ein deutscher und ein lateinischer Sinnspruch herausgegriffen. In der angezogenen Züricher Handschrift C 101/467 gibt P. Gallus Kemly einen in seinem technischen Aufbau verwandten deutschen Zweizeiler (f. 51^r) wieder: 'Wenn nicht wirt zu icht, Do eracht daz selb icht vff niemand nicht', und die Baseler Handschrift A XI 67 (aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts) ermahnt: 'Tu nichil es, nisi deo; ergo deo! conspice, si deo. Prospicite cui deo; perdita multa vides'¹⁾. Dazu kommt weiterhin die Vorliebe der deutschen Priamel-literatur des 15. Jahrhunderts für die Verwertung der Worte 'mancher' und 'Mann', die schon dem flüchtigsten Durchblätterer der Wolfenbütteler Priamelhandschrift auffallen muß²⁾. Die besonders glückliche, in ihren Wortspielen einprägsame Fassung unseres Reimspruches sowie die Bildhaftigkeit der Manchermannsgestalt neben dem Jederman, Niemand und verwandten, in Ernst und Scherz schillernden Verpersönlichungen erklären ohne weiteres das zähe Leben unseres Merkspruches gegenüber anderen, gleichzeitig entstandenen und in Verse gebrachten Lebensweisheiten.

Für die Frage nach dem volkstümlichen Weiterleben der Manchermannverse vom 16.—20. Jahrhundert würde ein noch so zeitraubendes Aufspüren aller literarischen Einzelbelege kaum eine wesentliche Aufhellung bringen. Aber seine Verwertung zu Albumeinträgen, Devisen, Wandinschriften und schließlich sogar seine Aufnahme in die Ziegelsprüche³⁾ sind sprechende Beweise seiner Volkläufigkeit. Doch beleuchtet diese Beliebtheit klarer als alles andere die Zahl der Legenden, die sich vom frühen 17. Jahrhundert bis in unsere Tage um die Entstehung unseres Sinnspruches ranken. Philipp Hainhofers Tagebuch von 1617⁴⁾ gibt uns die erste Kunde einer solchen, mit dem Pfalzgrafen bei Rhein⁵⁾ verknüpften Geschichte:

¹⁾ Vgl. Johann Jakob Werner, *Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters*. Sammlung mittellateinischer Texte, hsg. von Alfons Hilka, 3. Aufl., Heidelberg 1912, S. 98 (Nr. 48).

²⁾ So (um wenigstens ein paar Belege zu geben) die 3. Priamel: Viel mancher will all welt anplern, Und seyn doch gegen ihr weiber narren. Was mancher ein woche gewinnen kann, Das wiert ihn sein ein feyrtag an. Priamel 24: Mancher dünkt sich ein weißer Mann; Hätt er so wenig, als ich han, Er wär ein narr gleich als ich bin. Die Priameln 44, 55, 60 beginnen: Welch man hat ein lehrknecht . . . Welcher man seim ehlichen weib ist feind . . . Welch man sich vor dem alter besorgt . . . Und so weiter.

³⁾ Lewalter und Schläger, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel*, verweisen S. 374 (in der Anm. zu Nr. 448) auf einen Ziegel zu Freiberg i. Sa. vom Jahr 1812, der unsern Spruch als Zweizeiler inmitten zweier anderer Zweizeiler enthält.

⁴⁾ Philipp Hainhofers Reise-Tagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahr 1617, Stettin 1834, S. 151f. (= Baltische Studien, Jg. 2, Heft 2, Stettin 1834).

⁵⁾ Die Pfalzgrafenwürde war zu jener Zeit lediglich ein Ehrentitel der Kurfürsten, die das ehemalige Pfalzgrafengebiet (hier das rheinische) innehatten. Vgl. Carl Pfaff, *Geschichte des Pfalzgrafenamtes nach seiner Entstehung und Bedeutung*, Halle 1847, S. 91ff.

Am 23ten Oktbr. wider fortgerayset, zwischen Leipzig und Weißenfelß etliche Raysige in blawen Mänteln in 2. Truppen angetroffen . . . Ein Wail hernach bekompt unß ain deckter Packwagen ohne Wappen, da fragen wir aber mahlen, wer diser raysende Herr mit sovil Pferden und Wägen seye, sagen die Fuhrleut, es seye ain Reingraf. In der Höhe haben wir auch aine Landkutschen fahren sehen, aber nit gewußt, daß sie hieher gehört. In der Mittag-Herberg zu Weissenfelß aber haben wir erst erfahren, daß es deß Churfl. Pfalzgrafen Drl. seyen, welche von Erfurt, aus Mangel der Postpferdt, auf einer Landkutschen unbekant nacher Berlin zu Th. Kündt-tauf fahren, und haben wir uns erst ambiguae et tectae responsionis des Packgutsker erinnert, daß diser raysende Herr ain Reingraf seye. Darüber ain anderer Gast in der Herberg diser Reumen erzehlt hat:

Wan mancher Mann wüßte, wer mancher Mann were,
So thete mancher Mann manchem Mann grose Ehre;
Weil aber mancher Man nit waiß, wer mancher Mann ist,
So bleibet ein Jedermann, der er ist.

Und noch: Jedermann vertraue nit Jedermann;
Denn Jedermann waiß nit, Wer Jedermann ist.

Leitet auch dieser Bericht Hainhofers noch nicht unsere Verse aus jenem Erlebnis her, so bezeichnen spätere Legenden unmittelbar hohe fürstliche Persönlichkeiten als Schöpfer des Manchermannspruches: König (Kaiser) Sigismund (1368—1437), Jakob II. von England (1633—1701), Karl XII. von Schweden (1682—1718), Friedrich den Großen (1712—1786). Dabei verbindet sich die Legendenfassung, die die Sentenz auf den 1411 zum König gekrönten, nachmaligen Kaiser Sigismund bezieht, dem Schweidnitzer Keller im Breslauer Rathaus, an dessen Wänden neben allerlei anderen Spruchweisheiten noch heute eine verräucherte Tafel unsere Verse verkündet. Den ältesten Hinweis auf sie gibt uns eine handschriftliche Topographie Schlesiens aus dem 18. Jahrhundert, die sich unter den Handschriften der Breslauer Universitätsbibliothek (4 F 113 b¹) erhielt. In dieser 'Topographia seu Compendium Silesiae Persii. Begreift in sich nach der neuen Eintheilung Mittel Schlesien Darinnen die Fürstenthümer usw.' werden eine Reihe von Stubensprüchen angeführt, darunter S. 62 unter der Überschrift 'Vom Schweidnitzer Keller 1356' unsere Verse in der Fassung 'Wan mancher man wüste wer mancher mañ wäre, Manch man thäte manchen man größere Ehre'. Die hier vermerkte Jahreszahl dürfte selbst dann legendär sein, wenn die heutige, bestenfalls ins 18. Jahrhundert zurückzuführende Tafel eine ältere Inschrift ersetzt hat. Weiß doch keine der zahlreichen, früheren Breslauer Chroniken, die über die Raritäten des Schweidnitzer Kellers berichten, von ihr zu vermelden²). Doch muß sich

¹) Eine Anfrage im Briefkasten der 'Münchener Hausfrau' 1914, durch die ich die Beliebtheit der Manchermannverse in Erwachsenenkreisen feststellen wollte, brachte Antworten, die den Spruch auf Jakob II., Karl XII. und Friedrich den Großen zurückführten, nicht aber auf Sigismund.

²) Ich verdanke diesen Hinweis ebenso wie die Kenntnis der Schriften Finks und Sittenfelds der steten Hilfsbereitschaft Josef Klappers, der die Breslauischen Chroniken des 16.—18. Jahrhunderts durchgesehen hat. Nach Hermann Markgrafs 'Kleineren Schriften zur Geschichte Schlesiens und Breslaus (Breslau 1915; S. 223 bis 239: Unser Schweidnitzer Keller vom 14. bis zum 20. Jahrhundert) berichten für die Jahre 1332—1392 lediglich Stadtrechnungen von seinem Dasein.

spätestens in der Zweithälfte des 18. Jahrhunderts der Spruchtafel eine Ursprungssage beigesellt haben. So berichtet Johann Ernst Fabris 'Elementargeographie oder des Semler-Schützischen Elementarwerkes zweyter Theil' (Halle 1786¹⁾): 'Im Ratskeller, der sonst auch der Schweidnitzerkeller heißt, fangen einige große, gewölbte Gänge an, die unter etlichen Straßen und Häusern weggehn. Die Breslauer erzählen: ein gewisser Kaiser hätte einmal verkleidet einen dieser Gänge besucht. Zum Andenken dieser Begebenheit zeigt man noch eine große, weiße Tafel, auf welcher mit schwarzen Buchstaben geschrieben ist: 'Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre, Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre.' Ohne auf die hier geschilderten Einzelheiten und besonders die Wanderung durch die unterirdischen Gänge einzugehen, ist Fabris' Hinweis von Carl Adolph Menzel in seine 'Topographische Chronik von Breslau' (1805/06; S. 200) bei der Erwähnung der sechs hölzernen Inschrifttafeln mit Verhaltensmaßregeln für die Gäste oder allgemeinen moralischen Sentenzen übernommen worden. Auch eine erst 1840 in Breslau erschienene Flugschrift von 20 Seiten 'Der Schweidnitzer Keller in Breslau und das Baierrische Bier', die unsere Spruchtafel neben anderen als über der Tür des Saales rechts der Treppe hängend bildmäÙig wiedergibt, bemerkt dazu lediglich: 'Es soll der Spruch sich auf den Besuch eines Kaisers im Keller beziehen, der unerkant einst hier schnöde behandelt ward und deshalb die Tafel zum Andenken aufzuhängen befahl.' In dieser allgemeinen Form lebte die Legende im Volksmund weiter, so daß auch Richard Kühnau in seinen Breslauer Sagen²⁾ den Spruch, der an der Treppe zum Schweidnitzer Keller zu lesen sei [!], nur ganz allgemein kommentiert: 'Eine Sage behauptet, daß einmal ein Kaiser — es wird nicht gesagt, welcher — den Schweidnitzer Keller unbekant besuchte und dabei eine recht schnöde Behandlung erfahren habe. Zum Angedenken dessen sei der Spruch angebracht worden.' Ersichtlich war es in der Ersthälfte des 19. Jahrhunderts weniger die Entstehungsgeschichte als die moralische Lebensweisheit der Manchemannverse, die der Wandtafel Beachtung verschafften. So hat ihnen schon 1800 Georg Gustav Fülleborn im ersten Jahrgang seiner Wochenschrift 'Der Breslauische Erzähler' (S. 665—668) eine nachdenkliche Betrachtung gewidmet in der Überzeugung, daß jene Verhaltensregel nicht nur im Schweidnitzer Keller hängen solle, sondern überall da, wo Menschen zusammen kommen, die einander nicht persönlich kennen. Dabei verweist er die Knaben und Jünglinge auch noch auf eine Reihe anderer Kernsprüche, die er als beachtenswerte Vorschriften für das ganze Leben empfiehlt. So scheint sich die weitere Entwicklung unserer Legende (von der Fülleborn überhaupt keine Notiz nahm) und damit die Verknüpfung mit König Sigismund erst in der Zweithälfte des 19. Jahrhunderts unter mehr oder minder gelehrtem Einfluß vollzogen zu haben. In der 'Geschichte der landesherr-

¹⁾ = Neues Elementarwerk für die niederen Klassen lateinischer Schulen und Gymnasien, zweyter Theil. Geographisches Lehrbuch für die ersten Anfänger oder die unterste Klasse. Zwote verbesserte Auflage, Halle 1786, S. 92.

²⁾ Richard Kühnau, Breslauer Sagen, Breslau 1926, S. 65, Nr. 37.

lichen Besuche in Breslau' (Breslau 1897, S. 30) von Erich Fink findet sich folgende Darstellung: 'Trotz seiner Strenge wird ihm [d. i. dem König] nachgerühmt, daß er wie sein Vater [= Karl IV.] es geliebt habe, sich unter die Bürger zu begeben und unerkannt ihren Gesprächen zu lauschen. Dieser Gewohnheit soll sich Sigismund auch in Breslau hingegeben haben und ihm dabei folgendes, wenn auch keineswegs verbürgtes Histörchen begegnet sein. Eines Tages hatte er sich wieder allein an einem Tisch im Schweidnitzer Keller niedergelassen, als er vom Nebentisch vernahm, wie einige Breslauer ihrem Unmut über ihn in unzweideutiger Weise Worte liehen. Nachdem er sein Bier ausgetrunken, soll er nun, wie die Fama erzählt, vor dem Weggehen auf seinen Platz die allbekannten Worte geschrieben haben: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, Gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.' Eine letzte, dichterische Ausgestaltung dieser Sage knüpft in jene Szene das Lümmelglöcklein des Schweidnitzer Kellers ein, das schon Fülleborn im gleichen Jahrgang seiner obenerwähnten Zeitschrift (S. 644ff.) zu verwandten moralischen Betrachtungen wie die Manchemannverse veranlaßt hatte, die in einem scherz-ernsthaften Vorschlag seiner Einführung in die gesellschaftlichen Unterhaltungen gipfelten. In seinem Gedichtband 'Schlöi'sches Quellbündel' (2. Aufl., Breslau 1905, S. 49) schildert Ludwig Sittenfeld, wie Kaiser Sigismund bei einem stillen Trunk 'Schöps' von den Bürgern geschmäht und schließlich nach dem dreimaligen Läuten der Lümmelglocke vom Hausknecht aus dem Keller gewiesen wurde:

Doch kaum war er fort, entdeckte
bald der Schenke, fein geschnitzelt,
mit dem Messer eingekritzelt,
was den Bürger arg erschreckte!
Von geschickter Meisterhand
deutlich dort zu lesen stand:
,Wenn mancher Mann wüßte,
wer mancher Mann wär,
tät mancher Mann manchem
wohl manchmal mehr Ehr!'
Und erst laut — vor Schreck, dann leiser
tönt es aus der Bürger Reihn:
,Der das schrieb, das war der Kaiser;
möge Gott uns gnädig sein!'

Und der Kaiser war genädig,
hieß von Buße alle ledig.
Nur zum Angedenken ward
an dem altberühmten Orte
mit des Kaisers nützigem Worte
eine Tafel aufbewahrt. —

Lange diese Tafel blieb,
— weil ein Fürst im Keller rar ist —
bis ein Zweifler drunter schrieb:
Wer weiß, ob's auch wahr ist¹⁾.

¹⁾ In Wirklichkeit steht dieser letztere Sinnspruch, der sich neben den Manchemannversen als 'Eulenspiegels Spruch' einer besonderen Beliebtheit erfreut, auf einer

Noch unklarer als die Beziehung auf König Sigismund liegen die Verknüpfungen unseres Spruches mit Herrschern des 17. und 18. Jahrhunderts. Doch scheint der zuerst 1903 in Halle a. d. S. erschienene 'Deutsche Zitatenschatz' des David Haek die Verbindung mit Jakob II. wachgehalten zu haben: 'Manche schreiben dieses Sprüchlein König Jakob II. von England zu, der es — natürlich in englischer Sprache — einem groben Wirt, bei dem er unerkannt einkehrte, beim Entfernen auf den Tisch schrieb. Aber ähnliches wird auch von manchem anderen erzählt. Als Inschrift befindet es sich auch im Schweidnitzer Keller zu Breslau¹⁾.' Lediglich einer Münchener Antwort auf die oben (S. 142, Anm. 1) erwähnte Rundfrage verdanke ich den Hinweis, daß auch die Gestalt Karls XII. von Schweden sich unserer Legende einbezog. Schreibt doch der betreffende Einsender:

'Ich berichte, was ich über jenen Ausspruch weiß, ohne aber bestimmt versichern zu können, daß das, was ich erzähle, wirklich sich zugetragen hat. König Karl XII. von Schweden, der bekanntlich ein gewaltiger Kriegsheld war, machte den Russen sehr viel zu schaffen. Nach einer verlorenen Schlacht irrte er lange Zeit im Walde umher und war glücklich, nach langem vergeblichen Suchen ein einsames Gehöft zu finden, das von einem Bauern bewohnt war. Derselbe empfing ihn nichts weniger als liebenswürdig, nahm ihn aber doch auf und bot ihm für die Nacht ein primitives Lager, nicht ohne zu murren über die Mühe und Arbeit, die so ein Reitersmann verursache. Der König gab sich seinem Untertanen nicht zu erkennen, und da er fürchtete, verfolgt und bei dem Bauern entdeckt zu werden, machte er sich in aller Frühe, ehe der Bauer erwachte, auf und davon. Beim Verlassen des Hauses schrieb er an die Türe: 'Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.' Natürlich schrieb er das nicht in deutscher Sprache und auch wohl in anderm Wortlaut; woher die drollige deutsche Übersetzung stammt, weiß ich nicht.'

Wirken und Gestalt des kurfürstlichen Pfalzgrafen bei Rhein, des deutschen Kaisers Sigismund, des englischen Königs Jakob II. und des schwedischen Herrschers Karl XII. sind längst dem Gedächtnis des deutschen Volkes entschwunden, so daß es nicht wundert, wenn unsere Legende auf eine andere, sagnerfülltere Persönlichkeit, auf Friedrich den Großen abwanderte. Zwar wissen die älteren, sich um Friedrich II. rankenden Anekdotensammlungen noch nichts von unseren Manchermannversen zu berichten²⁾, doch scheint im späteren 19. Jahrhundert schon eine der auf

anderen Wandtafel des Schweidnitzer Kellers. Die Merkwürdigkeit, daß Sittenfeld glaubte, die Spruchtafel sei verschwunden, wiederholt sich bei Karl Rother, Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten (Breslau 1928), der beim Abdruck unseres Spruches (S. 238) bemerkt: 'Soll im Schweidnitzer Keller in Breslau gestanden haben.' Johann Georg Theodor Grässes Sagenbuch des Preußischen Staats, Bd. 2, Glogau 1871, erwähnt nur kurz (S. 1621) unseren 'Spruch im Schweidnitzerkeller an der Wand' unter den 'Spöttereien', indem er einen 'Die Wahrzeichen von Breslau' betitelten Aufsatz von G. Schäfer in der Illustrierten Zeitung von 1858 (S. 194) zum Wiederabdruck bringt.

¹⁾ Vgl. D. Haek, Deutscher Zitatenschatz, Halle a. d. S. o. J. (1913) (= Ideal-Bibliothek, Bd. 5), S. 257, Nr. 2022.

²⁾ Zum Beispiel: Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzüge (!) aus dem Leben Friedrichs (!) des Zweiten, Königs von Preußen. 4 Bde., Küstrin 1788—90; Kleine Sammlung verschiedener Anekdoten, welche sich unter dem 46. Regierungsjahr König Friedrichs II. zugetragen haben. Neue verbesserte Auflage, Berlin 1806;

den Alten Fritz bezüglich den Fassungen gebucht zu sein. Wenigstens betonen drei der wiederholt erwähnten Einsendungen auf die Anfrage in der 'Münchener Hausfrau' (1914) die Verfasserschaft Friedrichs des Großen, wobei sie die Anekdote wiederum in den Schweidnitzer Keller verlegen. Dabei gibt einer dieser Berichte als Quelle seines Wissens das im Verlag von E. F. Thienemann in Gotha erschienene Lesebuch von Theodor Kriebitzsch (1819—87) an. Dieses 'Lesebuch für deutsche Lehrerbildungsanstalten', das der unermüdliche, weit wirkende pädagogische Schriftsteller Theodor Kriebitzsch¹⁾, der seit 1860 Direktor der Städtischen höheren Töchterschule in Halberstadt war, gemeinsam mit dem Erfurter Seminardirektor Dr. C. Kehr²⁾ herausgab, erschien in seinen ersten drei Bänden 1874, im vierten ein Jahr darauf. Auch fertigte Kriebitzsch seit 1876 noch einen umfänglichen Ergänzungsband: 'Zum Lesebuch. 300 Lesestücke, poetische und prosaische, mit Auslegungen für den Schulgebrauch', von dem 1881 eine zweite Auflage vorlag. Eine Durchsicht dieser fünf Bände ergab, daß ihre Erstauflagen die Manchermann Erzählung nicht enthalten³⁾, doch bleibt die Möglichkeit, daß sie in späteren Bearbeitungen Aufnahme fand, bestehen, da die einzelnen Bände zahlreiche Auflagen (wenigstens zwischen 10—19) erlebten. Wie sich unabhängig vom Schweidnitzer Keller, aber auf Schlesien bezogen, die Anekdote im Volksmund erhielt, zeigt ein 1926 von Gustav Friedrich Meyer aus dem Munde eines blinden (1856 geborenen) Reepschlägers zu Großenbrode (Kr. Oldenburg) aufgezeichneter Beleg⁴⁾:

'De ol Fritz is mal as Handwarksbursch na Schlesien kamen. In de een Stadt geiht he na so'n lütt Wirtschaft rin un lett sik to eten un to drinken geven. Dar kamt noch mehr un de wunnert sik je öwer. Wat he von Kunn is? fragt se. Dat will he ni segg'n, un do krigt se em bi'n Kragen un smiet em rut. Do seggt he: ,Wenn

Sammlung von Hundert und Zwanzig der interessantesten und witzigsten Original-Anekdoten von Friedrich dem Großen und Napoleon. 2. durchges. Aufl., Quedlinburg und Leipzig 1837; Anekdoten von Friedrich dem Großen, dem Alten Fritz, Bielefeld o. J. (1876). Auch die (1789 von Ciaramelli auch ins Italienische übertragenen) 17 Bändchen 'Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten', Berlin 1786—89 (1.—3. Aufl.) kennen unsere Legende nicht.

¹⁾ Über den Mann und sein Werk vgl. Paul Kriebitzsch (Lehrer am Gymnasium in Prenzlau), Karl Theodor Kriebitzsch. Sein Leben und seine Schriften. Halberstadt 1888.

²⁾ C. Kehr, der 1885 starb, war bis 1873 Seminardirektor in Halberstadt. Hier wirkte auch Kriebitzsch von 1850—60 als erster Lehrer.

³⁾ Die herzogliche Bibliothek in Gotha, die allein die fünf Bände in Erstdrucken besitzt, stellte mir diese freundlichst zur Verfügung. — Auch in den mir vorliegenden Ausgaben anderer Schulbücher Kriebitzschs fand sich die Manchermann-Legende nicht vor. So im Leitfaden und Lesebuch der Geschichte für Schulen in 4 Stufen, Berlin 1866 (5. Aufl. 1882); Lehr- und Lesebuch zur Literaturgeschichte, vornehmlich für Seminarien usw., Leipzig 1851 (5. Aufl. Berlin 1878; 7. Aufl. Bielefeld und Leipzig 1898); Allgemeine Geschichte in Sprüchen und Gedichten, Erfurt und Leipzig 1850 (späterhin völlig umgearbeitet: 'Gedichte und Sprüche zur Geschichte, 2. Aufl., Breslau 1887); Allgemeine Geschichte in Charakterbildern, Magdeburg 1852/53.

⁴⁾ Ich verdanke den im Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung befindlichen Text dem Leiter dieses Archivs, Dr. Gottfried Henßen.

mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär, gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.'¹⁾

In die Sprichwörtersammlungen des 19. Jahrhunderts fanden die Merkverse vom Manchermann vielfach Aufnahme. Wilhelm Körte hat sie 1837 sowohl als Zweizeiler wie als Vierzeiler gebucht, wobei die vollere Fassung sich eng an den oben aus der Thierhaupter Handschrift des 15. Jahrhunderts wiedergegebenen Text anschließt¹⁾, und K. F. W. Wander hat danach den Wortlaut in sein 'Deutsches Sprichwörter-Lexikon' übernommen²⁾. Andere Sammlungen stützen sich auf ältere, literarische Belege, so Franz Tetzners 'Deutsches Sprichwörterbuch'³⁾ auf des Freiherrn von Erlach Vierzeilerfassung aus dem Volksmund, Georg Büchmanns 'Geflügelte Worte'⁴⁾ auf den von Grieshaber mitgeteilten Text von 1465. Dagegen gibt Franz von Lipperheide⁵⁾ den heute geläufigsten Zweizeiler nebst einer Verweisung auf die Inschrift im Schweidnitzer Keller. Für die niederländische Sprache bezeugt den Spruch Harrebomée⁶⁾ in der Form: 'Zoo menig man wist, wat menig man is [!], menig man deed menig man groote eere', wobei er den Text einer 1550 zu Campen gedruckten Sprichwörtersammlung entlehnt⁷⁾. Eine Reihe verwandter Merksätze, die sich mit dem Allmann und Vielman, dem Mehr- und Mindermann, dem Ander-, Höher- und Niedermann befassen, weisen auf die Beliebtheit solcher Verpersönlichungen in den Niederlanden bis zu unseren Zeiten hin⁸⁾.

Über den Zeitpunkt, zu dem die Manchermannverse in den Kinder- und Kindermund eindrangen, sind wir uns weniger klar als über die Gründe ihrer besonderen Beliebtheit im Kreis der jugendlichen Sprechübungen, der 'Zungenbrecher' und 'Zungenknacker'. Während die ältesten Sammlungen der Kinderlieder und -spiele unseren Spruch noch nicht aufführen⁹⁾, beziehen

¹⁾ Wilhelm Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, Leipzig 1837. Nr. 4052: Es kommt Mancher, der Mancher ist / Nicht weiß Mancher, wer Mancher ist: / Wenn Mancher wüßte, wer Mancher wär / Er thät ihm größere Gunst und Ehr.'

²⁾ K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 3, Leipzig 1870, 358.

³⁾ Franz Tetzner, Deutsches Sprichwörterbuch, Leipzig o. J., S. 212.

⁴⁾ Georg Büchmann, Geflügelte Worte, Berlin 1882, S. 414.

⁵⁾ Franz von Lipperheide, Sprichwörterbuch, München 1909, S. 586.

⁶⁾ P. I. Harrebomée, Spreekwoordenboek der Nederlandsche Taal, 1. Deel (Utrecht 1858), S. 174.

⁷⁾ Gemeene Duytsche Spreekwoorden: Adagia oft Prouerbia ghenoeemt. Seer ghenuechtlich om te lasen, ende profitedelich om te weten, allen den ghenen, die da wijslik willen leren Spreken ende Schrijven, 1550, bl. 3. Über die Beziehung dieser Sammlung zu der des Johannes Agricola (der die Manchermannverse nicht aufführt) vgl. Friedrich Latendorf, Agricolas Sprichwörter, ihr hochdeutscher Ursprung und ihr Einfluß auf die deutschen und niederländischen Sammlungen, Schwerin 1862.

⁸⁾ Zum Beispiel: Allmans vriend is veelmans gek — Als hoogerman komt, moet lagerman buigen — Als meerderman komt, moet minderman wijken — Beter een andersmans vrouw, den zelf verlegen, usw.

⁹⁾ So noch nicht bei Karl Simrock, Das deutsche Kinderbuch, Frankfurt a. M. 1848, wiewohl hier schon andere Sprechübungen aufgeführt sind. Wohl aber stehen die Manchermannverse in der dritten, vermehrten, 1879 zu Basel erschienenen Auflage als Nr. 1073 auf S. 308.

ihn spätere meist ihren Sprechübungsbelegen, bald als Vierzeiler¹⁾, bald als Zweizeiler²⁾, ein. Vereinzelt findet man auch beide Fassungen nebeneinander³⁾, ganz selten eine mundartliche Wiedergabe⁴⁾. Dabei stellten die Mehrzahl der Sammlungen unseren Spruch unter die 'Schnellsprechübungen', während andere weitsichtiger von Zungenübungen, 'Sprechübungen und Buchstabenscherzen'⁵⁾, von 'Zungenreimen und Sprachscherzen'⁶⁾ und von 'Kinderlinguistik'⁷⁾ reden oder ihn einfach in einem Kapitel 'Sprachliches' unterbringen⁸⁾. Die überwiegende Menge der unter diesen Stichworten vereinten Kindersprüche sind reine Scherzbildungen, bei denen alle Worte (oder doch die meisten) mit dem gleichen Buchstaben beginnen, wie etwa: Mein Meister Müller Michel mahlt meiner Mutter Mehl, Weil mir meine Mutter morgen Milchmus und mangs Mütscheli machen muß⁹⁾ — Wir Westerwälder Waschweiber wollen weiße Windeln waschen, wenn wir wüßten, wo warmes Wasser wäre¹⁰⁾ — 'Sechzig Säcke voll sächsischer Schuhzwecken' oder 'Sechsendsechzig sechseckige Schusterschuhzwecke'¹¹⁾. Manche dieser gekünstelten Satzgebilde sind erst durch Wortwiederholungen in umgekehrter Reihenfolge zu zungenbrecherischen Schnellsprechübungen geworden: Hinner Hanne Henrichs Haus hängen hundert Hemde haus /

¹⁾ Zum Beispiel bei Aus dem Kinderleben. Spiele, Reime, Rätsel. Oldenburg 1851, S. 60; Simrock, a. a. O.; Fr. Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele, Berlin 1867, S. 418; Eduard de la Fontaine, Die luxemburger Kinderreime, Luxemburg 1877, S. 137, Nr. 541; Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderreime aus dem Vogtlande, 2. verm. Aufl., Plauen i. V. 1894, Nr. 227; Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1879, S. 302, Nr. 1499; W. Knapp, Kinderreime im Nassauer Lande, Aumenau (Lahn) 1909, S. 85, Nr. 8.

²⁾ Zum Beispiel bei E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz, Leipzig 1857, S. 30, Nr. 22; Joh. u. G. Gierl, Das Kind der Natur bei Lust und Spiel: Das Bayerland, Bd. 6 (1895), 256; Gustav Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen. Aus dem Volksmund gesammelt. Siegen o. J. (1897), S. 73, Nr. 238; Albert Brenner, Baslerische Kinder- und Volksreime, 2. verm. Aufl., Basel 1902, S. 84 (die erste, anonym erschienene Auflage enthält den Spruch noch nicht); J. Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder und Kinderreime, Frankfurt a. M. o. J. (1909), S. 71.

³⁾ So bei Karl Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel, Wiesbaden 1929, S. 145, Nrn. 2304—2306. Hier auch eine späte Variante der Zweizeilerfassung: Wenn mancher Mann wüßte, was mancher Mann wüßt (!), Wär mancher Mann weniger als er jetzt ist.

⁴⁾ de la Fontaine gibt a. a. O. den Luxemburger Text: Wa muonchere wesst, wat muonchere weer / Mech muonechmet muoncheren muoncherengen / Do muonchere net wes, we muoncheren as, Get muonechmol muoncherengen muoneches ferwass.

⁵⁾ Brenner, Baslerische Kinder- und Volksreime, S. 84 (1. Aufl. S. 81).

⁶⁾ Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder, S. 71.

⁷⁾ Nürnberger Kinderlieder: Das Bayerland 1 (1890), 383.

⁸⁾ Aus dem Kinderleben, Oldenburg 1851, S. 60.

⁹⁾ Birlinger, a. a. O. S. 28, Nr. 25.

¹⁰⁾ Simrock, Kinderbuch, 3. Aufl. S. 309, Nr. 1084. Die Sprüche zeigen zum Teil kleine landschaftliche Abweichungen. So heißt es in Österreich: Wir Wiener Wäscheweiber wollen weiße Wäsche waschen usw.; vgl. Hildegard Zoder, Kinderlied und Kinderspiel aus Wien und Niederösterreich, Wien 1924, S. 50, Nr. 125.

¹¹⁾ Wehrhan, Frankfurter Kinderleben, S. 147, Nr. 2345, 2347.

hundert Hemde hänge haus hinner Hanne Henrichs Haus¹⁾. Doch zeigen andere, daß diese ganze Gattung ursprünglich der Freude an einer ins Spielerische überzogenen alliterativen Redebildung entsprungen ist, die zu den in der Renaissance als Kunststücke besonders geschätzten literarischen Versuchen von Textbildungen führte, bei denen jedes Wort mit dem nämlichen Buchstaben anhebt; Versuchen, die auch heute noch, wie ständig wiederkehrende Zeitungsmeldungen bezeugen, in den verschiedensten Ländern (und besonders in Amerika) ihre genügsamen Liebhaber finden und schließlich ihre Weiterbildung in den Sprachscherzen unserer Kinder erlebten. Gerieten so auch unsere Manchermannverse mit ihrer Wiederholung der M- und W-Worte in diese Gruppe kindlicher Sprechspiele, so stehen sie als ernsthafte Lebensregel auch hier etwas abseits, nachdem außer ihnen nur noch ein Sinnspruch unter diesen Zungenübungen bekannt ist: Wenn wir wären, wo wir wollten, wo wären wir wohl? Wir wären wohl weiter, weder wo man wohl wüßt²⁾. Mit dem Verebben der moralischen Kernsprüche, die über die Biedermeierzeit hinaus noch bis in die Tage unserer Eltern oder Großeltern weithin das Leben beherrschten, sind auch die Manchermannreime im Mund der Erwachsenen ziemlich außer Kurs gekommen. Aber die Lebenserfahrung, die sie geschaffen, drängt sich, zeitloser, resignierender Alterserkenntnis entsprossen, nach wie vor in den gleichen einprägsamen Worten ans Tageslicht: Wenn mancher Mann wüßte . . . !

Zur Entstehungsgeschichte eines Volksbuches vom Schinderhannes.

Von Otto Stückrath, Wiesbaden-Biebrich.

(Mit einer Abbildung.)

Zweifellos sind Jugendeindrücke, Erlebnisse um den längst geköpften Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, schuld daran, daß ich aufhorchte, so oft mir der Name dieses merkwürdigen Landsmannes begegnete, und mich mehrere Male mit ihm und der um ihn spukenden Literatur beschäftigte³⁾.

Bis in unsere Tage hinein bewährt sich die werbende Kraft, die dem Namen Sch. innewohnt; man braucht nur daran zu erinnern, daß das Volksstück Wilhelm Reuters: „Schinnerhannes, de rheinisch Räuwerschelm“

¹⁾ Ebd. S. 144, Nr. 2272.

²⁾ Anton Birlinger, a. a. O. S. 27, Nr. 23. Verkürzt und klarer bei Joh. und G. Gierl, a. a. O. S. 256: Wenn wir wären, wo wir wollten, wer weiß, wo wir wären?

³⁾ O. Stückrath, Der Schinderhannes im deutschen Volksliede. Mitt. d. V. f. nass. Altertums- u. Geschichts- 16, 94—98; Ein unbekannt gebliebenes Schinderhanneslied. Nass. Heimatbl. 32 (1931), Heft 1/2; Eine Schinderhannessage und ihre frühere Vorlage. Heimatbl. f. d. Unterlahnkreis 6 (1931), Nr. 9; Der Schinderhannes und die Schinderhannesliteratur. Der Taunus 15 (1930), Nr. 10, 12; 16 (1931), Nr. 1—8 und 12.

in diesem Jahre an den verschiedensten Orten des Gaues aufgeführt wird, daß — um im engeren Kreise zu bleiben — Karl Hergert¹⁾ erst vor kurzem über ihn schrieb, daß Studienrat Dr. Heiler im Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung im Dezember 1937 einen Vortrag über den „geschichtlichen“ Sch. gehalten hat. Der Sch. ist also noch lebendig durch eine um ihn entstandene und noch entstehende Literatur, ist aber auch noch zu finden in der mündlichen Überlieferung, die nach ihm Spiele benennt, Raben als „em Sch. sei Dauwe“ anredet, einen ungeschickten Schlächter als „de reinste Sch.“ bezeichnet, schließlich aber auch in jedem übermäßig rohen Menschen einen Sch. sieht²⁾. Nimmt man dazu, daß sich an eine Reihe von Örtlichkeiten sein Name knüpft, die Sage um ihn noch lustig weiterwuchert, so ist der Sch., diese geschichtliche Persönlichkeit auf sehr realem Hintergrunde, doch noch ein außerordentlich gegenwartnahes volkskundliches Problem. Es ist heute noch nicht die Zeit gekommen, in einer Gesamtschau über ihn und alles das, was ihn umwittert, zu schreiben und so einen Beitrag zu liefern zu einem Kapitel volkstümlicher Heldenverehrung, die sich vornehmlich auf literarische Darstellungen gründet und nach geschichtlicher Wahrheit weder fragt noch strebt. Sie nimmt ihren Anfang nach der Mannheimer Uraufführung von Schillers „Räubern“ und ist mit Recht als „ein Räuberfieber“³⁾ bezeichnet worden, das durch die deutsche Geisteswelt ging, „ein Fieber, das die wunderlichsten, uns heutzutage kaum noch verständlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der literarischen Produktion im Gefolge hat“. Im Verlaufe dieses Fiebers trat dann Johannes Bückler als wahrhaft geschichtliche Persönlichkeit ein, und eine nicht unbedeutende Literatur knüpft sich an seinen Namen. Man begegnet ihm in Lebenserinnerungen⁴⁾, Reisebeschreibungen⁵⁾, Dramen⁶⁾,

1) Schinderhannes im Nassauer Land. Alt-Nassau 1937 Nr. 6.

2) Frdl. Mitt. des Hessen-Nass. Wörterbuches, Marburg a. L. und eigene Erhebungen.

3) W. Rullmann, Die Bearbeitungen und Nachahmungen von Schillers „Räubern“ (1782—1802), Berlin 1910. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte Bd. 15 S. XII.)

4) C. Friederich, Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers (Tübingen 1848/49) 1, 162—168; O. Funke, In der Schmiede Gottes (Potsdam 1930) S. 31; E. Frommel, Aus der Familienchronik (Stuttgart 1913) S. 25; Fenner v. Fenneberg, Ein paar Blätter von einem Todtenbaum (Marburg 1850).

5) A. Klebe, Reise auf dem Rhein (Frankfurt a. M. 1806) 2. Aufl. S. 63, S. 105f.; J. W. Spitz, Das malerische und romantische Rheinland 2 (Düsseldorf 1838), 75 u. 130; M. E. Texier, Voyage pittoresque sur le bord du Rhin (Paris o. J., etwa 1858) S. 223f.; Geschichte und Beschreibung der Rheingegenden zu Mainz bis Cöln. Mit 10 Stahlstichen. Neue Ausgabe (Stuttgart 1850) S. 13/14.

6) In Kotzebues Lustspiel: Die deutschen Kleinstädter (1803) bemerkt der dichtende Vize-Kirchenvorsteher Staar, der eine Lesebibliothek hat und folglich die Welt kennt, der die neuen Romane alle las und folglich das menschliche Herz kennt, „Die weinerlichen Romane sind aus der Mode, ich brauche sie nur noch in meiner Gewürzbude. Räuber müssen es sein, Banditen! . . . Schade nur, daß unsere Dichter so wenig Patrioten sind, und immer nur Italiener verewigen. Wir haben doch auch einen Käsebieb! einen Schinderhannes und wie die großen deutschen Männer alle

Gedichten¹⁾, Erzählungen²⁾, selbständigen romanhaften Bearbeitungen seines Lebens³⁾, kriminalistisch - biographischen Darstellungen⁴⁾ und in un-

heissen“ (S. 4/5); das Berliner Conversationsblatt von 1829 berichtet S. 243: „Gewiß haben die Pariser davon gehört, welchen schwärmerischen Enthusiasmus ihr Cartouche auf den deutschen Bühnen gemacht hat. Aus angeborener Galanterie haben sie dafür auf ihrer Bühne den, welchen Deutschland mit Stolz den seinen nennt, den großen Schinderhannes, auftreten lassen. In einem, nach Schillers Räufern zugestutzten Melodram, die Rothköpfe, tritt als Hauptperson Schinderhannes auf. Da das Stück in dem Cirque olympique aufgeführt wird, fehlt es nicht an Gefechten zu Pferde“; H. W. Hillers, *Julchen und Schinderhannes*. Volksstück in fünf Akten (Potsdam 1926); F. Osterroth, *Am Marterpfahl der Sioux oder Ein Mädchenraub im Wilden Westen*. Ein Schmökerspiel (Berlin 1930); W. Reuter, *Schinnerhannes, der rheinisch Räuwerschelm*. Volksstück in fünf Akten in nassauischer Mundart. Montabaur o. J. (1927); J. M. Velter, *Schinderhannes*. Tragödie (1927); C. Zuckmayer, *Schinderhannes*. Schauspiel (Berlin 1927); J. S. Lechner, *Die Räuber am Rhein oder der berühmte Schinder Hanns* (1803), Hs. im Städt. Museum Carolino-Augustum zu Salzburg; Die letzte Unterredung des Johannes Bückler fulgo Schinderhannes mit seiner geliebten Julie oder der letzte Abschiedsruß (Mainz den 20. Nov. 1803). Der Schinderhannes in: J. J. Ammann, *Volkschauspiele aus dem Böhmerwalde* 3 (Prag 1900), 27—52; Johannes Pückler oder Der Schinderhannes. In: *Deutsche Puppenspiele*, hsg. von R. Kralik und J. Winter (Wien 1885) S. 243—280; F. Behrend, *Ein Oberstdorfer Fastnachtspiel vom Schinderhannes*. ZVfV. 12 (1902), 326f.; F. J. Ehleuter, *Das Allgäuer Volkstheater in alter und neuer Zeit* (Kempten 1932) S. 29, 63ff. Im Fasching 1913 wurde nach mündl. Mitteilung zu Kiefersfelden im bayr. Inntal ein Sch.-Spiel gegeben, das ein etwas blutiges Ende fand. Ein „Lustspiel“ Sch. enthielt 1827 der Spielplan einer Liebhabergesellschaft in Striegau (Schlesien). (Frdl. Mitt. von Dr. Hans Moser-München.)

¹⁾ J. K. Gröbel, *Schinderhannes*. Gedicht in bayerischer Mundart. 1798 (Nürnberg?); Heines Werke, hsg. v. Elster 1, 24; Klaus Groth, *Ges. Werke* (Kiel-Leipzig 1893) 1, 167.

²⁾ Erwähnt bei W. H. Riehl, *Neues Novellenbuch* (Stuttgart 1899) S. 298 in „Die Dichterprobe“; C. Schmauch, *Die Hundsgasser* (Freiburg i. B. 1933) S. 36; B. v. Brentano, *Dies Buch gehört dem König* (Propyläen-Verlag Berlin 1921 Bd. 6 mit angeblichen Äußerungen der Frau Rat Goethe über Sch.); O. Anthes, *Sch. in Miehlen*. Alt-Nassau 1929 Nr. 6; Ph. Dönges, *Wilderer und Räuber*. Eine Erz. aus dem Nassauischen. Nass. Allg. Landeskalendar 1885 S. 33f; G. Lang, *Aus dem Volksleben in Hessen vor 100 Jahren*. 2. Aufl. (Darmstadt 1915) S. 11, 21, 128, 194/195; J. F. Perkonig, *Der Sch. zieht übers Gebirg* (München 1935); O. Schupp, *Der Postraub in Würges* (Wiesbaden 1873); W. Wittgen, *Belohnte Treue*. Nass. Allg. Landeskalendar 1901 S. 33f; G. Pfarrius, *Zwischen Soonwald und Westrich* (Kreuznach 1861); darin „Bastel Jakob“.

³⁾ I. F. Arnold, *Der berühmte Räuberhauptmann Sch., Bückler genannt*. Ein wahrhaftes Gegenstück zum Rinaldo Rinaldini. 2 Tle. Erfurt 1802 (Hat mir nicht vorgelegen. Wo vorhanden?); Derselbe: *Der Schwarze Jonas, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner*. Ein Blutgemälde aus der furchtbaren Genossenschaft des berühmten Sch. Aus seinem Inquisitionsprotokoll gezogen, o. O. u. J.; L. Ritchie, *Sch., the robber of the Rhine* (London 1833, Library of Romance, Vol. 2); *Sch. ou le brigand du Rhin*. Trad. de l'Anglais (Paris 1834); C. Reimbold, *Die Räuber am Rhein*. Aus dem Engl. übersetzt (Leipzig 1835); G. Berthold, *Johannes Bückler, genannt Sch., und seine Gesellen* (Löbau, Verlag von J. Breyer, um 1851); Ph. Audebrand, *Sch. et les bandits du Rhin* (Paris 1862); H. L. Breughel, *Johannes Bückler, genannt Sch., der größte Räuberhauptmann* (Berlin 1870/71); E. A. Czerwonka, *Sch., der tolle Räuber* (Marien-Verlag Leipzig); K. Viebig, *Unter dem Freiheitsbaum* (1922).

⁴⁾ Becker, *Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern*

endlich vielen Einzelarbeiten bis in unsere Tage; ja, er hat nicht nur das Schrifttum Deutschlands, sondern auch das des Auslandes befruchtet, und man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, als sei unsere Zeit die einer wahren Sch.-Renaissance.

Nun schälen sich aus der Fülle der Einzelschriften noch diejenigen heraus, die als Flugblätter oder als billige Volksschriften von geringem Umfang an den verschiedensten Orten erschienen sind und eine viel tiefere Wirkung taten als dickleibige Bücher. Sie sind die Volksbücher im wahren Sinne des Wortes, und für eine Gruppe von ihnen¹⁾ ist es mir gelungen,

des Rheins. I. und II. Theil (Köln 1804); Gallerie der Verbrecher 1 (Sondershausen 1820), 1ff.; Histoire de Sch. et autres brigands. 2 Vols. (Paris 1810); Hitzig und Häring, Der neue Pitaval, Neue Serie 6 (Leipzig 1871); dass. 18. Teil, Neue Folge, 6. Teil (Leipzig 1852), Vierte Folge 6. Teil. Bd. 42; Leben, Thaten und Ende des berühmigten Räubers Joh. Bückler genannt Sch. 2 Bde. (Basel und Aarau 1804); C. Rauchhaupt, Aktenmäßige Geschichte über das Leben und Treiben des berühmigten Räuberhauptmanns Johannes Bückler, genannt Sch., und seiner Bande (Kreuznach 1891, 2. Aufl. 1896); V. Roths, Merkwürdige und spaßhafte Stücklein vom großen Räuberhauptmann Sch. (Wittlich 1929); J. W. Spitz, Geschichte der Mosel- und Hunsrücker Räuberbande (1830); C. Spielmann, Sch. Nassovia 1903, 230, 246, 270, 283, 298f.; Th. Schüler, Sch., ADB Bd. 31; Stramberg, Rhein. Antiquarius Abt. II Bd. 6, 446f.; C. Elwenspoek, Sch. Der rheinische Rebelle (Stuttgart 1925); G. Lehr, Der geschichtliche Sch. (Kassel 1932); R. Stammler, Deutsches Rechtsleben in alter und neuer Zeit 1 (1928), 433f. usw. usw.

¹⁾ a) Ausgabe mit fehlendem Titel. Nach der Verhaftung, aber vor der Verurteilung gedruckt. S. Landesbibl. Dresden Biogr. er. D. 1942.

b) Lebensbeschreibung des berühmigten Räuberhauptmann Schinderhannes und einiger seiner Spießgesellen. (Lorbeerbekränzte Maske, die auf einem Totenkopf ruht; davor ein Dolch.) Hans 1804. Schröder. (4) aus der Hamburger Stadtbibliothek IA II 214 Kps 139.

c) Lebensbeschreibung des berühmigten Räuberhauptmanns Schinderhannes und einiger seiner Spießgesellen. (Bildchen: Kopf des Sch. Am Schlusse: Der schöne Wilhelm.) Prag, bei Johannes Schmoller's Erben (ca. 1805) aus der Stadtbibliothek Köln a. Rh. RH VI 424.

d) Ein in der Universitätsbibliothek Erlangen vorhandenes Fragment ohne Titel.

e) Lebensbeschreibung des berühmigten Räuberhauptmanns Schinderhannes und einiger seiner Spießgesellen. Reutlingen, 1835. in der J. N. Enßlin'schen Buchhandlung.

f) Des bekannten Schinderhannes Leben und Taten, seine Gefangennehmung und sein Ende. Druck u. Verlag v. Rob. Bardtenschlager, Reutlingen.

Eine zweite Gruppe von Volksbüchern über den Sch. hat die „Anekdoten“ ausgeschaltet oder einzelne von ihnen in die Darstellung verwoben. Davon lagen mir vor:

a) Johann Bückler, genannt Schinderhannes, der furchtbare Räuberhauptmann, seine schauderhaften Verbrechen und Mordthaten, sowie sein schreckliches Ende auf dem Schaffot. Mügeln, Verlag von H. Kunde. (Universitätsbibl. Erlangen.)

b) Johann Bückler, vulgo Schinderhannes, der berühmigte Räuberhauptmann, dargestellt in seinem verbrecherischen Wirken und schaudervollen Ende auf dem Schaffot. Neue für's Volk bearbeitete Ausgabe. Verlag der J. Lutzenberger'schen Buchhandlung in Altötting. (Universitätsbibliothek Erlangen.)

c) Schinderhannes, oder Abenteuer, Leben und Thaten des Räuberhauptmanns Johannes Bückler. Nach den Kriminalakten erzählt. Styrum a. d. Ruhr, vorm. Oberhausen. Verlag von Ad. Spaarmann. (Neue Deutsche Volksbücher Nr. 5) 1883.

Eine dritte Gruppe von Volksbüchern, soweit ich bis jetzt festzustellen vermag, in Berlin beheimatet, geht auf Breughels Sch.-Roman zurück:



*Schinderhannes
Anführer der berühmten Räuberbande am Rhein.*



eine Vorlage aufzufinden. In sechs Stücken lag mir dieses Volksbuch vor, und es stimmen die einzelnen, von einigen Druckfehlern abgesehen, fast wörtlich überein. Gemeinschaftlich ist ihnen der Aufbau, der eine in Geringfügigkeiten nicht ganz zutreffende Lebensgeschichte des Sch. bis zu seiner Verhaftung gibt, dann aber in einem gesonderten Teile unter der Überschrift „Unterschiedliche Anekdoten zur Lebensgeschichte des Sch.“ einen dramatisierten Roman anfügt.

Das Germanische Museum zu Nürnberg bewahrt zu diesen Anekdoten die Vorlage auf in einem Schriftchen, das sich betitelt: Auszug aus der Lebensgeschichte des Schinderhanns, als Räuberhauptmann am Rhein. Verfaßt den ersten Merz zu Neuwied von P. K. Gedruckt zu Kölln am Rhein, 1802. (Es folgen nun bis S. 16 die ersten sechs Abschnitte, darauf folgt S. 17 ein neuer Titel: Fortsetzung aus der Lebensgeschichte des Schinderhanns, als Räuberhauptmann am Rhein. Verfaßt den ersten April zu Neuwied von P. K. Gedruckt zu Kölln am Rhein 1802. (Titelbild siehe unsere Abbildung. Dieser, bis S. 32 reichende Teil enthält die Abschnitte 7—15 und dann auf S. 33 den neuen Titel:) Zweite Fortsetzung aus der Lebensgeschichte des Schinderhanns, als Räuberhauptmann am Rhein. Verfaßt den ersten May zu Neuwied von P. K. Gedruckt zu Kölln am Rhein 1802. (Sign. Bg 8288.) (In diesem letzten Teile stehen die Abschnitte 16—18.)

Bezeichnend für die Stellungnahme des Verfassers zur Persönlichkeit des Sch. ist die auf S. 2 enthaltene „Vorrede“:

„Hier einen Auszug aus der Lebensgeschichte dieses so großen Räubers, der mit einer Bande von 400 Köpfen die Gegend am Rhein beunruhigte. Meine Leser werden viel Erhabenes und Geistvolles in seinem Betragen finden; überhaupt aber ist sein räuberisches Verfahren auf eine ganz besondere Art eingerichtet. Er überzieht Dörfer und nimmt Kontributionen ein, verfolgt den Adel- Handel- und Mönchstand, am meisten aber die Klöster; hingegen verschont er die Armuth, ja unterstützt sie sogar; die Verfolger der Unschuld aber sind seiner schrecklichen Rache ausgesetzt, wie jeder von seinem Korps, der die Gesetze bricht.

Jeder Leser wird diesen großen Kopf bedauern, der in dieses schreckliche Unglück verfiel. Er hätte ein wichtiger Staats- oder Kriegsmann werden können, statt dessen er in Wäldern und Höhlen unstät umher irrt, und, von seinem Gewissen gepeinigt, bey der Bewegung des kleinsten Laubes zittert; bis endlich der Knoten seines Zwirns abläuft, und er durch die Hände der Gerechtigkeit auf dem Blutgerüste sein Leben endet. Dann erst sey ihm der Richter jenseits gnädig, der jeden Menschen zu edlem Berufe erschuf.“

Was nun folgt, ist nach der Reutlinger Ausgabe des Volksbuches von 1835 bereits von Behrend, ZVfV 12 (1902), 332, äußerst knapp gegeben worden, so daß sich hier eine etwas ausführlichere Inhaltsangabe rechtfertigen läßt.

I. Waldgegend. Sch. liegt, auf seinen Arm gestützt, unter einer Eiche, sein Hund Sultan kuschend zwischen seinen Füßen. Im Grase schnarchen Räuber. In einem

a) J. Bückler, gen. Schinderhannes, Leben, Taten und Ende. Berlin um 1880 (bei E. Bartels).

b) Johannes Bückler, genannt „Schinderhannes“, und seiner Gefährten Leben, Taten und Ende. Druck und Verlag E. Bartels Berlin-Weißensee. o. J. 59 S.

Monolog begrüßt Sch. die aufgehende Sonne, aber er ist trüben Mutes; denn schon sieht er im Geiste den Tag, an dem er auf dem Blutgerüste enden muß. Da nähert sich ihm der Räuber Donoro, teilt mit, daß die gegebenen Befehle ausgeführt sind, daß 199 Räuber bereit stehen, alles zu tun, was der Hauptmann anordne. Dann aber äußert er besorgt, daß der Hauptmann, wie öfter schon, sich in einer wenig guten Laune befinde, und daß mancher an ihm irre würde. Sch. verweist ihm seine Rede nicht, sondern sagt: „Donoro! was ist unser Leben, und wie werden wir enden?“ Nun wird Donoro warm, erinnert den Sch. an seine Heldentaten, als er „sich mit seinem Schwerd den Weg aber auch zugleich den Ruhm bahnte, der ganz Deutschland in Erstaunen setzt“, verweist ihn auf seinen Dolch, der ihm als letztes Mittel noch bleibt, mögen auch die Gegner seinen Leichnam vierteilen und an die Landstraße hängen: „der Vorübergehende wird die Säule für keine Schandsäule, sondern als eine Ehrensäule des großen Schinderhans bestaunen“. Aber auch das versschlägt nicht; Sch. antwortet mit einer Frage: „Sind wir Herr über unser Leben, gibt's nicht dort ein Gericht?“ — Schüsse, die plötzlich laut werden, verändern Sch. völlig. Alles in ihm ist Angriffsgeist; er gibt Donoro Befehle und will selbst fort. Da kommt Leonhardo, ein anderer Räuber, und bringt die beruhigende Nachricht, daß der Angriff eines Streifkorps bereits abgeschlagen ist, und daß man einen Gefangenen eingebracht habe. Der Gefangene ist ein armer Mann, den Krieg, Viehseuche, Teuerung und alle möglichen Unglücke mürbe gemacht haben. Seine 6 Kinder schreien nach Brot, und die hartherzige Herrschaft verlangt Bezahlung. Da hört er, daß ein Preis auf den Kopf des Sch. ausgesetzt sei und macht sich auf den Weg, der ihn nun als Gefangenen vor den Sch. führt. Der fragt ihn, wie groß die Schuldenlast sei, gibt ihm die notwendige Summe und verspricht, sich bei der Herrschaft, die ihn bedrängte, die Zinsen selbst zu holen. Darauf beschenkt er ihn noch mit 10 Dukaten für seine Kinder, überreicht ihm eine Sicherheitskarte und entläßt ihn, ehe der Arme sich recht bedanken kann. — Derweil haben die Räuber ein Feuer gemacht, lagern, essen, trinken und singen bis zur Stunde der Musterung im Rauchtal. Dort tritt Sch. unter sie und läßt sie schwören: „Rache dem Adel, Rache den Reichen, Rache den Klöstern! — Schonung des armen Wanderers, Schonung der Tugend, Schonung der Armuth.“ Wer sich gegen diesen Schwur vergeht, der soll mit dem Tode bestraft werden. Nun huldigen ihm alle das Handgelübde. Darauf beauftragt Sch. den Donoro, in einem Kloster S. einen Besuch zu machen und dort Lebensmittel und Geld zu verlangen; Cilion soll sich verkleiden, auf Märkten und in Städten Kundschaft einholen, Lucian die Vorposten abholen. Schon will sich Sch. in seine Höhle zurückziehen, als man einen Mann vor ihn bringt, der Mitglied der Räuberbande werden will. Er nennt sich einen „tapferen Kerl“, entpuppt sich aber als solcher Bösewicht, daß Sch. ihn kurzerhand aufhängen läßt, „damit seine Schandthat nicht auch das Blut der Unserigen anstecke“.

II. Im Morgengrauen tritt Scintio in die Höhle des Sch. und meldet, daß man zwei Juden auf der Heerstraße angehalten und samt Schatullen und Reisewagen hergebracht habe. Sch. fragt den ersten, wie er sich nähre, und als er hört, daß er durch Ausleihen von Geld und durch Beschneiden von Goldstücken sein Vermögen erworben hat, gibt er ihm 5 Dukaten Reisegeld und den Rat mit auf den Weg: „Werde ein besserer Mann!“ Der zweite Jude gesteht, daß Sch. sein gesamtes Vermögen erbeutet habe, den Schweiß seiner dreißigjährigen Arbeit. Er bittet, man möge ihn töten lassen und seinen Kindern und einer armen christlichen Wittib sein Grab zeigen. Von der letzteren übergibt er Sch. einen Dankbrief, den der Hauptmann mit Bewegung liest, und aus dem er ersieht, daß dieser Mann ein Wohltäter der Armen ist. Er entläßt ihn mit seinem ganzen Vermögen und gibt ihm noch ein Almosen für die Witwe, außerdem aber eine Sicherheitskarte. Dann eilt er mit der Flinte in den Wald.

III. Sch. ist vor einer Bauernhütte angekommen, von deren Vorhandensein man ihm noch keine Mitteilung machte. Er trifft in ihr ein altes Weibchen und einen alten Mann, der Fackeln anfertigt. Sch. gibt sich als Deserteur aus, und da der Sohn der Alten in dänischen Diensten stand, desertierte und erschossen wurde, so findet er gute Aufnahme. Im Gespräch äußert der Alte, daß er den Sch. im Grunde nicht fürchte; „denn er thut den Armen Gutes“. Diese Äußerung gefällt Sch. so, daß er in

die Weidmannstasche greift und ihm eine Flasche Wein schenkt. Da sieht der Alte durch das Fenster Bewaffnete nahen und fordert Sch. auf, in die Kammer zu fliehen, von wo aus er durch eine Hintertüre entweichen kann. Nun dringen vier Kerls in das Häuschen ein, fordern dem Alten sein Geld ab — es ist wenig, sehr wenig! —, sehen den Wein auf dem Tische, verlangen mehr, packen den Alten bei der Kehle und werfen ihn zu Boden. Da tritt Sch. aus der Kammer, die Räuber fallen auf die Knie; denn sie erkennen ihren Hauptmann. Sch. fragt nach dem, der den Greis anpackte, und erschießt ihn. Darauf beschenkt er die armen Leute, gibt ihnen eine Sicherheitskarte und eilt fort. In seiner Höhle findet er alles, was von dem Kloster gefordert war, und versammelt nun die Räuber zum Strafgericht über die Eidbrecher. Die Räuber wollen ihren Tod, aber Sch. selbst bittet für sie, und so werden sie nur krumm geschossen und drei Tage ohne Kost, ohne Wasser und Brot in ein Loch geworfen. — Dann wählt sich Sch. Leute aus und macht einem nahe gelegenen Schlosse einen Besuch. Er gibt sich für einen Verwandten der Baronin aus, wird aber von dem Baron mit Hohn und Spott fortgeschickt. „Ja, ich gehe, um schrecklich wieder zu kommen!“ sagt er bei seinem Abgange und eilt voll Wut in seine Höhle. Er wartet die Nacht ab, dringt in das Schloß ein, bestraft den Baron und befreit die Baronin, die er zu ihrem Vater zurückschickt.

IV. Sch. hat die Seinigen weggeschickt und kommt allein ins Spessertal unweit Frauenberg. Ein Bauernmädchen kommt ihm weinend entgegen. Sch. fragt es nach der Ursache seines Kummers und erfährt, daß das Mädchen in seinem Korbe sein Heiratsgut trägt und nun Angst hat, der Sch. käme und nähme ihm alles ab. Sch. führt das Mädchen sicher durch den Wald und entläßt es mit den Worten: „Hier nimm deinen Korb, und sage deinem Oberamtmann: Schinderhannes habe dein Vermögen getragen.“ — Darauf geht Sch. in ein Dorf, betritt die Schenke und hat dort eine Zwiesprache mit einem Pfarrer, der ihn gerne sehen möchte. Sch. zahlt seine Zeche, erwirbt von einem Armen zwei Krücken, hängt sie auf einen Baum und legt sich unweit desselben in den Graben. Der Pfarrer kommt heran, Sch. bittet ihn um Gottes Willen, ihm zu helfen, da zwei Spitzbuben ihn durch das Wegnehmen der Krücken wegungefertig gemacht hätten. Der Pfarrer versucht, mit der Reitgerte der Krücken habhaft zu werden, steigt aber, als dies nicht gelingt, auf den Baum und gibt Sch. den Braunen zu halten. Der benutzt nun die Gelegenheit, schwingt sich auf das ledige Pferd und sprengt davon, zurück zu seinen Kameraden, denen er die Geschichte erzählt und sich dann in seine Höhle begibt.

V. Scintio hat zwei Räuber, Polo und Lagowitz, die sich an einem Jäger und seinem Jungen, ferner an einem armen Handwerksburschen durch eigennützigem Raub vergingen, gefangen genommen. Sch. und die Räuber sprechen ihr Urteil; sie werden gehängt.

VI. Klino meldet dem Tabak rauchenden Sch., daß im Wirtshause zu Spielberg 20 Bewaffnete zehren, deren Gewehre tropfnaß hinter dem Ofen stehen. Sch. läßt Alarm schlagen, begibt sich mit Übermacht nach Spielberg und nimmt ihnen die Waffen ab, die sie ihm, da sie sich umzingelt sehen, willig übergeben. — Als Sch. zurückgekehrt ist, gibt er den Befehl, die in der Erde vergrabenen Schätze auszugraben, die Maultiere zu packen, die Pferde zu satteln, die Höhlen zusammenzureißen, kurz, alles zum Abzuge zu rüsten, weil es notwendig wird, die Gegend zu verlassen.

VII. In einer Waldgegend im Höllental am Rhein haben die Räuber ihr Lager aufgeschlagen. Sch. schläft unter einem Baume. Scintio weckt ihn und mahnt zur Eile. Wieder hat Sch. seine schwermütigen Anwandlungen, ahnt die kommende Sühne seiner Taten. Scintio meint, diese Moral sei recht für einen Bußprediger, Sch. aber habe immer noch die Möglichkeit, ein ehrlicher Soldat zu werden. „O! dann will ich dich erst sehen, wenn es dem Ruhm der Ehre gilt. — Du wirst kämpfen, wirst stehen, und alle werden fallen. — Dein schrecklicher Name beym Angriff der Deinigen genannt, wird eine Donnerstimme für die Feinde seyn, wird sie in Unordnung bringen, und dir die Siegespalme erringen.“ Das Auftreten Donoros unterbricht das Gespräch. Die Räuber haben einen Deserteur gefangengenommen, einen weichherzigen Buben,

dem Donoro seinen Säbel abkaufte und ihn laufen ließ. Nun erwarten sie weitere Befehle des Sch.

VIII. Sch. zieht seinen blauen Überrock an, tritt unter die Räuber und erinnert sie an ihren Schwur. Dann gibt er jedem, der sich nun von ihm trennen will, bis zum Abend Bedenkzeit. Jeder soll handeln, wie er mag, bleiben oder gehen, um sich „der häuslichen Ruhe und Arbeit zu widmen, dort, wo sie unbekannt sind“.

IX. Sch. geht tiefer in den Wald hinein und kommt zu einem Waldbruder, von dem er einen Rat haben möchte; denn „die Menschen sagen, du bist weiß, und kannst durch die Hülle der Zukunft sehen“. Der Waldbruder, der den Sch. sofort erkennt, hat keinen Rat für ihn. „Unglücklicher Mann! verlaß die Hütte der Tugend und geselle dich zu den Deinigen, ich habe keine Ruhe, keine Hülfe, keinen Rath für dich, der barmherzige Richter kann dir helfen, ich nicht.“ Noch eine Weile steht Sch. nachdenkend in der Klausur, die der Waldbruder verlassen hat; dann begibt er sich zu den Räubern und läßt „Rebell schlagen“.

X. Sch. entwickelt den Räubern seinen Plan des Überganges über den Rhein. Die Räuber ziehen allein. Scintio und Donoro trinken noch einige Flaschen Wein, setzen sich dann in eine Kutsche und fahren der Grenze zu.

XI. Dort werden sie von einem Zöllner angehalten, weisen die Pässe vor, zahlen das Weggeld, und dabei gibt Sch. an den Hauptzöllner einen Brief ab. In ihm zeigt er an, daß er soeben den Rhein überschritten hat, warnt ausdrücklich, es möge ja nicht mehr Mauthgebühr erhoben werden, als es die Gesetze erlauben, sonst würde er, Sch., Rechenschaft fordern.

XII. Sch. steigt mit seinen Begleitern in einem Wirtshause ab. Man erwartet die Nacht und bewerkstelligt unter ihrem Schutze den Übergang der Räuber über den Rhein. Die Räuber erhalten nun weitere Marschbefehle.

XIII. Sch. fährt mit seinen Begleitern weiter. Man begegnet einem betrunkenen Bauern, nimmt ihn in den Wagen auf, flößt ihm noch einen Schlaftrunk ein und gibt ihn im nächsten Wirtshause als nordischen Prinzen aus. Sch. selbst übernimmt die Rolle eines Kammerdieners, dreht dem Wirt die Kutsche an, betrugt einen Juwelier und einen Goldarbeiter und verschwindet mit seinen Genossen. Der aus seiner Trunkenheit erwachende Bauer kann natürlich nichts bezahlen; er sagt: „Ihr müßt närrisch seyn, kurz, ich bin der Bauer von Kronberg, trank im Wirtshaus zu Halbach Bier, geht fort, und wie ich daher kam, weis Gott.“

XIV. Sch. ist mit seinen Gefährten ins Frauenthal im Binnenwald gekommen. Da wird er angehalten. Ein Räuber mit gespannter Pistole steht vor ihm. Sch. nennt seinen Namen, aber der Räuber, ein erst Angeworbener, läßt ihn nicht frei passieren, sondern alarmiert die übrigen Räuber. Das gefällt Sch. Er schenkt ihm eine Uhr und verspricht ihm: „wenn es Gefahr giebt, darfst du neben mir kämpfen“. Nun begibt man sich zur wohlausgebauten Räuberburg. Sch. schickt Lucian nach einem nahegelegenen Kloster, es zu brandschatzen. Donoro soll in einem anderen Kloster einen Besuch abstatten. Dieser aber erklärt, das Kloster gehöre den Franziskanern, und nun ändert Sch. seinen Befehl. Es soll ein Ochse zerhauen und das Fleisch den armen Mönchen geschickt werden. — Man stellt Vorposten aus, Sch. aber begibt sich auf einem Maulthiere in ein Wirtshaus.

XV. Im Wirtshause trifft Sch. auf sechs Chasseurs. Ihnen gegenüber gibt er sich als Forstgehilfe des Försters zu Leitdorf aus, der sich morgen auch an der Streife gegen Sch. beteiligen wird. Sie trinken sich gegenseitig zu. Darauf verabschiedet sich Sch. Er zerschneidet draußen den Pferden der Chasseurs die Bauchgurte und schreit dann zum Fenster hinein: „Adieu meine Herren, nun können Sie sich freuen, mit dem Schinderhans Gesundheit getrunken zu haben.“ Als die Chasseurs ihn verfolgen wollen, stürzen sie samt dem Sattel von den Pferden.

XVI. Zu den Seinigen zurückgekehrt erfährt Sch., daß eine Hauptstreife gegen ihn geplant sei. Er ist unbesorgt: „Laß sie kommen, lebendig fangen sie uns nicht, und todt können sie mit uns machen, was sie wollen . . .“ Er nimmt die Flinte und geht in ein Wirtshaus. Dort hat der Wirt eben einen Gast hinausgejagt, der einem armen Bettler, weil er ihn anbettelte, Stockstreich gab. Sch. befragt ihn nach den

Lebensumständen des Hinausgejagten, der ein reicher, geiziger Zöllner ist, und beschließt, ihn zu bestrafen. Er vergräbt im Waschhause des Geizhalses gefälschtes Geld, begibt sich in seine Wohnung und führt sich hier als Schatzgräber ein, der nur der Erlaubnis bedarf, um den im Waschhause verborgenen Schatz zu heben. Da er mit dem Zöllner Halbpakt zu machen bereit ist, erhält er die Einwilligung desselben. Der Schatz wird gehoben, und Sch. tauscht seinen Teil gegen gangbare Münze ein, betrügt also den Geizhals doppelt.

XVII. Sch. erzählt den Seinigen, daß im Schwarzwalde auch ein Räuber, genannt der schöne Wilhelm, hause, mit dem er sich vereinigen wolle. Mit Scintio und einem anderen Räuber als Kutscher fährt Sch. nach dem Schwarzwald. Die Achse ihrer Kutsche bricht, ein vorüberfahrender Kaufmann aber nimmt sich der Reisenden an und läßt sie in seinem Wagen mitreisen. Aber da will es das Pech, daß sie von 12 Räubern überfallen werden. Nun zieht Sch. seine Sicherheitskarten heraus und sagt: ich bin Sch. Fast demütig reicht ihm der Räuber die Karte zurück und läßt Sch. passieren. Der läßt sich zum schönen Wilhelm führen, und herrlich feiern die beiden ihre Verbrüderung.

XVIII. Sch. ist zu den Seinigen zurückgekehrt und erfährt, daß der folgende Tag einen großen Angriff bringen wird. Deshalb sendet er einen Räuber an den schönen Wilhelm und bittet um Zuzug. Dieser erweist sich denn auch als sehr notwendig. Zeitweilig scheint es, als sei alles verloren. „Schinderhans schon voller Wunden, kämpfte nur um seinen Tod, als der schöne Wilhelm mit 500 der Seinigen den Feinden in die rechte Flanke (mit dem Feldgeschrey) fiel. (Es gilt das Leben unsrer Brüder,) brachte den Feind in Unordnung, zerstreute ihn, und setzte den Fliehenden nach.“ Ein Vierzeiler:

Du Mensch mit deinem freyen Willen,
Machst dir selbst die Plage,
Nahest dem Verderbens-Ziele
An jedem jeden Tage.

beschließt das Büchlein.

Die Frage, wer der Verfasser der mit P. K. gezeichneten Schrift ist, kann ich zur Zeit noch nicht beantworten und will meine Mitteilungen nicht durch Vermutungen belasten. Der Titel „Auszug“ läßt auf eine umfangreichere Vorlage schließen; es ist mir aber weder Arnolds Schinderhannesroman, noch eine im Frankfurter Staats-Ristretto von 1802, 190. Stück angezeigte „Biographie des berühmigten Schinderhannes, von ihm selbst beschrieben“ bis jetzt zugänglich gewesen, und obwohl a. a. O. das letztere Werk gekennzeichnet wird als „nichts als ein Roman von platt zusammengeordneten abgedroschenen Liebes- und Studenten-Geschichten“, so wäre es für das Gesamtbild doch wertvoll, es einzusehen. Gleichwohl fand ich inhaltlich und formal wunderliche Parallelen in Vulpius' „Rinaldo Rinaldini“, den ich nach der zweiten Auflage (Leipzig 1800) zitiere. Im ersten Teile dieses Romans wird von S. 38 ab derselbe Vorgang erzählt, der in Abschnitt III unseres Druckes geschildert wird. Hier ist der Überfallene allerdings ein Klausner Donato (dessen Name vielleicht die Vorlage für den Räuber Donoro abgab), doch sind Verlauf und Ausgang der Geschichte dieselben. Das möge eine kleine Gegenüberstellung dartun.

Rinaldo Rinaldini.

Auszug.

Jetzt fielen die Räuber über Donato her. Er schrie laut auf nach Hülfe, ohne zu wissen und zu ahnden, woher sie kom-

Der Räuber packte den Alten bey der Kehle, wurf ihn zu Boden. Das Bauernweib schrie: O Gott und Maria hilf!

Rinaldo Rinaldini.

men sollte, und Rinaldo riß die Kammerthür auf. Er zog ein Pistol und schrie mit donnernder Stimme:

„Was wollt ihr hier?“

• „Himmel Element! der Hauptmann; — schrie einer aus der Rotte und alle zogen die Hüthe, und ließen den zitternden Klausner los.

Dieser taumelte auf einen Stuhl und wiederholte mit gebrochener Stimme:

„Der Hauptmann?“

„Sind das euere Heldenthaten? fuhr Rinaldo fort. Schändet ihr meinen Namen mit solchen Handlungen? Seyd ihr Rinaldini's Leute? — Habt ihr etwa Mangel, um der Armuth ihren letzten Pfennig abzapressen? Ist das euere Tapferkeit, einen wehrlosen Mann zu knebeln? — Wer war der Schurke, der die erste Hand an diesen kraftlosen Greis legte?“

Eine ebensolche Abhängigkeit besteht hinsichtlich der in demselben Abschnitt geschilderten Episode im Schlosse des Barons, was ebenfalls durch eine Probe erwiesen sei:

Rinaldo Rinaldini (S. 169f.).

Rinaldo lauschte, und hörte, daß er selbst, als Graf Dalbrogo, der Gegenstand ihrer spöttischen Unterhaltung war. Man schalt ihn eine Memme, und Aurelia, die zur Tafel ge- (170) zungen worden war mußte die kränkendsten Reden ihres Mannes stillschweigend anhören, um sich keinen Mißhandlungen auszusetzen.

Des Barons Freudenmädchen neckte sie bitter über ihren vergeblichen Liebhaber, und ihr Mann schrie laut:

„Wenn ich doch den Kerl nicht fortgelassen hätte!“

„Wir hätten ihn können kastrieren lassen, — sagte einer von den beiden Franzosen, — und Ihr hättet ihn dann Eurer Frau zum Wächter geben können.“

„Wenn er nur wieder käm!“ — fuhr der Baron fort.

„Da ist er,“ sagte Rinaldo, und trat in den Saal.

Indessen hatten Altaverde's Leute das Schloßthor besetzt, und Sebastiano rückte näher herbei. — Drei Mann von Rinaldo's Gefolge kamen nun zu den andern dreien, die vor der Saalthür standen, und sechs Mann von Altaverde's Gesellen

Auszug.

Schinderhans. (Oefnet die Thüre, sie fallen Alle auf die Knie.)

Ha! sind diß die Pflichten, die ihr eurem Hauptmann schwurt?

Lernet er euch die Unschuld und Armuth zu morden?

Welcher packte den Greisen?

Auszug.

Schinderhans gieng leise die Treppe hinauf, hieß die Seinigen vor der Thüre stehen und gieng hinein.

Zwey Freudenmädchen nebst dem Baron und die bekannten zwey Stutzer saßen am Tisch, die unglückliche Baronin aber am Boden.

Schinderhans. Hier ist die Memme.

Rinaldo Rinaldini.

Auszug.

folgten ihnen. (171) Diese Zwölfe harrten des Signals, und Rinaldo war noch allein im Saal. Sein plötzliches Erscheinen hatte die Gesellschaft nicht wenig frappirt. Er sprach weiter:

„Hier bin ich, um Wort zu halten. Ihr seht doch wohl, wie pünktlich ich bin. — Hier stehe ich und fordere Rechenschaft von euch. Von dem Baron an bis auf den, der den Vorschlag that, mich kastriren zu lassen, werden ich allen das Facit machen.“

Jetzt fieng der Baron an, laut aufzulachen, und schrie einem seiner aufwartenden Bedienten zu:

„Laß doch meine Leute herbei kommen. Wir wollen dem Herrn Grafen das Facit machen.“

Der Bediente setzte sich kaum in Bewegung, so packte ihn Rinaldo, und warf ihn zu Boden. — Hierauf zog er ein Pistol, streckte es der Tafel entgegen und sagte:

„Der erste, der sich von euch von Ort und Stelle bewegt, ist des Todes. — Ihr elenden, (172) nichtswürdigen Tagediebe! Ihr wollt mir drohen? Mir? Zittert und stürzt zusammen vor mir nieder. Wißt ihr, wer ich bin? — Nieder auf die Kniee! Ich bin Rinaldini.“

Wie vom Schlage getroffen stürzten alle mit Einem Tempo von ihren Stühlen auf die Kniee vor ihm nieder.

Baron. Unverschämter! He! Bediente werft ihn hinab, daß er das Gehen verlernt.

(Ein Bedienter packt ihn, Schinderhans aber schleudert ihn an die Tafel, daß sie mit allen Gerichten umschlägt.)

Schinderhans. Auf die Knie nieder, ich bin Schinderhans, (seine Kameraden kamen mit bloßen Schwerdern.

Alle fielen auf die Knie.)

Diese drastischen Beispiele beweisen, daß der „Auszug“ sich teilweise als ein Auszug aus Vulpus' „Rinaldo“ entpuppt. Ihm sind auch die Namen Scintio (auch Scinthio geschrieben) und Lucian entlehnt, und die Minderwertigkeitsgefühle, die der edle italienische Räuber beim Aufgang der Sonne des öfteren zu enthüllen für geraten hält, haben bei unserm Sch. ihre Entsprechungen.

Unser Verfasser hat aber auch noch andere Quellen benutzt, und zwar solche, die sich eines so überraschenden Zugriffes, wie wir es hier erleben, entziehen; immerhin läßt sich für die Episode des durch die aufgehängten Krücken bestohlenen Pfarrers schon eine auf den Sch. bezogene Fassung in Grübels Gedicht „Der Schinderhannes“ (1798) (vgl. Sämmtl. Werke, ed. Frommann 3. Bdchn. S. 15f.) nachweisen. Um eine geschichtliche Begebenheit handelt es sich dabei keineswegs, sondern um einen älteren Schwankstoff, der u. a. dem französischen Räuber Cartouche zugeschoben wird. (Heimatbl. f. d. Unterlahnkreis 1931 Nr. 9.)

Auch die Episode vom betrunkenen Bauern ist in mancherlei Fassungen bekannt, findet sich in 1001 Nacht im Märchen vom erwachten Schläfer,

wurde von Shakespeare in der Einleitung zu „Der Widerspenstigen Zähmung“ benutzt, feiert in Holbergs „Jeppe vom Berge“ fröhliche Urständ, hat Christian Weise zu dem Lustspiel „Von dem träumenden Bauern am Hofe Philippi Boni in Burgundien“ veranlaßt, beherrschte als „Der betrunkene Kesselflicker“ die Bühne im Anfang des 19. Jahrhunderts und wurde von Kotzebue unter dem Titel „Der Trunkenbold“ bearbeitet.

Zeigen diese Proben, daß man die „Anekdoten“ des Volksbuches vom Sch. nicht als Geschichtsquelle nehmen darf, so erweisen sie sich in anderer Richtung noch als außerordentlich fruchtbar. Auf ihnen beruht nämlich die älteste Dramatisierung der Geschichte des Sch.¹⁾ durch J. S. Lechner, die schon im August 1803, also vor Sch. Tode begonnen, aber wohl nach seinem Tode abgeschlossen wurde. Unterm 11. Januar 1804 wurde sie, die in ihrem Titel „Die Räuber am Rhein oder der berühmte Schinder Hanns“ Erinnerungen an unseren Auszug weiterträgt, für eine Aufführung der Laufener Schiffeleute genehmigt. Ihr Verfasser kannte außer dieser Vorlage aber auch Schillers „Räuber“ und Zschokkes „Abbelino“, worüber an anderer Stelle zu sprechen sein wird.

Einige kritische Bemerkungen zur Wandertheorie.

Von C. W. von Sydow, Lund.

Benfey's Wandertheorie. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts legte Theodor Benfey seine Theorie vor: alle Märchen Europas außer den Tierfabeln seien in historischer Zeit aus Indien eingewandert, und diese Theorie hat ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Die Hauptthese allerdings, nämlich Indien sei das Ursprungsland der europäischen Märchenüberlieferung, erfuhr unter verschiedenen Gesichtspunkten eine vernichtende Kritik. Die Theorie ist von Anfang an auf einer falschen Analogie aufgebaut, indem Benfey aus der von ihm bewiesenen Tatsache, daß die altindische literarische Märchensammlung Panchatantra durch Übersetzungen von der einen in die andere Sprache im Mittelalter Europa erreicht habe, die falsche Schlußfolgerung zog, daß jede mündliche Märchentradition in Europa dieselbe Wanderung gemacht habe. Nur weil Benfey und seine Zeit diese mündliche Märchentradition nur mangelhaft kannten und nichts von den Gesetzen ihres Lebens und ihrer Fortpflanzung wußten, ist es erklärlich, daß er eine so kühne Hypothese vorzubringen wagte. Deshalb sollte sie jetzt von der Tagesordnung gestrichen sein, aber sie enthielt einen lebenden und fruchtbringenden Gedanken, die Wandertheorie, und diese vermochte trotz allem bis zu einem gewissen Grade seine Hypothese am Leben zu erhalten.

Den Gesichtspunkt der Wanderung stellte Benfey auf als Gegensatz zu dem Gesichtspunkt des „Erbgutes“ der Brüder Grimm, wie er auch seine

¹⁾ Hs. im Städt. Museum Carolino Augusteum zu Salzburg.

indische Theorie im Gegensatz zur indoeuropäischen Mythentheorie aufstellte. Während die Mythentheorie mit Recht seit langem als ein offener Irrtum aufgegeben worden ist, hätte der Erbgesichtspunkt mehr Beachtung verdient, da man jetzt von manchen Märchen weiß, daß sie jahrtausendlang in mündlicher Überlieferung bewahrt worden sind. Die Forschung hat aber diese Seite der Sache zugunsten der Wandertheorie so gut wie ganz versäumt. Auch diese war nur mechanisch als Dogma übernommen worden, ohne näher untersucht zu werden. Man hat dabei aber die richtigen Gesichtspunkte, die Benfey bei dieser Frage aufgestellt hatte, nicht genügend beachtet. Und man hat sich nicht die Mühe genommen, die Umstände im Leben der Überlieferung genau zu untersuchen, die einer richtigen Lösung hierhergehöriger Probleme zugrunde gelegt werden müssen. Ich werde hier versuchen, einen Beitrag zur kritischen Untersuchung der Frage und ihrer Behandlung durch die Märchenforschung zu geben.

Benfey's positiver Einsatz. Der bedeutungsvolle Nachweis von der Wanderung des Panchatantra nach Europa hat an und für sich nichts mit Überlieferung und Überlieferungswanderung zu tun, da sie ja auf rein literarischem Wege vor sich gegangen ist. Aber in Benfey's Theorie gab das Panchatantra nicht nur den Anlaß für einen falschen Analogieschluß, sondern hat nach seiner Meinung sicher an der Wanderung der Märchen mitgewirkt dadurch, daß es einen Teil seines Inhaltes in die Überlieferung Europas überführt hat. Das ist auch wirklich geschehen, aber nur in äußerst geringem Ausmaß und an vereinzelten Stellen. Es handelt sich um eine Art Märchenwanderung, aber diese fand nicht innerhalb der Überlieferung statt, sondern besteht in einzelner Beeinflussung von außen her, ein verstreutes Einsickern von literarischem Stoff, gesunkenem Kulturgut.

Daß das Panchatantra nur in ganz geringem Maße die Überlieferung Europas beeinflußt hat, sah Benfey selbst. Dasselbe gilt übrigens für alle literarischen Einflüsse auf volksmäßige mündliche Überlieferung. Das beruht weniger darauf, daß das Volk der gedruckten Literatur weniger Aufmerksamkeit schenkt, als eher darauf, daß man nur ausnahmsweise weiter erzählt, was man lesen kann. Die Aufzeichnungen, die man von aus Schillingdrucken stammenden Märchen machte, dürften daher eher durch die Fragen der Sammler erzwungen sein und besagen an und für sich nicht, daß die eigentlichen Erzähler, die aktiven Überlieferer, sie in ihr Repertoire aufgenommen haben, was nur selten der Fall zu sein scheint.

Eine andere Sache von Wichtigkeit für die Frage der Märchenwanderung ist die von Benfey hervorgehobene Bedeutung der Wanderung der Bettelmönche für die Verbreitung von Märchen. Sowohl die buddhistischen Mönche in Indien wie die europäischen Bettelmönche verwendeten allenthalben Fabeln, Anekdoten und Legenden zur Belebung ihrer Predigten. Das muß bis zu einem gewissen Grad bei der Verbreitung derartiger Erzählungen mitgewirkt haben, und das kann auch belegt werden durch das Vorhandensein gewisser „Exempla“ in der volksmäßigen Märchenüberlieferung. Aber es muß auch hierbei betont werden, daß eine derartige Übertragung ver-

hältnismäßig selten vorkommt. Die Art, wie solche „Exempla“ auftreten, deutet darauf hin, daß es junge Tradition ist, die in ganz anderer Weise auftritt als die naturgewachsene.

Unter allen Umständen ist es aber klar, daß diese Überlieferung der Mönche keine Bedeutung gerade für die Märchenüberlieferung hat, die am meisten die Forschung interessiert, nämlich die Märchen, die ich Chimärenmärchen oder Chimerate nenne. An die Chimerate dachten die Brüder Grimm, als sie ihre Theorie der Abstammung von indoeuropäischen Mythen aufstellten, und an sie dachte Benfey, als er im Motiv „dankbare Tiere“ ein buddhistisches Motiv sehen wollte. Gerade Chimerate fehlen fast ganz im *Pantschatantra*; und obwohl sie in gewissen anderen orientalischen literarischen Märchensammlungen zahlreich auftreten, sind es gerade vergleichsweise wenig Chimerate, die in diesen Sammlungen und in Europa gemeinsam vorkommen. Außerdem eigneten sich Chimerate wenig für die Predigten der Bettelmönche und nehmen auch einen äußerst geringen Platz in ihren Sammlungen von „Exempla“ ein. Gerade für die Verbreitung der Chimerate haben also weder die literarischen Sammlungen noch die Bettelmönche eine nennenswerte Bedeutung gehabt.

Auch die Pilger haben zweifelsohne eine gewisse Bedeutung für die Ausbreitung von Überlieferungen gehabt. Chaucers *Canterburytales* geben eine ausgezeichnete Schilderung, wie eine Schar von Pilgern sich die Zeit durch Geschichtenerzählen vertreibt. Die Proben, die er von ihrer Erzählkunst anführt, geben sicherlich einen guten Eindruck davon, was bei solchen Anlässen erzählt werden konnte. Da dieselben Geschichten dabei wohl kaum öfter als einmal erzählt wurden, dürften die Wallfahrer kaum zur Verbreitung längerer Märchen beigetragen haben, während sich kürzere und prägnante Sagen, Legenden und Anekdoten dem Gedächtnis der Zuhörer besser einprägen konnten.

Der vielleicht wichtigste Teil der Wanderhypothese Benfey's ist jedoch der, daß er die Wanderung der Märchen mit bestimmten historischen Ereignissen in Verbindung setzte. Ich denke dabei weniger an die schon erwähnte Entstehung der Mönchsorden in Indien und Europa. Wichtiger sind die von ihm betonten großen Umwälzungen, die in verschiedener Weise Indien in kulturelle Berührung mit Europa brachten: Alexanders Zug nach Indien, die Ausbreitung des Islam, die Kreuzzüge und die Mongolenherrschaft in Rußland.

Dieser Hinweis Benfey's auf die Bedeutung der politischen Ereignisse für den Märchenaustausch ist wichtig für das Verständnis seiner Auffassung von dem Zustandekommen der Märchenwanderung. Er hat sicher keine persönliche Erfahrung vom Leben und der Ausbreitung mündlicher Überlieferung besessen. Aber rein intuitiv hat er gesehen, daß diese Wanderung auf der Übersiedlung von Personen beruht, und eine solche geht in der Regel nur innerhalb gewisser politischer Grenzen vor sich. Daß ein Land erobert wird oder auf andere Weise mit einem anderen Land vereint wird, hat einen Ortswechsel von Personen von dem einen zum anderen Land zur Folge. Und diese Übersiedlung birgt die Möglichkeit eines Über-

lieferungs-austausches in sich, die früher nicht oder nur in geringem Grade vorhanden war.

Die finnische Schule und die Wandertheorie. Als Kaarle Krohn mit seiner berühmten Abhandlung „Bär (Wolf) und Fuchs“ hervortrat, war das tatsächlich die erste Märchenuntersuchung, die mit einer gründlichen wissenschaftlichen Methode arbeitete, und das Ergebnis widersprach direkt der Auffassung Benfey's. Krohn zeigte, daß die hier untersuchte Tierfabel offenbar in einem nordischen Land beheimatet war und weder von Indien noch von Griechenland hergeleitet werden konnte. Ihre Verbreitung, erklärte er, beruhe aber auf Wanderung. Wenn sich Krohn anfangs kritisch gegen Benfey's indische Theorie stellte, schloß er sich ihr später doch weitgehend an. Aber er vertrat eine ganz andere Auffassung von den Voraussetzungen der Märchenwanderung.

Wenn Benfey den Ausgangspunkt der Märchenwanderung in Indien und in Europa den wichtigsten Schlußpunkt sah, so erschien ihm diese Wanderung wie ein Strom von Osten nach Westen. Als Krohn durch seine Untersuchungen der Tierfabel feststellte, daß Märchen auch in anderen Ländern entstehen konnten, dachte er sich die Wanderung in jedem Einzelfall am ehesten wie eine regelmäßige Strahlung nach allen Richtungen vom Ausgangspunkt eines Märchens ausgehend, ungefähr wie die Ringe auf der Wasseroberfläche, wenn man einen Stein hineinwirft. Doch kam er bald dazu, neben dem Bilde von den Ringen auf der Wasserfläche, die Wanderung mit Strömen zu vergleichen. Auf der einen Seite hielt er an der theoretischen Möglichkeit fest, daß Märchen bei jedem beliebigen Volk entstehen könnten, auf der anderen Seite betonte er, daß bestimmte Völker in besonders hohem Ausmaße Märchen hervorgebracht hätten, z. B. Indien und Griechenland, wie Benfey, und Frankreich, wie Joseph Bédier gezeigt hatte. Von diesen Ländern sei die große Mehrzahl der Märchen gekommen und habe in gewaltigen Strömen ganz Europa überschwemmt.

Als Krohn erklären wollte, wie die Wanderung vor sich gegangen sei, dachte er sich das ganze Volk als Träger der Märchenüberlieferung, so daß, wenn ein Märchen erzählt wurde, alle Zuhörer weitererzählten. Die Wanderung der Märchen sollte also eine Selbstwanderung (Automigration) sein, die vor sich geht, ohne daß einer von den Überlieferern die Heimat zu verlassen brauche. Ist der Ausgangspunkt A gewesen, und das Märchen hat den Punkt B 100 Meilen davon entfernt erreicht, so kommt das Märchen auf dem ganzen dazwischenliegenden Gebiet vor¹⁾, aber es gibt keine Grenzen, die die Wanderung hemmen können, denn die Grenzbevölkerung ist immer zweisprachig und hat Umgang mit Menschen über die Grenze hinüber. Die Märchenströme gehen auf diese Weise ungehin-

¹⁾ Als Axel Olrik die Mythe vom gefesselten Loke aus dem Kaukasus herleiten wollte, wo solche Mythen noch in der Volksüberlieferung leben, und zwar vermittelt durch die Goten, deren Reich am Schwarzen Meer lebhaft Verbindungen teils mit dem Kaukasus, teils mit dem Norden hatte, bestritt Kaarle Krohn die Möglichkeit einer solchen Annahme mit der Begründung, daß sich die Mythe dann im ganzen dazwischenliegenden Rußland finden müßte, was nicht der Fall ist.

dert über alle Grenzen und ohne Hilfe von politischen Ereignissen oder Verbindungen.

Diese Auffassung von den Märchen und ihrer Verbreitung ist auf ein paar offenbaren Irrtümern aufgebaut¹⁾. Das ganze Volk ist niemals Träger einer Märchenüberlieferung; diese wird im Gegenteil nur von einer geringen Anzahl von aktiven Überlieferungsträgern bewahrt, die dünn und unregelmäßig in der Masse des Volkes verteilt sind. Märchen werden nicht oft, sondern nur bei bestimmten Anlässen erzählt, und von denen, die ein Märchen mitanhören, können es die meisten nicht wiedererzählen, selbst wenn sie es mehrere Male gehört haben. Es ist daher ein sehr geringer Prozentsatz der Zuhörer eines Märchens, die aktive Überlieferer desselben werden. Nur sehr kurze und prägnante Geschichten können sich bis zu einem gewissen Grad ohne Übersiedlung von Personen verbreiten, aber auch in derartigen Fällen geht die Verbreitung selbstverständlich sehr unregelmäßig vor sich und kann wohl kaum mit den Ringen auf der Wasseroberfläche verglichen werden. Die Vorstellung, daß die Märchenüberlieferung dem gesamten Volk angehört, beruht offenbar darauf, daß das Wort „Volksüberlieferung“ durch die Macht, die die Sprache über den Gedanken hat, als etwas, das dem gesamten Volk angehört, aufgefaßt wird. — Sicherlich trifft man unter den Grenzbewohnern zweisprachige Elemente, aber sie sind selten und spielen mehr als Ausnahme denn als Regel eine Rolle bei der Übertragung von Überlieferungen. Wenn eine Überlieferung die Sprachgrenze überschreitet, beruht das in der Regel nicht darauf, daß die Grenzbevölkerung das vermittelt, sondern darauf, daß Leute über die Grenze übersiedeln. Die Wandertheorie Kaarle Krohns ist in Wirklichkeit nicht auf Grund von Studien im freien Feld entstanden, sondern auf Grund einer am grünen Tisch erdachten falschen Deutung der Überlieferungsverhältnisse seines Heimatlandes Finnland.

Krohn hatte die Beobachtung gemacht, daß die Märchen im westlichen Finnland schwedischen Charakter zeigen, während die Märchen der östlichen Hälfte russisches Gepräge tragen. Das kann nichts anderes bedeuten, als daß das westliche Finnland seine Märchen von Schweden, das östliche seine von Rußland erhalten habe. Krohn deutete diese Tatsache so, daß ein Märchenstrom vom Westen und einer vom Osten sich in der Mitte getroffen hätten. Warum nicht jeder Strom seinen Weg in derselben Richtung fortsetzte, das konnte er nicht erklären, aber er nahm an, daß man ein „Stromgesetz“ aufstellen könnte: Wenn zwei Ströme aufeinandertreffen, so hindern sie einander, so daß sie ihren Weg nicht fortsetzen können.

Wie man derartige Überlieferungsströme, wie Krohn sie sich vorstellte,

¹⁾ Es tut mir leid, Kaarle Krohn, der einer meiner besten Freunde war, kritisieren zu müssen. Als ich ihn einmal fragte: „Empfindest du es bitter, daß ich deinen Standpunkt kritisieren muß?“ antwortete er als der wahre Gentleman, der er war: „Nein, das kann ich nicht bitter empfinden, daß du in Übereinstimmung mit deiner Überzeugung sprichst. Wie sollte die Wissenschaft vorwärts kommen, wenn wir nicht jeder auf seinem Gebiet die Wahrheit suchten! Ich freue mich über all das Positive, das du der Forschung gegeben hast.“

nicht nachweisen kann, so besteht auch kein Grund dafür, ein solches Gesetz zu konstruieren. Die ganze Erscheinung ist in Wirklichkeit leicht zu erklären. Als die Russen im Krieg 1808—09 den Teil von Finnland, der fast 800 Jahre ein Teil von Schweden gewesen war, eroberten, vereinigte der Zar dieses neue Gebiet mit dem Teil von Finnland, der seit alters ein Teil von Rußland gewesen war, und bildete aus beiden Gebieten das Großfürstentum Finnland, das dadurch eine politische Sonderstellung im russischen Reich hatte. In den beiden Hälften Finnlands hat notgedrungen im Laufe der Zeit eine Einwanderung von Beamten, Militär, Priestern, Dienstleuten usw. von den respektiven Hauptländern aus stattgefunden. Das Ergebnis war selbstverständlich, daß die entsprechenden Hälften mit schwedischer bzw. russischer Überlieferung und Kultur durchsetzt wurden. Daß eine derartige Überlieferungsübertragung die politischen Grenzen nicht weiter überschreitet, ist ganz natürlich. Gerade politische Grenzen sind ein viel größeres Hindernis für Überlieferungsübertragungen als sprachliche Grenzen, da unter normalen Verhältnissen wenige Übersiedlungen von Menschen über die Grenze vorkommen, auch wenn die Sprache gemeinsam ist. Dagegen übersiedeln immer mehr oder minder viele Menschen in Gebiete mit verschiedenen Sprachen, wenn diese innerhalb derselben politischen Grenzen liegen.

Der Anlaß für Krohns Wandertheorie, die zumindest teilweise die Preisgabe eines früheren Standpunktes in sich schließt, liegt offenbar in der Opposition von ultranationalistischer Seite gegen seine Forschungsergebnisse. Man kann sich eigentlich nicht wundern, wenn finnische Patrioten verdrießlich einwenden: Das kann nicht wahr sein, daß so gut wie der ganze epische Stoff im Kalevala auf schwedischen Einfluß zurückgeht, und daß alle unsere Märchen aus Schweden oder aus Rußland stammen. Solchen Einwänden begegnete Krohn mit der Forderung der Wissenschaft nach unbestechlicher Wahrhaftigkeit; diesen Standpunkt vertrat er aufrecht und gab nicht nach. Aber gleichzeitig war es für ihn selbst als glühenden Vaterlandsfreund eine Notwendigkeit, die Sache in einem für das Nationalgefühl schöneren Licht zu sehen. Er suchte die Lösung in Benfey's Märchenwanderungsströmen. Geradeso wie Finnland seinen ganzen Märchenstoff aus Schweden und Rußland bekommen habe, so haben, meinte er, auch die übrigen europäischen Länder ihren ganzen Stoff von südlicheren und östlicheren Völkern erhalten. Da also alle anderen Völker in Europa ihre Märchen durch Vermittlung dazwischenliegender Länder aus Asien erhalten haben, so kann es für Finnland nicht herabsetzend sein, denselben Stoff durch Vermittlung seiner nächsten Nachbarn bekommen zu haben. Finnland war nach seiner Erklärung ganz einfach der Endpunkt für die Märchenströme und zeigt dadurch nur seine Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Europa.

Wanderung und Wandlung. Benfey hat die Möglichkeit, daß man in Europa eine Märchendichtung besessen hat bevor die indische Einfuhr begann, nicht übersehen. Aber er meinte, daß die vorindischen Märchen in Europa entweder im Anschluß an die indischen Vorbilder verändert oder

ganz verdrängt und durch die indische Hochflut vernichtet wurden. Zur Frage der Wanderung muß in der Tat auch die Frage nach der Wandlung der Märchen und ihrer möglichen Verdrängung bis zu einem gewissen Grade gehören.

Schon früh hat man erkannt, daß ein Märchen, wenn es auf mündlichem Weg von Land zu Land wandert, Gefahr läuft, in verschiedener Weise verändert zu werden. Solange es im Heimatlande bleibt, kann es sich eher unverändert erhalten, da es öfter vor denselben Zuhörern erzählt wird, wodurch diese imstande sind, den Erzähler zu verbessern, falls er auslassen oder verändern sollte. Wenn ein Erzähler an einen neuen Ort kommt, wo man sein Märchen noch nicht gehört hat, kann er leichter etwas weglassen, hinzufügen oder verändern, absichtlich oder aus Vergeßlichkeit. Die Verhältnisse können es auch mit sich führen, daß er mit Rücksicht auf sprachliche oder kulturelle Voraussetzungen der Zuhörer möglicherweise geradezu dazu gezwungen ist, eine gewisse Umarbeitung vorzunehmen. Im großen und ganzen kann man jedoch sagen, daß die Frage nach der Veränderung der Märchen bei der Wanderung an einen neuen Ort darauf beruht, wie fest in der Überlieferung der übersiedelte Überlieferungsträger selbst ist. Es gibt daher kein Hindernis dafür, daß Märchen völlig unverändert in ein neues Land gelangen, wenn nämlich die Zuhörer hier volles Verständnis für das Märchen in gerade dieser Form haben.

Der Satz von der relativen Unveränderlichkeit eines Märchens in seinem Heimatland dürfte die einzige Form sein, in der die neuere Märchenforschung den Gesichtspunkt des Erbgutes berücksichtigt hat, allerdings ohne ihn ausdrücklich zu nennen. Es ist offensichtlich, daß in dem Gedanken eine Wahrheit liegt, aber man muß damit sehr vorsichtig sein und kann kaum auf ihm weiterbauen. Es gibt nämlich auch gute Beispiele dafür, daß ein Märchen oder eine Sage gerade im Heimatland, wo sie am besten verwurzelt sind, in zahlreichen, manchmal stark voneinander abweichenden Fassungen vorkommen, während nur einzelne von diesen Sondertypen in andere Länder überführt werden.

Ebenso wie ein Märchen, das in ein anderes Kulturmilieu als das des Heimatlandes kommt, den neuen Verhältnissen angepaßt werden muß, um leben zu können, so muß es auch im Heimatland verändert werden, wenn sich die Kulturverhältnisse ändern. Die Frage nach den Ursachen der Veränderung eines Märchens ist übrigens noch nicht genügend untersucht. Sicher ist aber, daß die Veränderungen nicht nur durch Wanderungen erklärt werden können. Die Behandlung derartiger Fragen fordert eine quellenkritische Untersuchung der Varianten verschiedener Märchen, eine Aufgabe, um die sich die Forschung in der Regel nicht bemüht hat, und die eine mehr nationale als internationale Einstellung der Märchenforschung verlangt. Eine quellenkritische Untersuchung des Märchenstoffes in einem bestimmten Land kann nämlich offenbar nicht von anderen als eigenen Forschern des Landes zufriedenstellend ausgeführt werden, wobei sie natürlich auch den Märchenstoff der Nachbarvölker kennen müssen, um die Überlieferung des eigenen Landes vollständig beurteilen zu können.

Verdrängung. Es ist eine bekannte Tatsache, daß eine Märchenüberlieferung ganz verdrängt werden und verschwinden kann, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einer davon ist die Ansicht gewisser religiöser Bewegungen, daß jede weltliche Erzählkunst wie aller weltliche Gesang und Musik sündhaft sei. Die Erzähler, Sänger und Musikanten, die von einer derartigen Religion ergriffen werden, hören auf, ihre Kunst und ihr Überlieferungswissen anzuwenden. Die Überlieferer, die nicht religiös werden, haben oft keine Zuhörer mehr und werden außerdem durch Boykott der Religiösen gezwungen, mit ihrer Kunst aufzuhören. Auf diese Weise können große Gebiete ihre Märchen und ähnliche Überlieferungen verlieren. Das geschieht aber nicht nur in unserer Zeit, sondern ähnliche Umwälzungen in der Überlieferung können zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Voraussetzungen eingetreten sein.

Auch höhere Literatur kann die Märchenüberlieferung verdrängen. Es ist wahrscheinlich, daß die germanische Heldendichtung seinerzeit innerhalb gewisser Bevölkerungsschichten das Volksmärchen als etwas weniger Wertvolles zurückgedrängt hat. Als Perrault mit seinen Märchen das Interesse literarischer Kreise für die Poesie der Märchen erweckte, waren die Märchen ziemlich vollständig von der modernen Literatur verdrängt worden, wenn sie auch im Kinderzimmer geduldet wurden, wo sie von den Dienstleuten, falls sich Erzähler unter diesen befanden, am Leben erhalten wurden. Auch daß in unseren Tagen das Volk so großen Lesestoff und andere Unterhaltung hat, die früher nicht erreichbar war, bewirkt ebenfalls eine Verdrängung der Volksmärchen. Vielleicht muß man in dem Zusammenhang besonders den Einfluß des Schillingsdruckes hervorheben. Soweit diese Drucke Märchen oder Lieder enthalten, die denen der mündlichen Überlieferung des Volkes ähnlich sind, wirken sie oft geradezu überlieferungstötend. Das Volk empfindet leicht das gedruckte Märchen als die einzig „richtige“ Form und läßt die mündliche Überlieferung aussterben. Kaarle Krohn hat mich einmal darauf hingewiesen, daß eine reiche und variierende Überlieferung eines Volksliedes in einer finnischen Gemeinde vorhanden war, aber nachdem ein Forscher einen wiederhergestellten Text des Liedes herausgegeben hatte, der auch als Schillingdruck verbreitet wurde, wurde dieser als der einzig richtige angesehen. Als später ein Sammler Varianten suchte, war die frühere mündliche Überlieferung verschwunden, da man ja das „richtige“ Lied im Druck besaß. So geht es zweifellos auch mit Märchen; man kann es bei mehreren skandinavischen Märchen nachweisen.

Unter diesen Umständen ist es nicht unmöglich, daß ein mündliches Märchen ein anderes verdrängen kann. In dem weitverbreiteten Märchen von der Prinzessin auf dem Glasberg scheint die ganze bezeichnende Episode vom Ritt auf den Glasberg im westlichen Europa von einer Drachentöterepisode verdrängt worden zu sein, die wohl als spannender und die Phantasie mehr anregend empfunden wurde. Solche Fälle kann man wohl auch auf anderen Gebieten antreffen, sie lassen sich aber natürlich nicht leicht nachweisen. Nichts deutet aber darauf hin, daß die Märchenüberlieferung

in Europa als Gesamtheit auf ähnliche Weise beeinflußt worden wäre. In einem Fall wie in dem eben angeführten in Finnland, wo der Märchenvorrat teils schwedisch, teils russisch zu sein scheint, kann eine derartige Verdrängung des früheren Märchenbestandes möglicherweise bis zu einem gewissen Grade stattgefunden haben, aber bis auf weiteres glaube ich nicht, daß das der Fall ist. Das Ganze beruht vielleicht am ehesten auf einer Täuschung. Ein großer Teil der Märchen, die als schwedisch angesehen werden, dürften nämlich von der in Finnland reichlich vertretenen Schillingdruckliteratur herkommen, was ich für ein paar Märchen nachweisen konnte, und es handelt sich also gar nicht um wirkliche Überlieferung. Außerdem hat Krohn einen Teil der Märchen für schwedisch angesehen, nur weil sie auch bei der schwedisch sprechenden Bevölkerung Westfinnlands vorkommen, wo sie aber aus finnischem Gebiete entlehnt sind. Was die russische Märchen-tradition in Ostfinnland angeht, so kann man vermuten, daß sie sich zunächst bedeutender ausnahm, als sie in Wirklichkeit ist. Großrußland war ja von finnischen Volksstämmen, die mehr und mehr russisch wurden, bewohnt, und es ist daher denkbar, daß ein Teil des „russischen“ Märchenbestandes im Grunde finnisch ist, und daß ein Teil der Märchen in Finnland, die für russisch angesehen wurden, in Wirklichkeit altes finnisches Erbgut sind. Der natürliche Widerwille der finnischen Forschung gegen alles Russische hat sie daran gehindert, diese Verhältnisse zu untersuchen, und man weiß infolgedessen über diese Frage nichts Sicheres. Wenn es, was ich für wahrscheinlich halte, eine selbständige finnische Märchenüberlieferung gegeben hat, hat sie vielleicht ein mehr sagenhaftes Gepräge gehabt. Aber gerade das Sammeln von Sagen hat man früher in Finnland in so hohem Grade vernachlässigt, daß Krohn mir gegenüber äußerte, Sagen seien eine spezifisch germanische Überlieferungsart und fehlten bei den Finnen. Das ist an und für sich eine Ungereimtheit, denn es gibt sicher kein Volk, das nicht eine Sagenüberlieferung hätte, und in den letzten Jahren wurden enorme Massen von Sagen in Finnland gesammelt. Eine nähere Untersuchung dieses Stoffes wird vielleicht die ganze Frage in neuem Licht erscheinen lassen. Das besprochene Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, den Blick nicht zu einseitig auf die internationalen Fragen zu richten, sondern auch von rein nationalem Standpunkt aus die Sammelarbeit und die Bearbeitung zustande zu bringen, die ein klares Bild der eigenen Überlieferung ergibt.

Wanderungsfragen in der modernen Forschung. Die vorgelegten Bemerkungen zur Wandertheorie dürften die Behauptung genügend stützen, daß, so fruchtbringend auch der Wandergedanke in gewisser Hinsicht gewesen ist, die hierhergehörigen Fragen nicht zufriedenstellend gelöst worden sind. Die Stromlinien, die man über Europa gezogen hatte, tragen mehr den Charakter eines Einfalles als einer Tatsache. Man hat sich nämlich nicht darum gekümmert, genaue Beobachtungen im Gelände zu machen, sondern hat sich mit Hypothesen begnügt, die zu kontrollieren man sich nicht bemüht hat. Der einzige Ausweg, auf dem Gebiet der Märchenforschung festen Grund zu gewinnen, ist der, daß die Forscher aller Länder vor allem den Märchenstoff des eigenen Volkes bearbeiten,

und dazu ist nicht eine Inventarisierung in Katalogform ausreichend, sondern es gilt, den Stoff kritisch zu sichten, so daß deutlich hervortritt, was Nacherzählung von kürzlich gelesenen Schillingdrucken ist und daher nicht wirklich zur Überlieferung gehört, und weiter so, daß man ein Bild über die geographische Verteilung jedes Märchens im Lande erhält, und wie es variiert. Eine derartige nationale Märchenforschung ist die nötige Voraussetzung für eine zufriedenstellende Lösung der Frage nach Wanderung und nach Erbgut. Und nur eine derartig national erarbeitete Grundlage ermöglicht eine verlässliche internationale Übersicht und Synthese.

Hamburgische Stadtwahrzeichen.

Von Hermann Tardel,  Bremen.

(Mit einer Abbildung.)

Auf der ausgezeichneten farbigen Planschmuckkarte „Deutschland“ des Offenbacher Graphikers Rudolf Koch (Insel-Verlag 1934), die neben der Landschaft auch die Burgen, Dome und Wahrzeichen der Städte bildlich darstellt und durch die Erneuerung dieser alten Technik ein besonders anschauliches Zeugnis von deutscher Art und Kunst ablegt, sind für Hamburg die Michaeliskirche, ein modernes Hochhaus, ein großer Dampfer und am Rande das Stadtwappen eingezeichnet. Die Hansa-Rundfahrt in Hamburg gab einen kleinen Führer (Sommer 1937) heraus, dessen Titelblatt in der Mitte einen großen Dampfer (schwarz auf weißem Grunde), links oben den Turm der Michaeliskirche, rechts oben das Wappen und unten die Stadtsilhouette von der Außenalster her rot auf Weiß veranschaulicht. In demselben Jahr überreichte die Hapag-Linie den Reisenden ein Werbeheft „Hamburg, Deutschlands Tor zur Welt“, das auf dem Umschlag im Stadtbild das Bismarckdenkmal an der Helgoländer Allee und den Turm der Michaeliskirche in den Vordergrund rückt. Eine Reklamespielkarte „Wettlauf mit Union-Briketts durch schöne deutsche Gaue“ (1936) stellt den Turm des Neuen Rathauses, das Bismarckdenkmal, einen Dampfer und das Wappen heraus. Sehen wir von dem Wappen als Sinnbild der Stadt und ebenso von der Flagge ab, so kann von den genannten Gebäuden weder das Rathaus noch — trotz seiner Großartigkeit — Lederers Bismarck, sondern allein der Turm der Michaeliskirche als spezifisch-hamburgisches, wirklich volkstümliches Stadtwahrzeichen der Gegenwart bezeichnet werden.

Das alte Hamburg hingegen hatte außer den hier nicht zu erörternden architektonischen Sehenswürdigkeiten mehrere eigentliche Wahrzeichen aufzuweisen. In jener Zeit nämlich, als die wandernden Handwerksburschen dem Altgesellen in der Herberge ihren Aufenthalt in einer Stadt durch Angabe bestimmter, oft verborgener, fast geheimer Kennzeichen derselben bekunden mußten, und als selbst für die höher gebildeten, vornehmen

Reisenden galt, was Goethe in seiner Italienischen Reise nach Beobachtungen in Ferrara sagte: „Die meisten Reisenden haben doch etwas Handwerksburschenartiges und sehen sich gern nach solchen Wahrzeichen um.“ Unsere Zeit, so scheint es, wendet mit ihrem aufgeschlossenen Sinn für bodenständig-heimatliche Eigenwerte diesen vergessenen Merkmalen städtisch-bürgerlichen Gemeinschaftslebens, auch unter dem Antrieb des gesteigerten und erleichterten Reiseverkehrs, neue Teilnahme zu. Wir können im allgemeinen sakrale und profane Wahrzeichen unterscheiden, was nicht ausschließt, daß das Sakrale leicht ins Profane übergeht. Wir müssen alte, zum Teil seltene Reisebeschreibungen und Topographien aufschlagen, um uns über die volksmäßigen, sagenumwobenen Symbole der Freien und Hansestadt Hamburg zu unterrichten¹).

Eine sehr versteckte männliche Steinfigur an einem der Stadttore galt im 18. und wohl schon im 17. Jahrhundert als Wahrzeichen. In P. L. Berckenmeyers „Neu vermehrtem Curieusen Antiquarius“ (Hamburg 1738, S. 750) heißt es: „Sonst mercket man noch das kleine Männlein, welches aus dem Hamburger-Wap(p)en vor dem Altonaer-Thor heraus siehet, welches man, nebst dem Esel im Dom [s. weiter unten], vor das Wahrzeichen von Hamburg hält.“ Diese Angabe wird in D[ielhelm]s Beschreibung der Elblandschaft von der Quelle bis zur Mündung, die unter dem (gekürzten) Titel: „Denkwürdiger und nützlicher Antiquarius des Elb-Stroms . . . nunmehr als ein dritter Band des Rheinischen Antiquarii gesammelt“ in Frankfurt a. M. 1741 erschien, übernommen. Fast in gleichem Wortlaut (S. 760); nur spricht er von einem kleinen „Männchen“. Dagegen belehrt uns J. L. von Heß in seiner „Topographie Hamburgs“ (1810)²), daß es sich um das seit 1619 vorhandene und 1673 mit Sandsteinarbeiten geschmückte Deichtor handelt. Da dieses bei der Niederlegung der alten Wallbefestigung erst im Jahre 1828 abgetragen wurde, hat Heß die Figur noch selbst gesehen, die er genauer als „Mönch“ bezeichnet:

„Das Deichtor hat eine, jedoch ohne Nachweisung schwerlich aufzufindende, zu unscheinbare Sonderbarkeit aufzuweisen, die indeß von den Handwerkern mit zu den Wahrzeichen gezählt wird, um zu beurkunden, daß sie in Hamburg gewesen sind. Außerhalb am großen Torgewölbe ist das in Stein gehauene Hamburger Wappen, das bekanntlich drei Türme enthält. Aus dem mittelsten dieser kleinen Türme lehnt sich eine noch kleinere Mönchs-Figur, auf den Fahrweg herabsehend, gleich als ob das Männlein herunter springen wollte.“

Heß weiß uns auch eine „Volkssage“ davon zu berichten:

„Zur Zeit der Reformation sei ein Mönch, sich vor den Verfolgungen des Volks flüchtend, bis hierher zum Torgewölbe gelangt, und, keinen andern Ausweg vor sich sehend als ergriffen zu werden oder sich hinabzustürzen, habe er das Letztere gewählt, und wäre nicht allein unversehrt geblieben, sondern auch glücklich entkommen. Dieses Wunder nun auf die Nachwelt zu bringen, habe man eine Mönchs-Figur dort hingestellt, von wo der Sprung geschehen sei.“

¹) Für freundliche Unterstützung bin ich dem Staatsarchiv, dem Museum für hamburgische Geschichte und der Staatsbibliothek in Hamburg zu Dank verpflichtet.

²) Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben, 2. Aufl. 1810 Bd. 1, 86 (fehlt in der 1. Aufl. von 1787).

Hierzu bemerkt Heß, daß dies „Märchen“ ohne alle historische Haltung sei, da die Reformation in Hamburg bereits 1528 abgeschlossen war. Ebenso betont F. Georg Buek in seinen „Hamburgischen Altertümern“ (1859, S. 143), daß die ganze Geschichte gottlob! nicht wahr sei, obwohl der Mönch ein Wahrzeichen der Handwerksburschen wurde, denn die guten Hamburger wären den Mönchen als Nicht-Lutheranern gar nicht böse gewesen. Doch trägt Buek bei der Wiedergabe der Sage die Farben stärker auf als sein Vorgänger, indem er von blutdürstigen Verfolgern des Mönchs spricht. Es scheint, daß die Figur des Steinmetzen als künstlerischer Einfall keinen ausgeprägten Kopf darstellte, so daß man zunächst allgemein ein Männlein und erst später einen Mönch darin erblickte. Danach bildete sich, um die Veränderung des bekannten Wappens zu erklären, eine Sage, bei der das Mirakel der wunderbaren Rettung innerhalb einer ganz protestantischen Bevölkerung bemerkenswert bleibt. Das zunächst profane Wahrzeichen wurde also durch die ausdeutende Sage zu einem sakralen umgestaltet.

Erheblich sichtbarer und auffallender war ein anderes sehr profanes, aber an geweihter Stätte aufgestelltes Wahrzeichen, die Teufelsstiefel, im Dom. Nach der „Hamburgischen Topographie“ (1787, I, 310) von J. L. von Heß hingen dort über der Denkschrift auf den berühmten hamburgischen Historiker Albertus Crantzius an einem Pfeiler ein Paar alte Stiefel, von denen Heß sagt:

„Diese sind unter dem gemeinen Volk sehr bekannt und werden für ein Stück Arbeit aus der Werkstatt des Teufels gehalten, weil sie, wie es heißt, ohne Spur von Naht gemacht sind. Andere wollen sie gesehen und eine recht grobe Naht daran wahrgenommen haben. Eigentlich sind es gemeine Reuterstiefel, die das wohlfeile Monument irgend eines alten hier verwesenen Kriegsmannes abgeben.“

Bevor der 700 Jahre alte Dom wegen Baufälligkeit und aus Verkehrsrücksichten im Jahre 1805 abgebrochen wurde, widmete ihm der letzte Domherr F. J. L. Meyer einen besonderen Abschiedsgruß in einer kleinen Schrift „Blick auf die Domkirche in Hamburg“ (1804), in der er (S. 59) auch der neben dem Harnisch eines alten Kriegsknechtes hoch am Pfeiler hängenden Stiefel gedenkt. Sie seien, sagt er, durch die fabelhaften Schusterkünste des Teufels an den Stiefeln ohne Naht allen reisenden Handwerksburschen und Marktkrämern als Wahrzeichen von Hamburg wohlbekannt. Er erwähnt auch die Enthüllung des Geheimnisses durch einen seiner Kirchendiener, der ihm einst naiv sagte: „Alle Jahre nehme ich die Stiefeln ab, um sie zu putzen, und muß also wissen, daß sie eine Naht haben.“ Dieser Bemerkung fügt der geistliche Herr ironisch hinzu: „Solche Verdienste erwerben wir uns um die Erhaltung unserer Denkmäler und um — Aufklärung.“

Nach Niederlegung des Doms gelangten die zauberhaften Stiefel in das Arsenal des Bauhofs, und niemand würde mehr davon reden, wenn ihnen nicht Otto Beneke, der Hamburger Archivdirektor und Nachfolger Lappenbergs, in seinen vielgelesenen „Hamburgischen Geschichten und Sagen“ (1854)¹⁾ ein neues literarisches Leben bereitet hätte. In einer An-

¹⁾ 3. Aufl. 1886 Nr. 60.

merkung zu seiner Sagenerzählung bemängelte er, daß der Domherr Meyer in der genannten Arbeit den Kern der Sage nur sehr summarisch mitgeteilt habe, während er selbst sie durch das hinzugefügte „Wendische Gewand“ wirklich motiviert hätte. Der dichterisch veranlagte Archivar hielt sich also für berechtigt, der schlichten Volkssage ein romantisches Gepräge eigener Erfindung einzuimpfen. Er ging von der Tatsache aus, daß Handwerksgesellen wendischer (slavischer) Abkunft in keine Zunft eintreten und das Bürgerrecht nicht erwerben konnten, und berief sich für Hamburg besonders auf einen Eintrag im Bürgerbuch vom Jahre 1466, wo es in einem Einzelfall heißt: „Deletus est, quia Slavus.“ Daher versetzte Beneke die Geschichte in die Zeit um 1470 und ließ nun seine Phantasie spielen.

Ein zugewandter Schustergeselle, Hans Radegast aus Pommerellen, begehrte ins Amt, versprach als Meisterstück alles zu machen, was man fordere, verleugnete aber seine wendische Abstammung. Die mißtrauischen Älterleute antworteten spöttisch: wenn er über Nacht bis Sonnenaufgang ein makellooses Paar Reiterstiefel ohne Naht anfertigen könne, wolle man ihn aufnehmen. In seiner Not rief er (Beneke verwendet ein sehr bekanntes Legenden- und Sagenmotiv) den Teufel an und schloß mit ihm einen Pakt, in dem er sich auch verpflichtete, den Namen Gottes nicht mehr zu nennen. Der Teufel stellte die nahtlosen Stiefel her, und Radegast ward Meister. Als er aber beim Bürgereid gegen sein Versprechen die Worte „Also my Gott helpe un syn hilliges Word“ doch sagt, holt ihn der Teufel unter Donner und Blitz ab. Da sich das Löbliche Schusteramt unmöglich mit einem Meisterstück des Teufels befassen konnte, wurde es im Dom aufgehängt, um die Verwerflichkeit eines Bündnisses mit dem Teufel für immer vor Augen zu führen.

Am Schluß der übrigens gut erzählten Geschichte kann es sich Beneke nicht versagen, dem Domherrn Meyer als ungläubigem Thomas eine kleine Rüge zu erteilen, indem er sagt: „Das (der Unglaube) aber mag daher rühren, daß selbiger Autor an den Teufel und des Teufels Werke nicht mehr glaubte; denn so wie der Gläubige sieht, was er glaubt, so kann auch der Ungläubige nicht erkennen, was er doch nicht glauben will.“

Ein weiteres Wahrzeichen, die Figur einer Frau mit dem Bocksbeutel (Booksbüdel) in der Petrikirche, ist rein sakraler Natur. In der hamburgischen Zeitschrift „Patriot“ vom 5. Juli 1725 findet sich eine Auslegung des nur für den Einheimischen verständlichen Werkes. Ein Fremder wird von einem Hamburger an die Südseite der Petrikirche geführt und sieht „an selbiger Wand nicht weit von der Thür ein gehauenes Bild einer heiligen und andächtigen Frau, die in der linken Hand ein Buch in einem Beutel trägt. Da sehen Sie (sagt der Erklärer) eine Mode, die noch kaum vor 50 Jahren erst gänzlich bey unserem Frauenzimmer in Abgang gekommen, daß sie nämlich Andachts-Bücher, welche gemeiniglich gar sauber gezieret gewesen, in einem Beutelförmigen Überzug zur Kirche tragen“¹⁾. Berckenmeyers „Curieuser Antiquarius“ (1738) bringt nur einen kurzen Hinweis auf das „Frauen-Bild mit einem Bocks-Beutel“ (S. 744). Daß es

¹⁾ Vgl. Ferd. Heitmüller, Der Bookesbeutel. Lustspiel von Hinrich Borkenstein (1742), Leipzig 1896 = Dtsch. Littdenkm. des 18. u. 19. Jahrh. Nr. 56—57, Einltg. S. X.





sich um ein eigentliches Wahrzeichen handelt, beweist eine Stelle im „Antiquarius des Elbstroms“ (1741, S. 737):

„Bey der kleinen Kirchthüre an der Süderseite steht das Bildnis einer Jungfer, welche den so genannten Bocksbeutel an der Seite trägt, den die Hamburger für ihr Wahrzeichen halten, und daran sich die reisende Handwerksbursche nicht satt sehen können.“ Die verallgemeinerte abstrakte Bedeutung des Wortes im Sinn von steifem, altväterischem Brauchtum klingt in derselben Quelle durch, wenn sie fortfährt: „Wenn nun die Hamburger im Sprichwort sagen: ‘Das bringt der Bocksbeutel so mit sich’, und jemand, dieser Sache unerfahren, fraget, was das heißen solle?, so beruft man sich auf diß Bild.“

Der strenge Sittenkodex dieser Zeit geriet aber beim Eindringen der spanisch-französischen Mode so sehr in Mißachtung, daß ein hamburgisches Spottgedicht „De verdorvene Werlt, un ere nye Manieren“ (vor 1700)¹⁾ in die Klage ausbrechen konnte:

De Süeck! wo geiht de böse Welt in disser Tydt tho kehre!
Da hört ja nu keen Minsch nich mehr na unser Mohmen Lehre,
Dat golden Kleenoth disser Stadt — de Boocks-Büel is tho nicht,
Da iß nu hier keen Minsch nich mehr, de sick na sülcken richt.

Mit überlegener Geringschätzung spricht Heß in seiner „Hamburgischen Topographie“ (1787)²⁾ von diesem Kleinod:

„In der südlichen Nebenthüre zur Rechten steht eine hölzerne Beata mit einem Buch in einem Beutel, ein Gebrauch des vorigen Jahrhunderts, welchen man mit vielen andern lächerlichen Sitten zusammen den Hamburgischen Bocksbeutel genannt hat . . . Der erste Grund zu dieser Benennung [das Buch im Beutel] sowie jenes antike Bild in der Kirchenthür sind vergessen worden; der Augenschein aber lehrt, dass die Sache selbst wol dauern wird [vgl. etwa die Mode der sogen. Pompadours], wenn auch die Würmer ihr Symbol schon ganz zernagt haben.“

Wenn Heß die Jungfrau eine „Beata“, also eine Glückselige, aber keine Heilige, nennt, so braucht daraus nicht unbedingt zu folgen, daß sie auch im Volksmund so hieß. Als bei dem großen Brande in Hamburg 1842 die Petrikirche vernichtet wurde, verschwand auch das schon lange obsolet gewordene Wahrzeichen. Wie berühmt es war, zeigt der Bericht in der Stuttgarter Allgemeinen Zeitung (Cotta): „Ist doch das alte Wahrzeichen Hamburgs, der weltbekannte Bocksbeutel (eine weibliche Figur an der Petrikirche mit einem Gesangbuch im Beutel, plattdeutsch Booksbüdel, d. h. Buchbeutel) in den Flammen aufgegangen!“

Noch bekannter als diese Wahrzeichen, von denen nichts als die geschichtliche Erinnerung übriggeblieben ist, war das früher im Dom befindliche Epitaph mit dem Dudelsack blasenden Esel, das im Museum für hamburgische Geschichte eine letzte Bleibe gefunden hat. Die Verwendung des komischen Motivs vom musizierenden Tier auf einer Grabplatte war dem ausgehenden Mittelalter und der Renaissancezeit nicht so absonderlich und seltsam, wie es uns erscheint, weder gefühlsmäßig noch

¹⁾ Vgl. Lauremberg, Veer olde berömede Schertz-Gedichte, Bremen 1700 (s. Goedeke 3, 236) Anhang S. 102. — Zum Sprachlichen s. ferner Kluge-Götze¹¹⁾, Etym. Wb. d. dtsh. Sprache (1934) S. 66.

²⁾ 1. Aufl. Bd. 1, 319; ebenso 2. Aufl. Bd. 2 (1811), 8.

weltanschaulich, denn die Auffassung des menschlichen Daseins als eines närrischen Gaukelspiels zwischen Leben und Tod lag jener Zeit näher als der späteren, durch die Reformation geläuterten, ernsteren Epoche, auch nicht künstlerisch, denn das Motiv war schon in Handschriften und in Schnitzereien im Chorgestühl der Kirchen mannigfaltig gestaltet worden. Ein Holzschnitt in Jörg Wickrams „Losbuch“ (Orakelbuch, 1539) zeigt einen sitzenden, zwei Kesselpauken schlagenden Esel, eine Darstellung, die Johannes Bolte benutzte, um in seiner Ausgabe von Wickrams Werken¹⁾ eine überreiche Anmerkung über die Verbreitung des Themas der musizierenden Tiere im alten Kunsthandwerk, auch außerhalb Deutschlands, anzuschließen. Wir können hierauf nicht näher eingehen, können auch den der Hamburger Grabplatte gewidmeten neueren Arbeiten von J. L. de Bouck (1855)²⁾, J. M. Lappenberg (1866)³⁾ und W. Zahn (1889)⁴⁾ nur das ergänzend entnehmen, was in unseren Zusammenhang gehört, müssen daher auf Erörterungen über den schwierigen Text der Inschrift und die archivalischen Ermittlungen betreffs der auf dem Stein genannten Persönlichkeiten verzichten.

Die gut erhaltene Grabplatte (2,08 m lang, 1,25 m breit und 12 cm dick, s. Abb.), eine gediegene Steinmetzarbeit mit Figuren und Inschriften in Basrelief, die letzteren meistens in gotischen Minuskeln, nennt Geske van dem holte als 1516 und Hans lange als 1537 verstorben. In den Ecken des Steins sind die Medaillons der vier Evangelisten angebracht, unten zwei Wappenschilder, von denen das linker Hand einen nackten, knienden bärtigen Mann mit einem Gestell (ob einem Schandkäfig?) um den Leib darstellt. In der Mitte ragt die Gestalt des aufrecht stehenden Esels hervor, mit dem linken Vorderbein trägt und drückt er den Dudelsack, mit dem rechten greift er an die erkennbaren Löcher der einen kurzen Pfeife, während die andere, längere Pfeife über das linke Ohr herausragt, das Blasrohr hält er im Munde, der Gesichtsausdruck ist sinnig und freudig. Die Figur wird von vier gewundenen Schriftbändern mit ebenso vielen Sprüchen umrankt, drei davon sind ganz christlich-demütig abgestimmt, nur der des zweiten Bandes setzt sich durch gemüthvolle Komik von den andern bewußt ab:

De werlt heft zik um(m)e kert,
Darum(m)e zo hebbe ik arme eezel pipen gheleert.

Nur dieser eine Reim ist wirklich volkstümlich geworden, vermutlich weil er überhaupt schon bekannt war. Diesem Sinnspruch von der verkehrten Welt gab der Steinmetz mit starkem, naivem Künstlerhumor plastische Gestaltung, schwerlich in der Absicht, damit ein besonderes, tief-sinniges Sinnbild menschlicher Torheiten zu schaffen, wie es spätere theo-

¹⁾ G. Wickrams Werke (Bibl. d. Litt. Ver. in Stuttgart Bd. 230) 4 (Tübingen 1903), IX und 32.

²⁾ Hamburger Literarische und kritische Blätter, 1855, Nr. 57 (18. Juli) S. 444ff.

³⁾ Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte 5 (1866) = N. F. 2, 72—97. Vgl. R. Körner, Niedersachsen 16 (1911), 468.

⁴⁾ Mittheilungen des Museumsvereins in Hamburg 1889 Nr. 5 (Sept.) S. 65—84.

logische Erklärer ausgelegt haben. Der zu ebener Erde gelagerte Stein wurde bei einem Umbau des „Thumbs“ 1646 an der Südwand zwischen den beiden Türen hinter der Kanzel aufrecht eingemauert und fand nun erst als „sonderliche Antiquität“ (wie die Janibalsche Chronik sagt) allgemeine Beachtung. Eine literarische Würdigung widmete ihm als erster P. Lambeccius in seinen „Res Hamburgenses“ (1661). Kunrat von Hövelen macht in seiner Schrift „Der Uhr-alten Deutschen Gros- und des H: Röm. Reichs Freien An-See [Hanse] und Handel-Stadt Hamburg . . . Hoheit“ (Lübeck 1668, S. 91) folgende Bemerkung: „An der Süder Kirchen-seite das alte Sinbildrische Leichgerüste des Sackpfeif-spilenden Aesels, dabei der Mann im Küklein-korbe mit dem Wapen, so mit Verwunderung zu beachten“ (es folgen die Sprüche und ein Hinweis auf P. Lambeck). Während die Anspielung auf den Mann im Schandkorb (?) verloren geht, wird die Wendung vom sinnbildnerischen Leichengerüst sowohl von Wolfgang Henrich Adelungk in seinen „Hamburgischen Antiquitäten“ (1696) wie von P. L. Berckenmeyer im „Curieusen Antiquarius“ (1738) mit kurzer Beschreibung und Anführung der Verse wiederholt. Daß der musizierende Esel zum Stadtwahrzeichen wurde, ersehen wir zuerst aus dem „Antiquarius des Elbstroms“ (1741):

„Als was besonders zeigt man den Fremden an der Seite gegen Mittag in dieser Domkirche einen Grabstein, auf welchem ein Esel in Stein gehauen steht, der eine Sackpfeiffe im Maul hat, und mit den zwey vördersten Pfoten darauf spielet, dabey diese niedersächsische Beyschrift (wie oben). Dieses pflegen die reisenden Handwerksbursche das Wahrzeichen der Stadt Hamburg zu nennen“ (S. 744).

Ebenso sagt Heß in seiner „Hamburgischen Topographie“ (1787): „Diesen hieroglyphischen Esel kennen besonders die reisenden Handwerksbursche und geben ihn zum Wahrzeichen an, daß sie in Hamburg gewesen sind“ (I, 310). Nach dem Abbruch des Doms 1805 führte der musikalische Esel nur noch ein museales Dasein. Wie unkünstlerisch und abgeschmackt das Epitaph selbst noch in neuerer Zeit beurteilt wurde, beweist der Verfasser der „Hamburgischen Altertümer“ (1859) F. Georg Buek — er fand die abgeschilderte Tierquälerei, die den armen Esel naturwidrig zum Pibrochblasen verdamme, unerklärlich.

Das Unklare, Mystische, Absonderliche des Leichensteins begünstigte die Entstehung einer Volkssage, von der uns zwei Berichte überliefert sind, einer von einem Reisenden, der sich rühmte, 156 Städte, 123 Dörfer, 7 Klöster und 13 Schlösser gesehen zu haben. Die Hamburgische Staatsbibliothek bewahrt eine Handschrift¹⁾: „Itinerarium de annis 1688, 89, 90, 91. Septemdecim Provinziarum Unitarum Hungariae, Bohemiae et praecipuarum Aularum Germaniae. Compilatum a me Joh. Arnold v. Uffele.“ Hier wird die „Geschichte“ des Grabsteins also erzählt:

„Es ist ein reicher Kaufmann gewesen, welcher einsmalls gesagt, so unmöglich es wäre, daß ein Esell könnte lernen auf der Sackpfeiffen spielen, so unmöglich könnte er verarmen, es ist aber geschehen, deswegen ihm dieser Grabstein gesetzt worden.“

¹⁾ Cod. Geogr. 75 4^o, 3. Abt. S. 10.

Die zweite, neuere Nachricht ist lokal-hamburgisch. Der „Hamburgische Briefträger. Eine Wochenschrift für Freunde und Feinde, bearbeitet von A. F. Bonaventurus“ (1803)¹⁾ wendet sich gegen den Vorschlag, alte Kirchen wie den Dom abzutragen. Der Verfasser will die alten Stiefel des Teufels, die an einem Pfeiler in der Domkirche hängen sollen (sic! s. oben), und die aufbewahrten Gebeine einiger alten Ritter gern preisgeben, tritt aber für die Erhaltung des Steins mit dem Esel ein und erzählt die „Legende oder Sage der Vorzeit“ davon:

„Selige Gesche van Holten war der Zeit, wo sie lebte, die reichste Frau in Hamburg und natürlich im Glücke ein wenig übermüthig. Ein armer Verwandter, der zu ihr kam und um Unterstützung in seiner Noth bat, erhielt von ihr eine tiefdemüthigende, abschlägige Antwort. Er versetzte ohngefähr: Wir wissen, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Gesche antwortete: Ehe kann der Esel auf dem Dudelsack pfeiffen lernen, als ich arm werden.“

Beide Fassungen sind im Sagenkern identisch, indem sie einen reichen hoffärtigen Mann oder eine reiche hartherzige Frau eine leichtsinnige, verhängnisvolle Äußerung tun lassen, die den dudelsackspielenden Esel mit ihrer Person in Beziehung setzt. Auch der moralische Schluß, die Strafe für diese Überhebung, ist im Grunde in beiden Texten derselbe; nur ist Bonaventurus ausführlicher und nimmt auf das Wappenschild mit dem Mann im Korbgeflecht Bezug. Er sagt:

„Sie (Gesche) erlitt einen Unglücksfall nach dem andern und wurde so arm, dass sie auf ihren ehemaligen Garten schlich und den Hühnern im Hühnerkorbe das vorgeworfene Brodt nachsuchte. Einst schlich sie, wie die Sage erzählt, von diesem traurigen Mahle zur Gasse und erblickte einen umherziehenden Possenreißer, der einen tanzenden Esel auf dem Dudelsack sein J—a zu pfeiffen gelernt hatte. Sie starb bald nachher, betroffen über den Wechsel des Glücks und die Möglichkeit dessen, was ihr ohnmöglich geschehen hatte. Ihre Familie setzte ihren Grabstein zur Warnung aller derer, die in der Schwelgerey des Glücks keinen Unfall wahrscheinlich finden. Sie sitzt auf diesem Stein im Hühnerkorbe und der Esel bläst den Dudelsack mit der umgeflochtenen Mönchsschrift: De Welt, de het sick umgekehrt u. s. w.“

Diese Ausdeutung ist insofern ungenau, als die Gestalt im Hühnerkorb nur einen bärtigen Mann, aber keine Frau darstellen kann.

Aus dieser Sage hat Otto Koch eine langatmige Groteske „Der lustige Sackpfeiffer“ (1852)²⁾ geschaffen, in der ein reicher Bierbrauer seine Tochter einem Spielmann nur dann geben will, wenn er ihm einen die Sackpfeife spielenden Esel vorführt, was dieser auch halbwegs fertig bringt.

Die behandelten alten Wahrzeichen sind bei ganz veränderten Kulturverhältnissen für das Empfinden der Gegenwart längst abgestorben und haben nur geschichtlichen Altertumswert. Anders steht es mit dem eingangs erwähnten sakralen Wahrzeichen, dem Turm der Großen Michaelis-

¹⁾ Bd. 13, 10. Dezember 1803, S. 754. — Ich gebe beide Fassungen nach dem Wortlaut der Überlieferung. Bei L. Mackensen, *Hanseatische Sagen*, Leipzig 1928 Nr. 105 stehen sie nach der Inhaltsangabe bei Lappenberg (a. a. O. S. 73).

²⁾ *Hamburgische romantische Vorzeit. Eine Sammlung von Novellen und Sagen aus der Erstehung Hamburgs*, Magdeburg o. J. [1852] S. 365—464.

kirche, im Volksmund der „Michel“ genannt. Ein schon älterer, volkstümlicher Kirchspielreim:

Petri — de Riken,
Nikolai — desglikten,
Katharinen — de Sturen,
Jakobi — de Buren,
Michaelis — de Armen,
Daröver mag sik Gott erbarmen

gibt bei St. Michael richtig die untere, arme Bevölkerung des Sprengels an. In einer Variante heißt es aber gewiß im Hinblick auf die Großartigkeit der Kirche am Schluß:

Michaelis — de Glanz,
Hamborger Barg (Vorstadt St. Pauli) — de Swanz.

Die fünf alten Kirchspiele wurden in der Rede des Volkes auch mit den fünf Sinnen verglichen, Petri mit dem Gehör, Nikolai mit dem Geschmack, Katharinen mit dem Geruch, Jakobi mit dem Gefühl, Michaelis mit dem Gesicht. Die Erklärung ist am sichersten bei St. Petri wegen des Glockenspiels im Turm und bei St. Michaelis wegen des stattlichen Anblicks, den der Bau gewährt, und wegen der weiten Aussicht, die man von seinem Turm hat¹⁾. Überhaupt haftet für das Auge des Volkes das Wahrzeichenmäßige fast nur am Turm, nicht am eigentlichen Kirchenraum. Es ist daher nicht falsch, wenn C. Schildt auf dem Umschlag einer Mappe mit Zeichnungen aus dem Hamburger Volksleben („An der Woterkant“, 1896) nur den Turm der Kirche umrissen hat. Der schlanke, hohe Turm vom Neubau der Kirche aus den Jahren 1777—1778²⁾ — ein quadratischer steinerner Unterbau mit Pilastern bis zum Kirchendach, darüber ein Gesims mit Fries, dann ein Holzgeschoß mit langen Pilastern, ein Kranz mit Holzgeländer, der Uhrwürfel, über diesem ein achtsäuliger Rundtempel mit einer Kuppel, die in eine geschweifte Spitze endet — beherrscht durch seine wuchtige Formkraft das gesamte Stadtbild auch im Vergleich zu den übrigen Kirchtürmen und ist sowohl von der holsteinischen wie von der hannoverschen Seite hervorragend sichtbar. Besonders ist er für die elbaufwärts steuernden Schiffe ein seemännisches Wahrzeichen, ein rechter Seewart. Wann die Bezeichnung „Michel“ oder der „Große Michel“ aufkommt, bleibt nachzuweisen. Wie eng alle Kreise der Bevölkerung mit dem Sinnbild ihrer Stadt innerlich verbunden waren, zeigt die allgemeine Trauer, die der Brand der Kirche am 3. Juli 1906 hervorrief. Die Augenzeugenberichte der damaligen Zeitungen legen ein beredtes Zeugnis davon ab. „Der Michel brennt!“ ist die Überschrift eines Artikels im Hamburger Correspondenten. Der das alte bauliche Bild getreulich beibehaltende Neubau wurde am 19. Oktober 1912 eingeweiht. In dem

¹⁾ Vgl. Mitteilungen des Vereins für hambg. Geschichte 4 (1881), 143 (H. Handelmann). Vgl. ebendort 2 (1879), 64 die Angabe über nach den Kirchenspielen verschiedene Wendungen von: wat snack jy? aus dem Jahre 1766.

²⁾ Vgl. Walter H. Damman, Die St. Michaeliskirche zu Hamburg und ihre Erbauer (Leipzig 1909) S. 200.

Konzept der Rede, die der Bürgermeister Burchard hierbei zu halten beabsichtigte (er starb kurz vorher), nannte er die Kirche „einen lieben alten Freund, ein wesentliches Stück der Vaterstadt und hamburgischer Eigenart.¹⁾“

Indem wir nun den Michel in seiner Sonderstellung als architektonisches und sinnbildliches Wahrzeichen beiseite lassen, wollen wir zu den älteren Wahrzeichen noch bemerken, daß sie trotz ihrer ausgesprochenen Originalität im Grunde nur der breiten Volksmasse, nicht der vergeistigten Oberschicht auf die Dauer genügen konnten. Als die großen Städte unter dem Einfluß des Humanismus die mittelalterlich-kirchlichen Patrone durch antike Symbole zu ersetzen versuchten, erhielt die gute Stadt Hamburg den feierlichen Beinamen Hammonia, die Stadt des Jupiter Hammon, und aus dem Namen entwickelte sich seit dem 18. Jahrhundert die Allegorie einer gotthaften Schutzpatronin. Hierüber unterrichtet die anziehende, eingehende Studie Heinrich Reinckes²⁾. Die Gelegenheitsdichtung und die Medaillenkunst bemächtigten sich des dankbaren Motivs in starkem Maße, so daß es immerhin kollektive Ausdehnung im Bürgertum fand. Volkskundlich bleibt hervorzuheben, daß sich zwei volkstümliche Kunstlieder auf die Hammonia³⁾ als Gesellschafts- und Tafellieder während des vorigen Jahrhunderts weitester Verbreitung und zahlreicher Umdichtungen erfreuten: ein älteres Gedicht „Auf Hamburgs Wohlergehen“ von Röding nach der Melodie des God save the King mit der Schlußstrophe:

Der Wünsche Menge soll
Ertönen für Dein Wohl, Hammonia!
Der Ruhm, der Bürger Freud,
Erschalle weit und breit,
Seid stets der Fürsten Neid, Hammonia!

und ein neueres von Nik. Bärmann mit einer Melodie von Methfessel (zuerst in dem Festspiel „Bürgertreue“ 1828):

Stadt Hamburg an der Elbe Auen,
Wie bist Du stattlich anzuschauen!
Heil über Dir, Hammonia,
O wie so herrlich stehst Du da!

Bei der Ausschmückung des Großen Saales im Neuen Rathaus wünschte man ursprünglich nach der Überlieferung der Historienmalerei als Hauptbild über den Sitzen des Senats eine unter dem Schutz des Reiches thronende Hammonia etwa im Stil von Veroneses Apotheose der Venezia⁴⁾. Es lagen auch derartige Entwürfe von Carl Gehrts, Friedrich, Düyffcke und Gesel-

¹⁾ Hamburger Anzeiger 2. VII. 1931; Hamburger Correspondent 2. VII. 1931.

²⁾ Die Schutzpatrone der Stadt Hamburg, in der Festschrift Hans Nirnheim (Hamburger geschichtliche Beiträge), Hamburg 1935, S. 10—19.

³⁾ Vgl. Rudolf Ferber, Zs. d. V. f. hamb. Gesch. 12 (1908), 1—64. — Die beiden Lieder stehen auch im „Hanseatischen Liederbuch für gesellige Kreise“, Lübeck o. J. (Vorwort 1927) Nr. 10 und 11.

⁴⁾ Rich. Graul, Die Wandgemälde des Großen Saales im Hamburger Rathaus (Leipzig 1909).

schap vor, aber es gelang dem genialen Hugo Vogel (1909), die für uns leblose, blutleere Allegorie durch erdgeborene Darstellung der Elbland-schaft und des Hafens zu ersetzen.

Literarisch ist die Hammonia noch nicht ganz entthront und abgestorben. Man läßt sich jedenfalls die humorvolle und zutreffende Schilderung, die der Direktor der Hamburgischen und früher der Bremischen Kunsthalle Gustav Pauli in seinen Lebenserinnerungen (1936)¹⁾ von Hamburg als einer freundlichen Weltstadt unter dem alten Sinnbild gegeben hat, gerne gefallen:

„Die Lippen der Hammonia umschwebt trotz allem Ungemach ein behäbiges Lächeln. An Leiden und Not hat es der schönen Stadt so wenig gefehlt, daß sie mehr als einmal vom Untergange bedroht schien . . . sie hat sich immer von Neuem erhoben. Mit Recht hat darum ein Steinmetz über einer Tür des Rathauses einen Phönix einmeisseln mögen und darunter den Wahlspruch *Resurgam* . . . Frau Hammonia weiß, daß sie schön und begütert ist, und läßt es die Fremden merken, die sie gastfrei aufnimmt. Sie ist auch geschäftstüchtig und wie alle großen Geschäftsleute weder kleinlich noch geizig. Auch freut sie sich der Künste, die ihr Dasein schmücken und erheitern.“

Vom Erhabenen zum Lächerlichen, Lachlustigen, Spaßhaften ist in der Volkskunde oft nur ein kleiner Schritt. Man kann heutigentags genau beobachten, wie selbst in der Großstadt Hamburg ein neues, allerdings derbkomisches, aber für den Volksschlag charakteristisches Wahrzeichen in der Gestalt eines Wasserträgers in Verbindung mit dem Anruf „Hummel, Hummel!“ im Entstehen begriffen ist, worüber an anderer Stelle näher berichtet werden soll. Die führende Oberschicht wird sich indes in ernster Zeit immer des ernstesten Phönixsymbols bewußt bleiben.

A Collection of Swedish Legal Riddles.

Von Archer Taylor, Chicago.

The Swedish riddles in a manuscript of the Stadslag at Stockholm which was written in 1648 by Samuel Andreae Smalssen seem not to have been printed or studied. My attention is called to them by a note in Herman Geijer und Åke Campbell, Gåtor²⁾. They are typical medieval legal questions and are interesting for several reasons. Sweden, it appears, had the same sort of legal questions as circulated generally in the Middle Ages. In fact, a few of these Swedish questions agree with questions current elsewhere and suggest the existence of a conventional series of such questions.

¹⁾ Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten (Tübingen o. J.) S. 8.

²⁾ Svenska landsmål, no. 191 (Uppsala 1930), p. 63. I am indebted to the kindness of Dr. Åke Campbell of the Landsmålsarkiv and the Kungliga Bibliotek for a photostat of the pertinent pages of the manuscript. Erik Wahlgren is preparing an edition of the Swedish-Latin riddles in Västgötalagen; these are considerably older than the riddles here printed, but are in Latin. See the brief remarks by Geijer and Campbell.

Furthermore, these riddles, although they were little adapted to popular use, found their way into tradition or at least into a collection of riddles for the general reader. This collection is entitled 'Samling af Gåtor, Ordalekar och Konstiga Frågor'¹⁾ and is ascribed in a manuscript note in my copy to Samuel Loenbom. The Samling contains all but one of the riddles printed below and adds a few more of its own. Apparently, the riddlemasters of the eighteenth century took riddles wherever they found them and did not hesitate to borrow problems of a very technical sort. Finally, these riddles are interesting because they include a few examples of material with definite traditional connections. The first riddles in the collection have a long history behind them, but are similar in nature to the subsequent legal riddles. For example, the old riddle of Lot's daughters and their children looks in two directions. Here, it is associated with legal puzzles, but in origin it is a Biblical question. As is so often the case in collections of riddles, we have a strange mixture of Biblical, legal, or other learning with tradition.

The riddles²⁾ are as follows:

Spörssmål aff Laghen

[1] Välkommen godhe Son, min Soneson, min Modherbroder, Jagh ähr tin Fadherbrodher.

[2] Här kommer bäggieß våre män, bäggieß vare fadrer, och baggieß våre Möders män.

[3] Twå män, tagha huars andras dotter till äkta, Hustrun aflade en dotter med huardera sin man, Huru när ähre desse döttrar skylle. R. Huars annars modersyßter.

[4] Må någon giöra then säkningh, Slå bonden ihäl, Sargha Hustrun, och Sonen wåldtaga dottren och bötha inthet före; Och all den skadhe honom skier, ware frällßißmans böther, besynnerligha tuäböther. R. Thet wält, att honom blef hans trolåfualde Hustro nekat och förhållin. Giffterm. b. 4. StadsL.

[5] Item, en brändhe Huus och Hemman, Slogh Bonden Ihäl, Wåldförde Hustrun, fördes sedan till rätta, sades och dömbdes frij, och then böthe 40 dr. honom grep och wåldförde. R. Then han slogh, war en uppenbare förrädare eller Mißgärningsman, och Hustrun blef bunden för Mißtankar skull.

[6] Item, Fadren må icke ärfua sitt äkta barn, icke Sonen fadren, och dottren huarken Fadher eller modher. R. Om endhera dräper annan, så må han icke ärfua den han dräpte, Edzöris Balk. 20. Cap. Stadzl. Och om dotteren giffter sigh emot Faders och Moders willia, sa ähr hon skild ifrån arffuet. Giffterm. 3. Cap. Stadsl.

[7] Item, Giör en laghliga, tå skall han mista Hall en, men giör han

¹⁾ Gefle 1766.

²⁾ Chester N. Gould, Dag Strömbäck, and Erik Wahlgren have given me generous assistance in reading the text.

olaghlīga, tā bōr han behålla sin halls. R. Om en öffergifuer sin äckta Hustro, och fästar en andra olaghlīga. Höghm. 3. C. StadzL.

[8] Item, En må bötha 40 dr. för Tankar, R. Edzöre B. 4. Cap. Stadsl. om Hemgångh.

[9] Item, Then obråtzliga må bötha, och then bråtzliga giörs frij. R. Om fää eller Hundh gör skadhe. Bygg: B. 19. Cap. StadzL.

[10] Item, Huar räknas Jordh för löößöre i lagen. R. Edzöre B. 31. Cap. LandsL. in fine.

[11] Item, För enfalt drååp miste Hall en, och sköfflas uthan uthan Edzöre och Höghmähle. R. Huadh sköfflingh wijdkommer uthan Högmåle och Edzöre bruk, lääs dhet 2. Cap. Tiuffua B. Landzl. om Gårtiuff.

[12] Item, Then må ärfhua, some ikke kan, eller må ärfua. R. Thet förståås om Frillobarn. Erffd. B. 14. Cap. StadzL.

[13] Item, Trij samsyskione woro af Fadher och Modher, thet äldste och yngste, ärfde bådhe fäderne och möderne, och thet medelste blef deelt arfflöst, effter bådhe. R. Thet förståås om biltugar och rijßhöffde. Erffda B. 8. Cap. LandzL.

[14] Item, Dödher ärfhua, quicker, och Christen går ifrån. R. Erffda B. 8. Cap. StadzL.

[15] Item, En må kräffia och anamma [?] sin egen Saaköre uthan doom.

[16] Item, Hundher böör ärfhua med Folck. R. Östgötha Lagen Byggninga B. 36. Cap.

1. This is a traditional form of the riddle which is stated in legal form in no. 3 below. The sex is reversed in Samling no. 33: En Qwinna sade: wälkommen gode Son, tu äst min Sone-Son, min mans broders Son, och jag är tin Farmoder: hurudan war den skyldskap? Twå Qwinnor togo hwars annars Son till äkta Män, och aflade hwarthera en Son.

2. Cf. Samling no. 46. As in the preceding riddle, the use of the first person suggests traditional currency. The speaker is one of Lot's daughters. This riddle occurs in two forms, one in which the speaker is one of Lot's daughters and one in which the speaker is one of Lot's grandchildren. Parallels to this riddle are very numerous and very ancient. The oldest examples are Hebrew riddles ascribed to the Queen of Sheba: W. Hertz, *Die Rätsel der Königin von Saba*, *Gesammelte Abhandlungen* (Stuttgart 1905), p. 417 = *Zeitschrift für deutsches Altertum* 27 (1883), 4; J. B. Friedrich, *Geschichte des Räthsels* (Dresden 1860), pp. 98—99; August Wünsche, *Die Rätselweisheit bei den Hebräern* (Leipzig 1883), p. 16; W. Schultz, „Rätsel“, *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft* (Stuttgart 1913), col. 124; S. Schechter, *The Riddles of Solomon in Rabbinic Literature*, *Folk-Lore* 1 (1890), 354. I have not seen S. Buber (ed.), *Midrash Mishle* (Vienna 1893), p. 40, which is the best edition of a commentary cited in the preceding references. For Syriac parallels of the early and late Middle Ages see G. Furlani, *Gli indovinelli di Giovanni Azraq*, *Rendiconti della R. Accademia nazionale dei Lincei, classe di scienze morali*, Fifth Series, 32 (1923), 48, no. 39 and an anonymous parallel of

the fifteenth or sixteenth century in *ibid.* 33 (1924), 79, no. 6. Azraq lived in the first half of the eighth century. For the currency of the riddle in Western Europe see F. Tupper, jr., *The Riddles of the Exeter Book* (Boston 1910), p. 178, no. 47 (reprinting in enlarged form his remarks in *Modern Language Notes* 18 (1903), 102 and *The Holme Riddles* (MS. Harl. 1960), *Publications of the Modern Language Association* 18 (1903), 221, no. 10 and 247—48); R. Petsch, *Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels* (Palaestra 4, Berlin 1899), p. 14. For examples in medieval and modern collections see W. Wilmanns, *Zeitschrift für deutsches Altertum* 15 (1872), 180, no. 51 (the riddle occurs rather infrequently in medieval collections of Biblical riddles); R. Wossidlo, *Rätsel* (Wismar 1897), no. 983; E. T. Kristensen, *Danske Gaader* (Struer 1913), p. 210, nos. 2—3; G. O. Hyltén-Cavallius, *Gåtor ock spörsmål från Varend uppptecknade på 1830-talet, Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen* 2, 8 (Stockholm 1882), p. 21, no. 117; W. Gregor, *Notes on the Folk-Lore of the North-East of Scotland* (*Publications of the Folk-Lore Society* 7; London 1881), p. 76, no. 2.

3. This riddle resembles no. 2, but belongs to a legal rather than an ecclesiastical tradition. Samling no. 31 states the question a little more fully and gives a complete answer as follows: *Männerne äro: Hwars annars Fader, Hwars annars Son. Döttrarne: Hwars annars Mor-Syster; Hwars annars Syster-Dotter, Theras Fader hwars annars Mor-Fader.* The riddle is old. A somewhat shorter and apparently more popular form is found in a fifteenth-century German manuscript: *Dise kint sind unser kint, / unser man ir brüder sint, / nun kumt es als von rechter e, / nu raut, wie es um die kint ste* ([Mone's] *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 7 [1838], col. 259, no. 172 bis). It appears in the sixteenth-century German chapbooks of riddles; see, e.g., A. F. Butsch, *Straßburger Räthselbuch. Die erste zu Straßburg ums Jahr 1505 gedruckte deutsche Räthselsammlung* (Straßburg 1876), p. 27, no. 305. It is still current in Swedish tradition; see H. Geijer and Å. Campbell, *Gåtor*, p. 46, no. 115 = Hyltén-Cavallius, p. 19, no. 104.

4. Although the manuscript has 'säkningh', I should prefer to read 'räkning'. Samling no. 29 omits the passage beginning with 'Då' and refers in a lengthy explanation to *Landslagen*, Giffterm. B. c. 4. The references to the laws may be found in C. J. Schlyter, *Corpus Iuris Sueo-Gotorum* (Lund 1827—1877).

5. Samling no. 34 gives essentially the same text and the following answer which supplies the needed references to the laws: *Om någon wille wärja en dråpare, för den som honom fångæ wiille, antingen i sitt hem, eller annorstäds, war twegilt hwad de wärjande gjorde, och alt det ogilt hwad de fingo, hwad thet war dråp eller sår, eller hwad det war, Dråp. med W. Stads-Lag. Cap. 9. Jfr. Dråpm. m. wilja L. L. Cap. 4. 9. Den som saklösen wäldförde bötte 40 mark. L. L. Dr. W. Cap. 19. Edsöre B. c. 20.*

6. The confused answer in the first sentence is explained by the answer to Samling no. 32: *Fadren får icke ärfwa sitt äkta Barn, 1:o då han*

utländes biltög är. Ärfde B. L. L. c. 8. ej eller om Fadren dräper sitt Barn, *ibid.* cap. 12. Högm. B. L. L. c. 2. The second problem, which is not answered in the text above, is thus answered in the *Samling*: Rymmer Man och Hustru sitter qwar: stjäla han sig hem och aflar Barn med henne: thet barn må ej arf taga efter fader sin. *Ibid.* cap. 8. The third problem is answered in practically the same way in both collections.

7. The answer is too brief to be intelligible. *Samling* no. 30. reads: Öfvergifwer man sin laggifta Konu, och fäster sig andra konu lagliga, och häfdar medan hij blifwer som hon förr med laghum haffde fångit etc. hafwer fögjordt sitt lif, och konu sammaled. Han skall halshuggas och konu sättas quick (lefwande) i jord. Högmål. Balk. L. L. Cap. 5. Men den som lackade och lägrade mans dotter etc. fick böta med penningar. Giftomål. Balk. LL. C. 3.

8. *Samling* no. 37 makes the reference clear: Rida Män eller gånga hem åt androm manne, än tho att wilja skada göra och gitta ej, och slå ingen til blod, ej hugga, ej dräpa: tå hafwa the förbrutit fyratio marker etc. *Stads-L. Eds. B. c. 4.*

9. The answer seems to belong to another question. *Samling* no. 45 gives the correct answer: Om löscker man gjorde afhugg eller fulsår och orkade ej full bot, skulle han fångas: kom någon innan månads dag, som böd för honom laga böter, så blef han fri; hwar ock icke fördes han till Tings och miste hand. Dråpm. m. wilja. cap. 36. Jämwäl wid Dulga dråp: om någon blef dräpen och ingen lagligen wunnen till dråpet inom natt år, war Häradet sakt at fyratio mark. *ibid.* cap. 25. Detta böttes efter mantaler. cap. 26. par. 1.

10. *Samling* no. 39 gives the same reference, but another explanation: Ej skall Allmännings jord i skyfling gånga, tho att hon räknas före Lösöra.

11. The manuscript repeats uthan in error. *Samling* no. 40 explains the matter more fully: Stjäla man annars fä, nöt, swin, får, get, eller hwad annat han stjäla i husom inne, eller å mark ute, som års gammalt är, drager i skog eller skjul och nöter thet ther, eller i sjelf sins huse eller annars mans: then heter gortjufwer, etc. Han dömdes till gren och galga, och hans Lösören delades.

13. *Samling* no. 42 reads 'Syskon' for samsyskione; 'Lagen', which is correct, for bådhe; and omits deelt. The answer in *Samling* is full and much more easily understood than that in the text above. It is: Äldsta Barnet war afladt innan Fadren blef landsflyktig, och fick fullt arf: det yngsta sedan han fått frid och war hem kommen, och hade lika rätt; men det midlersta war aflat under Fadrens landsflykt då Modren fölgdt honom ut. L. L. Ärfd. B. cap. 8. This question is closely related to the German riddle which asks how a man have three sons by one woman, the first and last legitimate and the middle one illegitimate. He may do so if he has a child by the woman while he and she are unmarried, a second child after he has married another woman, and a third child by her in marriage. Marriage will legitimate the child born to them while neither of them is

married, but will not legitimate the child born while he is married to another woman. See Butsch p. 28, no. 307 and Samling no. 41.

14. This is a quotation found in various versions of the law; compare, e.g., Schlyter 12, 85: "ther ærfuer dödher ok hedhin, ok cristin gaar fran." The omission of 'hedhin' in the manuscript of 1648 suggests that the reference was no longer felt to be pertinent, but more than a century later, Samling no. 35 reads: "Må döder och heden ärfwa; men quicker och Christen gå ifrån? Om Qwinna med Barn warder drähen (i.e. dräpen) efter Mannens död, ärfwer Barn Fader sin och Moder ärfwer Barn sitt, och hennes arfwingar ärfwa henne: ther ärfwer döder och hedhin, och qwicker och Christen gånger från. Ärfd. B. cap. 10. L. Lag. Östgöth. Lag. Ärfd. B. 7 fl.

16. Samling no. 36 gives the following explanation: Nu fara Män efter djur (Högdjur, Älg, etc) och föllje med annars mans hunda: ta äger hund halfwan mans luth. (lott).

König Trojan mit den Ziegenohren.

Von Max Vasmer, Berlin.

Daß die Midassage nicht wenige Entsprechungen in den Volksüberlieferungen verschiedener europäischer und auch asiatischer Völker besitzt, ist schon seit längerer Zeit festgestellt. Vgl. z. B. Jacob Grimm, Kl. Schriften 4, 217; Benfey, Pantschatantra Bd. 1 S. XXII; Drexler in Roschers Mythol. Lexikon 2, 2966ff.; Reinh. Köhler, Aufsätze über Märchen (1894) S. 19 und Kl. Schriften 1, 382ff.; Eitrem bei Pauly-Wissowa, Realenz. s. v. Midas u. a., neuerdings auch R. Lehmann-Nitsche, Zschr. f. Ethnologie 68 (1936), 281ff. und Forsch. u. Fortschritte 13 (1932) Nr. 20 bis 21 S. 247, mit Hinweis auf eine Arbeit von W. Crooke. In den südslawischen Literaturen gehört in diesen Zusammenhang das in der Sammlung von Vuk St. Karadžić, Srpske narodne pripovetke (Belgrad 1935) S. 126ff. abgedruckte Märchen von „König Trojan mit den Ziegenohren“.

Es erzählt von einem König Trojan, der hatte Ziegenohren. Wenn er sich scheren lassen wollte, ließ er einen Barbier kommen. Nach vollbrachtem Werk verschwand der Barbier in der Regel spurlos, denn nach der Arbeit wurde er gewöhnlich vom König gefragt, was er gesehen habe. Sagte er nun, er habe des Königs Ziegenohren gesehen, dann wurde er auf Geheiß des Königs enthauptet. So kam die Reihe an einen Meister, der stellte sich krank und schickte seinen Lehrling. Der Junge trat vor den König und schor ihn. Er sah dabei auch die Ziegenohren; doch als der König ihm die gewohnte Frage vorlegte, antwortete er, er habe nichts Sonderliches gesehen. Darauf schenkte ihm der König 12 Dukaten und sagte zu ihm, er solle nun immer wiederkommen, um ihn zu barbieren. Als der Junge nach Hause zurückkehrte, wurde er von seinem Meister gefragt, wie es beim König gewesen sei. Er antwortete, es sei alles gut gegangen, der König habe ihn auch aufgefordert, ihn immer zu barbieren. Der Junge zeigte dem Meister auch die 12 Dukaten, die er erhalten, verschwieg aber, daß er die Ziegenohren gesehen habe. Von der Zeit an mußte er regelmäßig den König Trojan barbieren, und jedesmal brachte er 12 Dukaten heim. Von den Ziegenohren sagte er kein Wort. Auf die Dauer quälte ihn aber dieses Geheimnis, er begann ab-

zumagern und zu welken. Der Meister merkte das und fragte ihn nach dem Grunde seiner Sorgen. Er solle das Geheimnis ihm verraten oder dem Beichtvater. Sollte er aber auch da Bedenken haben, dann möge er aufs Feld vor der Stadt hinausgehen, dort eine Grube graben und dreimal sein Geheimnis der Erde anvertrauen. Der Junge wählte den dritten Weg, er grub eine Grube auf dem Felde außerhalb der Stadt, steckte den Kopf hinein und rief dreimal hintereinander: „König Trojan hat Ziegenohren!“ Darauf deckte er die Grube zu, beruhigte sich und kehrte heim. Es verging darauf einige Zeit, da wuchs an der Stelle der Grube ein Holunderstrauch, der hatte drei schöne Zweige, so gerade wie Kerzen. Die Hirtenjungen fanden diesen Strauch, schnitten sich einen Zweig ab und machten daraus eine Flöte. Wie sie nun darauf zu spielen begannen, da ertönten daraus die Worte: „König Trojan hat Ziegenohren!“ Als der König davon hörte, ließ er sofort den Lehrling kommen und ihm Rede stehen. Der Junge gestand ihm schließlich, was er getan, und nun verlangte der König, an die Stelle geführt zu werden, um sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit der Schilderung überzeugen zu können. Als er an die Stelle kam, da fand er nur noch ein einziges Rohr vom Holunderstrauch vor, und wie er sich auf der daraus angefertigten Flöte vorspielen ließ, da ertönten wiederum die Worte: „König Trojan hat Ziegenohren!“ Da merkte der König, daß auf Erden nichts verborgen bleiben könne. Er schenkte dem Jungen das Leben und gestattete hinfort jedem ihn zu barbieren.

Eine etwas anders lautende Fassung ist aus Bosnien bekannt geworden¹⁾. Dort ist von einem namenlosen König die Rede, der hat einen Schweinskopf. Das Geheimnis wird dem Wasser anvertraut. An der Stelle wächst später Schilf, woraus von Bauern Flöten gemacht werden, die das Geheimnis weitertragen. Ergänzt wird diese Geschichte durch eine Erzählung von der Tochter des Königs, die durch den Fluch des Vaters in eine Schlange verwandelt wird. Diese Fassung deutete Reinh. Köhler²⁾ durch die Annahme einer Erweiterung der Erzählung durch die Sage von der Tochter des Hippokrates.

Der Vukschen Fassung näher als diese letztere stehen mehrere bulgarische Erzählungen. Eine Variante aus Stara Zagora (Ostrumelien) im Sbornik za narodni umotvorenija 4 (1891), 182ff. handelt vom Zaren Trojan mit den Eselsohren und steht dadurch der alten Midas-Sage näher. Der Barbier spricht sein Geheimnis in eine Grube. Eine andere Variante stammt aus Nevrokop in Mazedonien (ebenfalls Sbornik 4, 185ff.). Hier ist wieder vom Zaren Trojan mit den Ziegenohren die Rede. Der Barbier spricht sein Geheimnis in einen versiegten Brunnen. Es wächst dann an der Stelle ein Baum, an dessen Blättern die Worte zu lesen sind: „Zar Trojan hat Ziegenohren!“ — Von Zar Trojan und den Ziegenohren berichtet auch noch eine Fassung aus Vidin³⁾, die mir aus K. Šapkarev, Sbornik za bulg. narodni umotvorenija 8 (Sofia 1892), 410ff. bekannt ist. Sie ist sehr gekürzt. Der Barbier spricht sein Geheimnis in eine Grube. Es wächst dann daraus ein großer Baum, dessen Blätter vom Winde bewegt die Worte flüstern: „Zar Trojan hat Ziegenohren!“

Seit längerer Zeit habe ich mir die Frage vorgelegt, ob zwischen diesen südslawischen Fassungen und der Midas-Sage ein direkter Zusammenhang

¹⁾ Vgl. Jagić, Archiv f. sl. Phil. 14, 149ff.

²⁾ Bei Jagić a. a. O.

³⁾ Nicht aus Orchanie, wie man nach Polívka, Sbornik za narodni umotvorenija 18, 634 glauben könnte.

besteht. Nachdem wir durch Bernh. Schmidt¹⁾ und G. Politis²⁾ so viele Spuren antiken Aberglaubens bei den heutigen Griechen kennengelernt haben, liegt eine solche Möglichkeit durchaus nahe. Daß der Name Trojan, der auch sonst in den südslawischen Volksüberlieferungen begegnet³⁾, mit dem Namen des römischen Kaisers Trajan (98—117) gleichzusetzen ist, ist für mich zweifellos. Für das lautliche Verhältnis von slaw. *o* zu fremdem *a* gibt es nicht wenige Seitenstücke in älteren Lehnwörtern, die von den Slawen vor der Mitte des 9. Jahrhunderts übernommen worden sind⁴⁾. Auch steht es fest, daß der Name des römischen Kaisers, des Besiegers des Dakerfürsten Decebalus, bei den Völkerschaften des Donaugebietes einen nachhaltigen Klang hatte und in Sagen und Liedern nicht nur bei Serben und Bulgaren, sondern auch bei den Ukrainern heute noch weiterlebt. Vgl. z. B. schon das altrussische Igorlied. Es fragt sich nur, auf welchem Sprachgebiet der Ersatz des Midas durch Trajan und die Umwandlung der Eselsohren in Ziegenohren vor sich ging. Auf slawischem Boden ist dafür kein Grund zu finden, wohl aber auf griechischem. Da die Slawen das einst von Trajan unterworfenen Dakergebiet erst viel später erreicht haben, kommt eine direkte slawische Trajan-Überlieferung nicht in Frage. Zur Zeit der südslawischen Ausbreitung auf der Balkanhalbinsel waren die Balkanländer teils römisch, teils griechisch⁵⁾.

Aus sprachlichen Gründen schreibe ich den Ersatz des Midas durch Trajan und das Aufkommen von Bocksohren (woraus die Ziegenohren) den Griechen zu. Da im Spätgriechischen die Lautverbindung *γα-* zu *ja-* geworden war und altem *γ* ein spirantischer Laut entsprach, so konnte der Name *Τραϊανός* volksetymologisch als *Τραγιανός* und als eine Ableitung von *τράγος* aufgefaßt werden⁶⁾ und dadurch ergab sich für die Griechen die Möglichkeit, die Person des römischen Kaisers mit der Midas-Sage zu verknüpfen. Daß dabei die Bocksohren an die Stelle der Eselsohren traten, war ganz natürlich. Wegen der alten Überlieferung⁷⁾ zweifle

¹⁾ Volksleben der Neugriechen 1 (Leipzig 1871) und Griechische Märchen (Leipzig 1877).

²⁾ Μελέται περί τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ ἑλληνικοῦ λαοῦ. Παραδόσεις Bd. 1 und 2 (Athen 1904).

³⁾ Vgl. Vuk, Wb. s. v. *Trojan* und G. Krek, Einleitung in die slav. Literaturgesch. 2. Aufl. S. 277.

⁴⁾ Ich halte es für ein Mißverständnis, wenn Lehmann-Nitsche, Zschr. f. Ethnol. 68 (1936), 284 den Namen *Trojan* mit *o* bereits als griechischen Namen des Kaisers Trajan ansetzt. In der griechischen Überlieferung ist mir nur *Τραϊανός* mit *a* bekannt. Die Form mit *o* ist nur im Slawischen bezeugt, was lautlich ganz natürlich ist.

⁵⁾ Vgl. dazu die Arbeiten K. Jirečeks.

⁶⁾ Diese Volksetymologie konnte noch besonders begünstigt werden durch das Vorhandensein von nominalen Bildungen auf *-ανός* im späteren Griechisch wie: *χωριανός*, *στεριανός*, *μεσιανός*, *σιγανός*, *χριστιανός* usw. Dazu vgl. M. Philindas, Γραμματική τῆς ῥωμαϊκῆς γλώσσας 2 (Athen 1910), 518. So erschien *Τραϊανός* nach dem volkstümlichen Sprachgefühl als der Bockskönig — ein Umstand, der dazu einladen mußte, ihn mit Bocksohren zu versehen.

⁷⁾ Vgl. Ovid, *Metamorph.* 11, 146ff.; Suidas s. v. *Midas* u. a.

ich nicht daran, daß die Eselsohren bei Midas das ältere waren. Nach der antiken Tradition erhielt ja Midas die Eselsohren durch einen Fluch des Apollon, weil er sich über das Spiel des Gottes bei dessen Sängerwettstreit mit Pan ein falsches Urteil erlaubt hatte. Hier sollten die Eselsohren sowohl seine Dummheit als seine musikalische Unfähigkeit bezeugen. Aus diesem Grunde halte ich den Versuch Reinh. Köhlers¹⁾ für mißlungen, die Ziegenohren gegenüber den Eselsohren als das ältere in den alten Midas-Sagen anzusehen²⁾. Daß aber die Ziegenohren bereits auf mittellgriechischem Boden eingeführt worden sind, zeigt eine Stelle aus Tzetzes Chiliades 2 (ed. Kießling, Leipzig 1826), hist. 34 v. 95ff., wo es heißt: ὠτία δὲ Τραϊανὸν λέγουσιν ἔχειν τράγου. ὅπερ αὐτὸς οὐχ εὖρηκα γραφαῖς ἐγγεγραμμένον, ἢ τῷ ἐκ μόνης ἀκοῆς ἐρᾶν τινῶν εὐθέως³⁾. Dieses Zeugnis des Tzetzes stellt auch die Verbindung her zwischen der alten Midas-Sage und ähnlichen Erzählungen bei den heutigen Griechen.

Aus dem Neugriechischen sind mir zwei Fassungen einer Erzählung bekannt, die in diesen Zusammenhang gehören:

1. Ein von Bernh. Schmidt⁴⁾ auf Zakynthos aufgezeichnetes Märchen erzählt von einem König mit Bocksohren. Er ist fünfmal verschleiert, weil er vor seinen Untertanen die Ohren verbirgt. Der Barbier vertraut sein Geheimnis einer Grube an: „ὁ βασιλιάς . . . ἔχει τράγινον αὐτί“, und so wird es auch hier durch ein Schilfrohr, das an der betreffenden Stelle wächst, bekannt. Obgleich Trajan hier fehlt, ist doch das Wort τράγινον hier von Interesse, weil es die oben angenommene volksetymologische Umdeutung des Namens Τραϊανὸς verständlicher macht. Die Erzählung schließt mit einer Hochzeit.

2. Eine stark gekürzte Erzählung aus Lesbos von einem König mit einem Horn⁵⁾, die aber sonst mit dem Märchen vom König Trojan mit den Ziegenohren übereinstimmt, findet sich bei P. Kretschmer, Der heutige lesbische Dialekt (Wien 1905) S. 544.

Ich halte also, um die obigen Ausführungen zusammenzufassen, die neugriechischen Erzählungen für Umgestaltungen der alten Midas-Sage. Trajan trat an Stelle des Midas auf griechischem Boden infolge einer volksetymologischen Verknüpfung seines Namens mit den τράγινον αὐτιά. Beweise dafür sind die Tzetzes-Stelle und die Erzählung aus Zakynthos. Wenn in einigen Varianten der Midas-Sage bereits

¹⁾ Aufsätze über das Märchen S. 19 und Kl. Schriften I, 382ff. (= Jenaer Liter. Zeitung 1878 S. 306).

²⁾ Die Eselsohren bei Midas hält auch Lehmann-Nitsche, a. a. O. S. 281ff. für das Ursprüngliche. Er leitet sie von einer Kappe mit Ohren her, die er durch antike und moderne Zeugnisse zu erweisen sucht.

³⁾ Auf diese Stelle hat meines Wissens zuerst W. Tomaschek, Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 28 (1878), 679 und nach ihm Reinh. Köhler a. a. O. hingewiesen. Ich bin darauf erst aufmerksam geworden, als ich zu dem gleichen Ergebnis durch die oben dargelegten Erwägungen über die volksetymologische Deutung des Namens Τραϊανὸς bereits gekommen war.

⁴⁾ Griechische Märchen (Leipzig 1877) S. 70ff. und 224ff.

⁵⁾ Zum Horn vgl. auch Lehmann-Nitsche a. a. O. S. 292.

Bocksohren begegnen (s. Lehmann-Nitsche a. a. O. S. 283ff.), dann konnte die Übertragung der Sage auf Trajan noch leichter wegen dieser Volksetymologie eintreten. Eine Parallele zu der hier gebotenen Erklärung der Bocks- bzw. Ziegenohren des Königs auf volksetymologischer Grundlage bieten m. E. die keltischen Sagen von Mark mit den Pferdeohren¹⁾. Die letzteren lassen sich durch volksetymologische Verknüpfung des Namens *Mark* mit dem keltischen Worte für „Pferd“ erklären, gall. *μάρκav* bei Pausanias, irisch *mark* usw.²⁾, welches mit der germanischen Sippe von nhd. *Mähre* urverwandt ist. Die südslawischen Märchen sind für mich Entlehnungen aus dem griechischen Sprachgebiet.

Nicht klar ist mir, wie sich zu den hier behandelten südslawischen Erzählungen die an die Midas-Sage in manchen Zügen erinnernde dalmatinische Sage vom König Norum verhält. Er hat einen Eselskopf, Schweinsohren, einzeln stehende Zähne und grunzt wie ein Schwein. J. Polívka behandelt diese Sage in der Zeitschr. f. österr. Volksk. 3 (1896ff.), 295ff, und vergleicht sie mit orientalischen Fassungen, einer tibetischen und einer mongolischen. Leider lassen sich geographische Zwischenglieder hier nicht ermitteln.

Klarer liegen die Verhältnisse auf rumänischem Gebiet. Wie mir Dr. V. Luța mitteilt, kennt Ad. Schullerus in seinem Verzeichnis der rumänischen Märchen und Märchenvarianten, Helsinfors 1928 (= FFCommunications Bd. 78) S. 59 keine dakorumänische Fassung dieses Märchens, sondern nur eine aromunische: „Amirălu cu urecl'ile di capră“³⁾ („Der Kaiser mit den Ziegenohren“). Sie stammt aus Avela in Epirus, wo griechischer Einfluß sich stark bemerkbar macht. Der namenlose Kaiser verbirgt seine Ziegenohren unter einem Seidentuch. Die Barbieri werden jedesmal von einem bereitstehenden Henker umgebracht. Schließlich kommt die Reihe an einen Lehrling, der die Ohren nicht gesehen haben will. Er kann aber das Geheimnis auch nicht für sich behalten, geht auf den Gipfel eines Berges und gräbt eine Grube, in die er es hineinspricht. Nach zwei Tagen wächst an der Stelle ein Baum, dessen Blätter, vom Winde bewegt, die Nachricht weiter verbreiten. So erfährt das Volk, warum der Kaiser alle die Barbieri umgebracht hat.

Diese Fassung zeigt verschiedene Übereinstimmungen mit dem oben erwähnten griechischen Märchen aus Zakynthos, und ich halte auch sie wegen der Beschränkung auf die von den Griechen stark beeinflussten Aromunen für eine Entlehnung aus dem Griechischen.

¹⁾ Dazu Lehmann-Nitsche S. 284ff.

²⁾ Vgl. Stokes bei Fick, Vgl. Wb. 2³, 202.

³⁾ Vgl. P. Papahagi, Basme aromâne și glosar (Bukarest 1905) S. 502—504.

Die Vereinheitlichung der Volkskundekarten.

Von Jan de Vries, Leiden.

Weil jetzt in verschiedenen Ländern die kartographische Darstellung von volkswissenschaftlichen Erscheinungen in Angriff genommen wird oder schon weitgehend ausgeführt wurde, zeigt sich die Notwendigkeit, diese wissenschaftliche Arbeit so einzurichten, daß das auf nationaler Grundlage gewonnene Kartenbild auch der internationalen Forschung dienstbar gemacht werde. Hie und da sind freilich die Arbeiten schon so weit gefördert, daß die Aussicht auf Karten, die nach allgemein angenommenen Grundsätzen ausgearbeitet sind, nicht so günstig ist, wie man das wünschen möchte; zwar ist es also ziemlich spät, um einen Versuch zur Uniformierung der Methoden zu machen, aber noch ist es Zeit, vor dem endgültigen Abschluß der Arbeit zu einer Verständigung zu kommen. Wir dürfen sogar sagen: die Möglichkeit ist in diesem Augenblick größer, als sie je gewesen ist.

Wiederholt ist in den letzten Jahren der Gedanke ausgesprochen worden, daß gerade in der kartographischen Darstellung Einheit der Methode durchaus notwendig sei. Diese Einsicht ist ja die unmittelbare und natürliche Folge jeder volkswissenschaftlichen Arbeit: ein Volk ist zwar ein Ganzes, aber nicht weniger auch ein Glied eines Ganzen. Welche Erscheinung des Volkslebens man auch untersuchen will, immer wird man bemerken, daß ihr Verbreitungsgebiet sich vielfach jenseits der Staatsgrenzen ausdehnt. Dr. Kaiser hat in seinem Buch über die Volkskunde Pommerns immer wieder feststellen müssen, daß er nicht zu dem tiefsten Grund der Erscheinungen durchzudringen vermochte, weil außerhalb der Landesgrenzen eine vollständige Sammlung der von ihm behandelten Erscheinungen fehlte. Was aber von einer Provinz gilt, muß auch von einem ganzen Land gesagt werden. Man sehe sich nur die Karten des deutschen Volkskunde-Atlas an, und man wird unmittelbar den Eindruck bekommen, daß das Kartenbild ein willkürlicher Ausschnitt aus einer einheitlichen, organisch gegliederten Karte sein muß. Die Zeichen häufen sich an den Grenzen, die Trennungslinien der Verbreitungsgebiete durchqueren diese Grenzen, und wenn ihr weiterer Verlauf nicht verfolgt werden kann, schwebt die Erklärung in der Luft.

Auf der Berliner Tagung des Internationalen Verbandes für Volkstumsforschung (IVV) wurde die Notwendigkeit der internationalen Zusammenarbeit energisch betont. Damit das aber kein leeres Wort bleibe, hat man den Entschluß gefaßt, einen Versuch zu wagen, von einem bedeutenden Teil Europas, der für gemeinschaftliche Arbeit günstige Bedingungen bot, einige Karten zu machen; die Vertreter der deutschen Atlasstelle und der skandinavischen und baltischen Institute waren zur Mitarbeit bereit, und so wurde der Anfang für den nördlichen, westlichen und zentralen Teil unseres Kontinents gemacht. Eine beschränkte Liste von 15 Fragen ist jetzt in Bearbeitung und wird in der nächsten Zukunft ausgeschickt werden;

die Lage hat sich inzwischen so geändert, daß man sogar auf eine größere Teilnahme rechnen darf, und daß hier an einem praktischen Beispiel die Möglichkeit der Zusammenarbeit dargetan werden wird.

Auf dem Pariser Kongreß im August dieses Jahres ist der Gedanke an eine gemeinschaftliche Arbeit Gegenstand eingehender Besprechungen gewesen, und erfreulicherweise war man einstimmig davon überzeugt, daß hier eine der wichtigsten Aufgaben für die künftige Forschung liegen wird. Man darf wohl sagen, daß niemals die Bedingungen günstiger gewesen sind als jetzt. Die zwei internationalen Vereine, die kurz nacheinander gegründet worden sind, nämlich der Internationale Verband für Volkstumsforschung (IVV) und der Congrès International du Folklore (CIFL), haben sich eng aneinander geschlossen und überdies zusammen ein gemeinschaftliches Komitee gebildet, den Ausschuß der volkskundlichen Zusammenarbeit (AVZ), damit in der Zukunft eine Zersplitterung der wissenschaftlichen Arbeit ausgeschlossen sei. Das bedeutet vorläufig, daß wir nicht zu gleicher Zeit dieselbe Arbeit vornehmen werden, aber weiterhin auch, daß wir gemeinschaftlich volkskundliche Untersuchungen anstellen werden. Ein Unternehmen, wie es der IVV für die Kartographierung geplant hat, wird also auf die Hilfe der andern Organisation rechnen dürfen, und der AVZ wird in der Leitung solcher gemeinschaftlichen Untersuchungen eine wichtige Rolle zu spielen haben.

Als erste praktische Betätigung hat man die Vereinheitlichung der kartographischen Methoden gewählt. Diese Frage ist jetzt dringend; überall regt sich der Wunsch, einen volkskundlichen Atlas zu bekommen; und vielleicht wird man geneigt sein, schmunzelnd von einer Mode zu reden, aber es ist nichtsdestoweniger eine in dem heutigen Zeitpunkt der Forschung unbedingt notwendige Aufgabe. Die Kritik, daß man mit der Kartographierung die volkskundlichen Erscheinungen im Grunde nicht wird erklären können, ist durchaus berechtigt; aber auch kein Historiker wird von seinen geschichtlichen Karten die Erklärung aller, sogar der wichtigsten Probleme erwarten und ihr dennoch nicht entraten wollen. Während der IVV durch die Herstellung einiger internationaler Karten ein Beispiel geben will, daß zur endgültigen Vereinheitlichung der nationalen Kartenwerke ermutigen wird, hat der CIFL die Initiative dazu ergriffen, die jetzt schon arbeitenden Atlasstellen zur gleichartigen Ausarbeitung ihrer Karten zu bewegen. Dazu wird ein Ausschuß gebildet werden, zusammengesetzt aus den Vertretern der verschiedenen volkskundlichen Institute, dem die wichtige Aufgabe zufallen wird, ein System zu entwerfen, das von allen zur Grundlage ihrer Kartographierungsmethode angenommen werden soll.

Man darf die Schwierigkeiten nicht unterschätzen. Wir reden noch gar nicht von persönlichen Motiven, von nationaler Voreingenommenheit oder von Neigung zur Eigenbrödelei. Wir müssen damit rechnen, daß mehrere Institute schon an der Arbeit sind und ihre Methode festgestellt haben; es wird deshalb eine Überwindung der persönlichen Vorliebe und sogar ein finanzielles Opfer bedeuten, wenn man die eigene Methode zu-

gunsten einer international festgelegten aufgeben soll. Aber hier liegen nicht die größten Beschwerden. Denn falls die bedeutendsten Länder sich dazu entschließen, künftighin eine allgemein angenommene kartographische Methode zu verwenden, so werden andere, die sich abseits halten möchten, zu ihrem eigenen Schaden bemerken, daß ihre Arbeit und ihre Mühe nur ein geringes Interesse außerhalb des engen nationalen Gebietes finden werden.

Es ist nicht meine Absicht, die Bemerkungen zu wiederholen, die ich in dem ersten Heft der Zeitschrift „Folk“ über die Vereinheitlichung der kartographischen Methoden gesagt habe. Über einige für die weiteren Beratungen wichtige Punkte möchte ich aber noch etwas hinzufügen. Hauptsache ist ja, von vornherein darüber klar zu sein, was in dem Bereich der praktischen Möglichkeiten liegen wird.

Grundkarten, nach demselben Maßstabe gezeichnet, sind, das ist ja selbstredend, unbedingt notwendig. Freilich werden kleine Länder, besonders wenn sie ein dichtes Netz von Belegstellen haben, das Bedürfnis fühlen, die Karten in bedeutend größerem Maßstab auszuarbeiten, als die großen Länder, aber das wird keinesfalls verhindern müssen, daß auch diese Karten nach einem allgemeinen System gezeichnet werden. Die über die Karte gezogenen Netze müssen an den Landesgrenzen genau aneinander anschließen, damit die Kartenbilder unmittelbar miteinander verglichen werden können. Damit wird auch erreicht, daß man aus Karten, die in den verschiedenen Ländern selbständig gezeichnet worden sind, ohne Mühe eine allgemeine Übersicht der Verhältnisse gewinnen kann. Falls Landesstellen, die schon eine eigene Grundkarte gewählt haben, dabei beharren wollen, werden sie dennoch, der internationalen Forschung zuliebe, daneben auch Karten nach der allgemein gewählten Methode bearbeiten müssen.

Schwieriger wird jedenfalls die Zeichenwahl sein. Zwar wird man einige allgemeine Grundsätze aufstellen können, z. B. mit Hinsicht auf die Zeichen für das Bekanntsein oder das Fehlen eines Motivs oder mit Hinsicht auf die Wahl der Farben und auf die Form der Zeichen (offen und geschlossen, Kreis, Dreieck und Viereck, die Verwendung von Pfeilen und sonstigen Zeichen, die zweideutig sein können). Damit ist schon vieles erreicht, aber dennoch hat man dann nur in den größten Umrissen eine leidliche Übereinstimmung erreicht. Denn auch auf einer solchen Grundlage können Karten über dieselbe Erscheinung ein durchaus verschiedenes Aussehen bekommen und den Vergleich erschweren. Die Karten des deutschen Volkskunde-Atlas zeigen schon zur Genüge, wie wenig weit man mit einem beschränkten Zeichenschema kommen kann. Die Verhältnisse sind gewöhnlich viel zu verwickelt, um sie auf ein einfaches Schema zu reduzieren. Überdies sind die Zeichen ganz anders zu wählen, wenn es eine ins einzelne gehende Karte eines kleinen Gebietes (z. B. Belgien) gilt, als für eine große Übersichtskarte, wie sie der IVV geplant hat.

Karten, die wirklich miteinander vergleichbar sind, müssen bis in die Einzelheiten aufeinander abgestimmt sein. Das bedeutet im Grunde, daß

man die Karten nur gemeinschaftlich machen kann. Von Anfang an muß bei jeder kartographischen Arbeit das Ziel im Auge gehalten werden, daß man die volkswissenschaftlichen Erscheinungen im internationalen Verband untersuchen muß, und daß also eine Forschung, die sich auf das rein nationale Gebiet, in geographischer wie allgemein-ideeller Hinsicht, beschränkt, ihre wirkliche Aufgabe verfehlt. Volkskundler müssen immer darauf bedacht sein, daß sie nicht für ihr eigenes Vergnügen arbeiten, sondern daß sie die Bausteine für ein gemeinschaftliches Gebäude zusammentragen. Eine einfache Forderung der Sparsamkeit ist es also, sich im voraus über die Beschaffenheit der Bausteine zu verständigen.

Es ist deshalb wünschenswert, daß man auch bei einer nationalen Kartenarbeit mit Untersuchungen, die außerhalb der Landesgrenze gemacht werden, Fühlung nimmt. Dann erst wird es möglich sein, daß die Fragen einheitlich gestaltet werden und die Formulierungen zu gleichartigen Ergebnissen führen, daß schließlich bei der Ausarbeitung der Karten dieselbe Methode gewählt wird. Damit wird man also von anderer Seite her zu demselben Ergebnis gelangen, dem der Versuch des IVV zustrebt.

Die in ganz besonderem Sinne nationale Wissenschaft der Volkskunde fordert zu gleicher Zeit die volle Hingabe an eine auf gemeinschaftliche Ziele gerichtete Arbeit. Das erscheint widersinnig, es ist aber die Folge der Kulturentwicklung in Europa, wo sich immer die Strömungen über die Völker hinweg nach allen Seiten ergossen haben. In seinem anregenden „Manuel de Folklore“ hat Saintyves für seine Einleitung zwei Kapitelüberschriften gewählt, die ich hier wiederholen möchte, und die jedem Volkskundler ins Herz geprägt sein sollten: „Que la méthode même du Folklore le conduit à enseigner l'amour de la Patrie“ und „La méthode même du Folklore nous oblige à mettre en pleine lumière le dogme de l'Universelle Fraternité“. Aus dieser Überzeugung heraus wagen wir es, für die Zukunft eine fruchtbare, reichen Gewinn versprechende Zusammenarbeit zu hoffen, in der die Forscher aller Völker sich finden und jeden Tag erfahren werden, daß die eigene Arbeit in sich selbst ungenügend und deshalb die Arbeit mit anderen unentbehrlich ist. Durch den AVZ ist die Organisation geschaffen für die fortwährende Fühlungnahme der verschiedenen Institute und für die Zusammenarbeit der einzeln arbeitenden Forscher; bei den meisten Volkskundlern ist der Wunsch danach lebendig, wenn der Wille zum Mitschaffen hinzukommt, wird das Ziel in greifbare Nähe gerückt werden.

Diese Gedanken habe ich dem Andenken an den Altmeister der deutschen Volkskunde widmen wollen, weil er ja ein ganzes Leben in unermüdlicher Arbeit seine Kräfte dafür eingesetzt hat, um für eine internationale Forschung die notwendigen Hilfsmittel zu schaffen. In dem Geiste, mit dem er die „Anmerkungen zu den Grimmschen Märchen“ zustande gebracht hat, wollen wir fortfahren.

Erlebnisgrundlagen der Volksüberlieferung.

Von Lily Weiser-Aall, Oslo.

Die Frage nach der Erlebnisgrundlage von Volkssagen ist durch die neueste Typenforschung in ein neues Licht gerückt worden. Seit langem weiß man, daß nicht das Volk als Gesamtheit Überlieferungen erzeugt und weitergibt, sondern daß es nicht allzu viele einzelne Überlieferer sind und waren, die den Überlieferungsstoff bewahren und weitergeben. Nun gilt es wissenschaftlich zu untersuchen, wer erzählt, wer Lust dazu hat, wer sich innerlich dazu gedrängt fühlt, welche Typen bestimmte Überlieferungsarten bevorzugen; ob die verschiedenen Erzähler in typischer Weise verändern, kürzen, erweitern. In dieser für die Volkskunde wichtigen Art stellen die Typenforscher ihre Fragen nicht, und es bleibt eine Aufgabe der Sagensammler, das zu untersuchen. Aber gewichtige Hinweise sind in den typologischen Untersuchungen, vor allem in denen von E. R. Jaensch enthalten. Es sind besonders die nach Jaensch integrierten Typen¹⁾, unter diesen die stark integrierten und Synästhetiker und unter diesen beiden vor allem die Eidetiker, die gut und gern erzählen. Eidetiker sind Menschen, die von Sehdingen nach dem Aufhören des sinnlichen Reizes und oft auch von ihren eigenen Vorstellungen im Außenraum gesehene Bilder, sog. Anschauungsbilder (= AB), herstellen können. Die Erlebnisse dieser Menschen sind den Überlieferungen von Volkssagen zum Teil sehr ähnlich, und bei den sog. B-Typen oft durch die Überlieferung beeinflusst. Bisher hat man die Erlebnisgrundlage von Sagen und sog. abergläubischen Vorstellungen vor allem im Alptraum (Laistner), in Fieberhalluzinationen und anderen Sinnestäuschungen (Sydow, Feilberg, Liungman), im epileptischen Dämmerzustand, der Brustangst (Ranke) gesehen, und nun kommt das große Gebiet der Eidetik hinzu²⁾. Ein Vorzug dieses neu erschlossenen Gebietes liegt auch darin, daß es sich dabei um normale Erlebnisse gesunder Menschen handelt. In meiner Arbeit 'Volkskunde und Psychologie' (= VkuPs) habe ich die große Bedeutung der eidetischen Erscheinungen für Sagenbildung und -bewahrung eingehend dargelegt und kann nun aus meinen seither fortgesetzten Versuchen einiges Neue hinzufügen. Die wichtige Frage, wieso Überlieferungsträger ihren Stoff lange Zeiten wesentlich unverändert im Gedächtnis behalten, wird durch folgende Versuche beleuchtet. Ich sehe hierbei davon ab, daß viele Erzähler durch wiederholtes Erzählen, also Einprägung und Übung, ihren Stoff als 'Wissen' beherrschen, und denke an andere seelische Eigenarten, die bewahrend wirken. Für den Eidetiker setzt sich Gehörtes und Gedachtes sehr oft in Anschau-

¹⁾ Grundformen menschlichen Seins. Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg a. d. L. 17 (1929).

²⁾ L. Weiser-Aall, Volkskunde und Psychologie, eine Einführung (Berlin 1937; gekürzt: VkuPs) S. 12—30; K. Schmeißing, Das „zweite Gesicht“ in Niederdeutschland, Wesen und Wahrheitsgehalt (Berlin 1937).

ungsbilder um. Diese AB scheinen sich bei manchen Eidetikern leichter reaktivieren zu lassen, als Erinnerungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Im September 1937 forderte ich meine Versuchsperson (= Vp.) G. H. (25 Jahre alt), über die ich VkuPs S. 19 und 112—118 ausführlich berichtet habe, auf, AB von den Glanzbildern, die sie vor 11 und 10 Monaten bei den Versuchen gesehen hatte, zu bilden. Es muß betont werden, daß es sich um gewöhnliche Glanzbilder handelt, die für einen Erwachsenen keinerlei Interesse haben. Die Vp. sah bei stark gedämpftem Tageslicht auf den 50 cm entfernten dunkelgrauen Schirm. „Ich habe dir einmal ein Bild mit einem Paddelboot gezeigt.“ „Oh, ist schon da“, und nun folgt eine genaue Beschreibung. So ging es bei mehreren Bildern. Dann kam es anders. Als ich nach dem Bild mit den Segelbooten fragte (VkuPs 116), konnte sich Vp. einige Sekunden an nichts erinnern. „Ich werde dir etwas helfen“, sagte ich, da es mir selbstverständlich erschien, daß sie sich an dieses farbenschwache, gewöhnliche Bild nicht erinnern konnte, aber bevor ich etwas sagen konnte, rief die Vp.: „Jetzt kommt etwas“, und es folgte eine Beschreibung des AB. Als ich sie bat, ein AB von dem roten Auto (ein besonders unschönes, langweiliges, aber farbenstarkes Bild) zu erzeugen, sagte sie zweimal mit 10 Sekunden Pausen, nein, davon hätte sie keine Ahnung. Aber nach weiteren 2 Sekunden kam doch etwas, zuerst ein unklares und dann deutlicheres AB, das erstaunlich viele richtige Einzelheiten aufwies. Sie erinnerte sich nicht mehr an das Bild, trotzdem erzeugte sie ein AB, das zwar, als sie es mit dem Original verglich, etwas anders war, aber doch so, daß man nach ihrer Beschreibung über die vielen richtigen Einzelheiten erstaunt sein mußte. Es war eine Leistung, die sich der Gedächtnisleistung eines Nichteidetikers nicht vergleichen läßt. Man versteht nach diesen Versuchen die früheren Angaben der Vp. noch viel besser, daß sie nämlich beim Märchenerzählen immer dieselben Bilder vor sich sieht, von denen sie sozusagen abliest; bei manchen Märchen, z. B. Hänsel und Gretel, sind es die Bilder ihres ersten Märchenbuches¹⁾. Im Laufe dieses Versuches erzählte die Vp. von spontanen (unwillkürlich auftretenden) AB, die immer wiederkommen. Vp. hat ununterbrochen AB, beachtet sie aber meist nicht, weil sie keine Zeit dazu hat. Wenn sie abends ihren langen Heimweg allein macht, belästigen sie ihre AB, es sind dann meist unangenehme. Ein bestimmter Stein auf dem Heimweg sieht aus wie Amundsen mit einer Reisemütze. Das erste Mal erschrak sie sehr und war überzeugt, es sei ein Mensch. Jetzt sieht sie ihn auch immer so, hat aber keine Angst mehr, weil sie weiß, daß es ein Stein ist. Sie denkt nur: aha, das ist der „Amundsen“. Dieses Erlebnis hat eine gewisse Bedeutung für die Sagengruppe, die man Erklärungssagen nennt, die nämlich aus dem

¹⁾ Eine vergleichbare Erfahrung können übrigens auch visuelle Nichteidetiker machen. Man kann z. B. den Text eines Buches, das man schon einmal gelesen hatte, nicht wiedererkennen, aber plötzlich erkennt man die den Text begleitenden Vorstellungsbilder; das Haus, das Zimmer, von dem die Rede ist, erkennt man wieder, und man kann mit einem Mal viele Vorstellungsbilder von späteren Ereignissen im Buche haben, ohne sich an den Zusammenhang erinnern zu können.

Bedürfnis entstanden sein sollen, auffallende Dinge oder Erscheinungen zu erklären (ätiologische Sagen). Ein Teil der zu dieser Gattung gerechneten Sagen wird wahrscheinlich auch zu den Erlebnissagen gehören, da eine Steingruppe als ein Brautzug z. B. gesehen wurde und wird, und nicht sekundär Brautzug benannt wurde, weil man die auffallende Form erklären wollte. Übrigens muß hinzugefügt werden, daß das Wissen, es handle sich bei derartigen Erlebnissen nur um etwas subjektiv Gesehenes, nicht immer vor Angst oder anderen starken Gefühlen schützt, wie das Kobolderlebnis derselben Vp. beweist (VkuPs 19). In der Nähe des „Amundsen“ hat Vp. einmal einen überfahrenen Igel liegen sehen, was ihr einen starken widerlichen Eindruck machte. Diesen Igel sieht sie nun immer wieder mit ähnlichen Gefühlen an der bestimmten Stelle liegen. Die Festigkeit derartiger AB ist m. E. von großer Bedeutung. Oft werden AB für Wirklichkeit angesehen, und die Gleichartigkeit der sich wiederholenden AB kann den Glauben an ihre Wirklichkeit sehr bestärken¹).

Man nehme folgendes Beispiel: Ein Mann, namens Skogin, von dem noch später die Rede sein wird, erzählt folgendes: Er war mit seiner Frau auf der Alm und hackte Holz bei der Sennhütte, während die Frau im Haus das Abendessen bereitete. „Wer war die Fremde, die bei dir beim Holzhacken stand?“ fragte seine Frau, als er ins Haus trat. Er wollte seinen Ohren nicht trauen. „Niemand war heute abend bei mir.“ „Aber ja“, sagte die Frau, „sie hatte ein rotgeblumtes Kopftuch auf und ein rot kariertes Kleid an. Ich dachte, sie suche verlaufene Kühe und werde auch zu mir kommen.“ Dann waren sie beide stumm, denn nun verstanden sie, was es für eine Frau gewesen sei (nämlich eine Unterirdische). Später, als er allein auf der Alm war, kam die Fremde in genau derselben Kleidung wieder auf ihn zu, ganz nahe, einen halben Steinwurf weit. Als er aufsprang, um genau zu sehen, wer es wäre, war sie weg, wie in die Erde versunken. Eine kurze Zeit später traf er sie in gleicher Kleidung noch einmal auf einem Pferde reitend. „Und trotzdem sagen manche, es gäbe keine Unterirdischen“ (Norsk Folkeminnelag = NF 36, 67f.).

Im weiteren Verlauf des Versuches machte ich eine für die Möglichkeit, AB als objektive Wirklichkeit anzusehen, sehr bezeichnende Beobachtung. Wie üblich ließ ich Vp. ihre AB auf einen grauen Schirm projizieren, dieses Mal bei hellem Tageslicht. Der Schirm war zwischen einer Glastür und dem offenen Kaminfeuer aufgehängt, nachdem Vp. versichert hatte, daß das für sie gar keine Rolle spiele. Während die Vp. eifrig Einzelheiten in ihrem AB beschrieb, bemerkte ich, daß sie nicht auf den Schirm, sondern auf die ins Freie führende Tür, durch die die Sonne schien, sah. „Sieh bitte auf den Schirm.“ Sie drehte den Kopf und sprach ruhig weiter. Kurz darauf drehte sie den Kopf auf die andere Seite und sah ins Feuer. Ich unterbreche: „Jetzt siehst du wieder ins Feuer.“ — „Aber das macht nichts, ich sehe weder das Feuer noch die Tür, denn ich habe da meine AB daraufgelegt und sehe nur diese.“ Die optische Dichte der AB der Vp. G. H. ist also sehr groß, was ja auch die Versuche (VkuPs 115f.) im Herbst 1936 zeigten. Auch AB von geringerer Dichte können objektiv

¹) Von den AB des Gehörs und Tastsinnes, die spontane optische AB oft begleiten und natürlich den Eindruck der Wirklichkeit verstärken, sehe ich hier ab, weil meine Vp. G. H. diese Art der AB nicht erlebt.

wirklich wirken, z. B. in der Dämmerung oder bei Nacht, bei Nebel, und AB scheinen sich gerade bei gedämpftem Licht, Dunkelheit oder Nebel oft einzustellen. Auch Vp. G. H. unterhält sich bisweilen damit, Gestalten in den Nebel hineinzusehen oder ihre AB auf den Nebel zu projizieren. Abends vor dem Einschlafen läßt sie ganze Geschichten in Bildern an sich vorüberziehen. Es ist ihr vor unseren Versuchen nie eingefallen, daß das etwas Besonderes sein könnte, und sie glaubte, daß alle Menschen so vorstellen und sehen.

In den sämtlich in neuerer Zeit ausgeführten Sammlungen der norwegischen Gesellschaft zur Veröffentlichung volkskundlicher Schriften (Norsk Folkeminnelag = NF) kann man völlig klare Hinweise auf eidetische Erlebnisse und eidetische Erzähler finden. NF 39, 13 wird eine „Luftspiegelung“ erwähnt. Bevor das Schulhaus gebaut wurde, sah es ein Mann völlig fertig als Luftspiegelung. NF 25, 17 heißt es z. B.: Die Alten erzählten so viel von Wichten (tussan), einer ist einmal gesehen worden, er sah aus wie ein Knäuel und rollte über den Boden. Von einem derartigen „tusse“ oder „nisse“ hat mir meine stark eidetische Vp. A. A. (VkuPs 18, 26, 111f.) erzählt. Auf dem dämmrigen Dachboden habe sie oder ihre Mutter (das wurde nicht ganz klar) einmal einen kugeligen Nisse herumtappen hören, ihn gesehen und mit der Hand gefühlt, er fühlte sich wie eine Katze an. Durch die Bemerkung, die mir leider entschlüpfte, vielleicht war es eine Katze, fühlte sie sich gekränkt und erzählte lange nichts mehr. Gelegentlich erfuhr ich aber doch vielerlei über Erlebnisse mit Unterirdischen, an die sie fest glaubte, doch war nicht festzustellen, ob sie diese Erlebnisse selbst gehabt oder nur nacherzählte. Sicher ist, daß sie „sehen konnte, was sie wollte“ und zahlreiche spontane eidetische Erlebnisse gehabt hat. NF 25, 17 wird erzählt, daß man diejenigen, die Wichte und „derartiges“ sehen konnten, „sehend“ (synsk) nannte, und daß es viele gab, die sehen konnten. NF 37, 130f.: Im Stall war eine Kuh umgefallen, die Stalldirne mußte ihr aufhelfen. „Das muß eine Unterirdische gewesen sein, die das gemacht hat“, meinte die Bäuerin. „Das Mädchen wollte nichts davon wissen, grinste und sagte, sie habe nichts gesehen. „Nein, wie könntest du sie sehen, die du nicht ‚sehend‘ (framsynt) bist.“ NF 37, 127 zeigt die eine Beerenpflückerin der anderen ein Huldrenmädchen, „komm, ich zeige sie dir“. Die andere glaubt nicht recht daran, geht aber mit. Die erste zeigt mit dem Finger: „Siehst du da, wie schön sie dasitzt mit ihrem feinen, weißen Kleid.“ Aber nur die eine von den beiden Mädchen konnte sie sehen. Im selben Band S. 135 wird von einem Mädchen erzählt, das das Vieh der Unterirdischen hören und sehen konnte. „Und wenn sie diese Anfälle mit dem Sehen bekam, so bemühte sie sich so eifrig, alles meiner Mutter zu zeigen; sie wies mit dem Finger, erklärte. Aber meine Mutter gehörte nicht zu denen, die sehen konnten, mußt du wissen.“ In dem letzten Bericht ist auffallend, daß der Eifer des Mädchens besonders hervorgehoben wird, es ist nämlich bezeichnend für Eidetiker, daß sie so eifrig sind, wenn sie ihre AB beschreiben. NF 36 ist volkskundlich besonders dadurch wichtig, daß Gespräche mit den verschiedenen Erzählern mitgeteilt werden.

S. 66 erzählt Andris, wie er einmal in der Nähe einer Sennhütte ein feines, gelbgemaltes Haus gesehen habe, ein Gehöft der Unterirdischen, das er mit einer Fülle von Einzelheiten beschreibt. Auf einmal war alles weg. „Ich fragte Andris einmal: ‚Ist es wahr, daß du das gelbgemalte Haus bei Pilset gesehen hast?‘ Er sandte mir einen finsternen Blick und antwortete: ‚Hast du schon einmal gehört, daß Leute von mir gesagt haben, ich lüge, über diese müßten wir näher sprechen!‘ Da mußte ich ihm glauben, denn Andris war ein durchaus glaubwürdiger und ausgezeichnete Mann, der niemals Unsinn schwatzte.“

Die obenerwähnte Erzählung von Skogin wird mit folgendem Gespräch eingeleitet: (S. 67) „Hast du niemals selbst Unterirdische gesehen?“ fragte ich. Skogin wurde auf einmal nachdenklich, dann hob er den Kopf und sagte: „Glaubst du an so etwas, du?“ Als er nicht sofort eine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Ich glaube an die Unterirdischen, denn ich habe diese Sorte selbst gesehen.“ Dann folgt die obige Erzählung. Die angeführten Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, hören sich zunächst recht überzeugend an. Aber es ist nur eine Auswahl, und ich kann die vielen anderen Berichte nicht wörtlich anführen, nach denen es nicht zu entscheiden ist, ob in ihnen wirkliche Erlebnisse der Wirkung halber mit feststehenden Sagenmotiven verquickt werden, oder ob es sich nur um Nacherzählung von Sagen und Sagenresten handelt. Es ist unbedingt nötig, daß eine große Anzahl von Erzählern derartiger Erlebnisse oder Überlieferungen untersucht werden, ob sie Eidetiker sind, eine Forderung, die durchführbar ist¹⁾. Damit käme ein neuer, unschätzbarer Zug von Wissenschaftlichkeit in die volkskundliche Arbeit. Die Dinge liegen nicht so einfach, wie es zunächst erscheinen könnte, da man volkskundliche Fragen nicht nur psychologisch lösen kann; alle diese Fragen sind zugleich historische und überlieferungsgeschichtliche Probleme. Das wird sogleich an den genannten Beispielen klar werden. Bei der erwähnten Erzählung von Skogin könnte man einwenden: Die Dreizahl der genau gleichartigen Erscheinung deutet darauf hin, daß es sich doch um ein episches Motiv der Volksdichtung handelt. Und es wird vom Typus des Beurteilers abhängen, wie er die Erzählung auffassen wird; die stark Integrierten werden wahrscheinlich an die Erlebnisgrundlage glauben, die weniger Integrierten werden das ganze als „Dichtung“ ansehen. Hätte man den Erzähler untersucht und als Eidetiker erwiesen, so wäre das das Ausschlaggebende, und die Dreizahl der Erscheinung hätte eine untergeordnete Bedeutung. Auch die Erzählung des Andris besteht in einem weitverbreiteten Sagenmotiv vom Huldrengehöft; wissenschaftlich gesehen ist es derselbe Fall wie der vorhergehende. Ein anderes Beispiel meiner Erfahrung zeigt ebenfalls, wie vorsichtig man mit seinen Schlüssen sein muß. Eine meiner Vp. hat im Versuch C eine Makropsie, ein typisch eidetisches Erlebnis, das Anwachsen einer Gestalt ins Riesenhafte, in ihrer Phantasieaufgabe beschrieben (VkuPs 103f.). Es liegt nun nahe, dieses Motiv auf eidetische Erlebnisse der Vp. zurückzuführen. Auf meine Anfrage erhielt ich folgende Antwort: „Ich habe mich noch einmal

¹⁾ Über die Methoden s. E. R. Jaensch, Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode (1927); K. Schmeißing, Eidetische Studien zum Problem des zweiten Gesichts. Zeitschrift f. Psychologie 139 (1936).

geprüft, woher ich die von mir bei meiner Wiedererzählung gebrachte Makropsie habe. Ich habe aber bei aller Bemühung wiederum nichts gefunden. Ich kann mich nicht an Traumerlebnisse dieser Art erinnern, oder daran, daß ich als Kind etwas Derartiges zu sehen geglaubt habe. Es dürfte meine Anwachsungsvorstellung aus der Literatur oder aus irgendwelchen Bildern, die ich gesehen habe, stammen und von mir wegen des Eindrucks, den dieses Motiv auf mich gemacht hat, in der bewußten Erzählung rezipiert worden sein.“ Gleichzeitig teilt Vp. mit, daß sie die Fähigkeit besitzt, von ihr fernerstehenden Personen AB in voller Stärke zu erzeugen. Also auch bei einem Erzähler mit eidetischen Fähigkeiten können nicht alle Einzelheiten seiner Darstellungen ohne weiteres eidetisch erklärt werden.

Im allgemeinen wird man als Arbeitshypothese annehmen dürfen, daß, wie ich es bei mehreren Vp. feststellen konnte, Sagen, die von eidetischen Erlebnissen handeln, vorzugsweise von Eidetikern, Synästhetikern oder solchen, die als Kind Eidetiker waren, weitergegeben werden.

Diese kritischen Bemerkungen sollen darauf hinweisen, wieviele neue Aufgaben für die Volkskunde auf dem Gebiet der eidetischen Erscheinungen liegen, nicht nur in psychologischer und typologischer, sondern auch in stilkritischer und überlieferungsgeschichtlicher Hinsicht.

Der Schmied von Jüterbog im Kiffhäuser.

Von Albert Wesselski, Prag.

Der Spielhansel, seit ihrer zweiten Auflage (1819) das 82. Stück der Kinder- und Hausmärchen, hat für deren Herausgeber einer jener Gattungen des volkstümlichen Erzählguts zugehört, die an der Grenzscheide zwischen Märchen und Sage standen, und das ist auch in den Anmerkungen sowohl 1822 als auch 1856 zum Ausdruck gekommen. Mag auch Wilhelm Grimm das Wort Sage gelegentlich in dem allgemeinen Sinne von etwas, das gesagt oder erzählt wird, also in dem Sinne eines Gegenstandes der mündlichen Überlieferung, hin und wieder aber auch für diese Tätigkeit des Überliefers gebraucht haben, so läßt sich doch in seinen Bemerkungen zu dem Spielhansel sicher wenigstens dort, wo er von örtlichen Sagen spricht, annehmen, daß er dem Worte dabei den Begriff unterlegt, den sein Bruder Jacob in der Vorrede zu den Deutschen Sagen entwickelt hat. Zu diesen Sagen, die er als Parallelen zu dem Spielhansel anführt, muß neben denen, die von den Schmieden zu Bielefeld, Apolda und Mitterbach handeln, auch die 'Sage von dem Schmied zu Jüterbock' gezählt werden, die Wilhelm auch noch 1856 nur in der Fassung des Deutsch Françoß kennt, nicht aber auch in der Ludwig Bechsteins, die damals immerhin schon zwei Jahrzehnte alt war. Auch Bechstein scheint nun der Überzeugung gewesen zu sein, daß dieser Erzählung eine Mittelstelle zugewiesen werden dürfe: bei ihrer ersten Veröffentlichung nämlich, die in seiner Sammlung

‘Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes’ 4, 46—50¹⁾ erfolgt ist, hat er sie so eingeleitet: ‘Das Märchen vom Jüterbogkischen Schmied ist fast allbekannt im deutschen Volke, und obwohl Jüterbogk weit abseit liegt von dem Kiffhäuser, so reiht das Märchen sich doch den Sagen von diesem Berge an’; als er sie aber dann in sein Deutsches Märchenbuch aufnahm (1845, S. 44—46), lautete der einleitende Satz: ‘Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wundersames Märlein.’ Dabei ist die Darstellung des Märchenbuchs durchaus dieselbe wie die des Sagenschatzes und hat auch deren Schluß beibehalten: ‘Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd und die Pferde der Prinzessin und die der reitenden Fräulein beschlägt, bis des Kaisers Erlösungstunde auch ihm schlagen wird’²⁾, setzt jedoch noch hinzu: ‘Und das wird geschehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinst die Raben nicht mehr um den Berg fliegen und auf dem Rüttsfeld nahe dem Kiffhäuser ein alter dürrer abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit all seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.’ Während der Sagenschatz über die Quelle der Sage schweigt, gibt das Märchenbuch bei dem Märlein an: ‘Mündlich und nach des Herausgebers Kiffhäusersagen’; das Mündliche beschränkt sich also auf die Versetzung des Birnbaums von dem Walserfelde auf das Rathsfeld³⁾. Aber nicht zufrieden mit dieser Doppelvorstellung, hat Bechstein den Schmied von Jüterbog noch ein drittes Mal vor die Öffentlichkeit gebracht, nämlich in seinem ‘Thüringer Sagenbuch’ (1858) S. 258—259. Hier ist das ‘Ausführliche’, das jetzt von einem ‘Kindermärchen’ erzählt wird, arg zusammengestrichen, so daß es nur den Umfang der Einleitung behalten hat, aus der man erfährt, das bei Kaiser Friedrich außer dem Schmied, der Prinzessin und ihren Fräulein, unter denen es Schimmelreiterinnen und Wunderblumen-, Schätze- und Flachsknotenhüterinnen gibt, auch noch Zwerge, Ritter und Mönche weilen, und der Schluß handelt von den Glücks- und Wunderblumen, die auf dem Kiffhäuser blühen, berichtet aber auch noch, daß die Hufeisen, die der Schmied von Jüterbog den Pferden der Damen und der Ritter anschlägt, golden sind⁴⁾.

¹⁾ Ich benütze die Ausgabe Meiningen und Hildburghausen, 1837—1838, diese aber dürfte nur eine Titelaufgabe sein; Bechstein selber führt nämlich das Buch mit seinen vier Teilen als zu Hildburghausen 1835 und 1836 erschienen an (Mythe, Sage, Märe und Fabel, 1854, 3, 231).

²⁾ An nicht orthographischen Abweichungen des Textes im Sagenschatz von dem des Märchenbuchs seien nach Seiten- und Zeilenzahlen des Märchenbuchs von 1845 genannt: 44, 17 ein altes Männchen; 45, 6 ein Paar Birnen . . . er selbst nicht; 46, 5f. freute sich, als Peter kam.

³⁾ Augenscheinlich auf diese Stelle bezieht sich die Bemerkung Heinr. Pröhles in seinen Deutschen Sagen² (1879) S. 328 zu Nr. 229.

⁴⁾ Ob Bechstein die Sage oder das Märchen oder das Märlein oder das Kindermärchen auch in dem Deutschen Sagenbuch (1853) oder am Ende gar auch noch in Großmutterns Märchen- und Sagenschatz (1863) verwertet hat, kann ich, da mir diese Sammlungen unzugänglich geblieben sind, nicht sagen.

Woher hat nun Bechstein diese Erzählung gehabt, die ihm so gefiel, daß er sie in zwei Sagen- und eine Märchensammlung aufnahm und ihrer auch bei der Umarbeitung des Deutschen Märchenbuchs in das Neue deutsche Märchenbuch nicht entraten zu können glaubte? Er selber versichert zwar, die Quellen des Sagenschatzes, wo sie zuerst aufscheint, seien außer der 'mündlichen Überlieferung, die mancher Wanderung verdankt wurde', 'nur Chroniken' gewesen¹⁾, aber das kann zumindest bei dieser 'Sage' nicht gelten: an eine Herkunft aus dem Volksmunde ist nicht so sehr wegen ihrer gedrängten Darstellung, die ja dem Aufzeichner in Rechnung gestellt werden könnte, als wegen der in ihr erwähnten geschichtlichen Tatsachen nicht zu denken, weil mit solchen die Überlieferung ganz anders umgeht; diese finden sich freilich in den Chroniken, aber deren neuerliche Durchforschung im Hinblick auf das übrige müßte selbstverständlich ebenso erfolglos bleiben wie der Versuch, den Achim von Arnim 1816 in Jüterbog gemacht hat: er hat auf dem dortigen Rathaus viele alte Urkunden gefunden, hat auch in einer geschriebenen Chronik die nette Geschichte entdeckt, wie die Jüterboger den Erzbischof von Magdeburg, der ihre Glocke für seinen Dom verlangte, umgestimmt haben, nichts jedoch über den Schmied von Jüterbog, 'obgleich die Geschichte dort allerdings bekannt ist'²⁾. Aber wenn es schon keine Chronik war, eine geschriebene Vorlage hat Bechstein doch gehabt, sogar eine gedruckte, und ihr Titel ist Thüringische Sagen und Volksmärchen. Erzählt von Carl Ludloff. Sondershausen 1822. Bey Bernh. Friedr. Voigt. Kl. 8°. Gestochenes Titelblatt (Bild des Kiffhäusers), 301 SS. und 3 SS. Anzeigen³⁾. Und daß er dieses Buch, das ein richtiges Kiffhäuserbuch ist, gekannt, geschätzt und benützt hat, gibt Bechstein selber zu, indem er ein paar Seiten vor den seine Quellen betreffenden Behauptungen schreibt: „... 1822 ... erschienen von Carl Ludloff, einem Schwarzb. Sondershausischen Beamten, 'Thüringische Sagen und Volksmärchen', welche vorher in einer von demselben begründeten Zeitschrift: 'Vaterländische Unterhaltungen' [1821] gestanden hatten. Dieser Mann hatte mit Vorliebe die Kiffhäusersage durchforscht und spann sie nun etwas breit novellistisch aus, wodurch sie ihren natürlichen Reiz einbüßte, doch legte er vieles Verständnis der Sagenpoesie an den Tag. Er, der nirgend erwähnte, von niemand gekannte und anerkannte Schriftsteller, war der erste Mann, der liebevoll anregend auf uns selbst persönlich einwirkte, und so sei ihm gern ein dankbares Andenken hier gewidmet"⁴⁾.

*

Nach einer kurzen Liebesgeschichte, womit in Ludloffs Buch die Rahmen-erzählung anhebt, beginnen auf dem Schlosse B...lingen des nun glücklich verheirateten jungen Paares 'Märchenabende', und schon in dem von dem Pfarrer erzählten ersten Märchen, betitelt 'Kaiser Friedrich auf Kyff-

¹⁾ Mythe, Sage usw. 3, 231.

²⁾ Reinh. Steig, Achim von Arnim und die ihm nahe standen, 3 (1904), 361.

³⁾ Goedeke² 10, 127, Nr. 34, 3.

⁴⁾ Mythe, Sage usw. 3, 226f.

hausen, oder die Himmelfahrtsnacht¹⁾, wird der Schmied von Jüterbog als ein 'Mann von ächtem deutschen Schrot und Korn' erwähnt, der deshalb 'auch hoch angeschrieben ist bei dem Kaiser, dessen Wappner und Rüstmeister er ist und der ihn wohl leiden kann'¹⁾. Der Träger der Handlung ist er erst in dem zweiten Märchen, dem sein Erzähler, der Oberförster, als Titel vorsetzt: 'Der Jüterbögsche Schmied, oder das heil. Gebote-Märchen.' Bechsteins Vorwurf novellistischer Ausschmückung trifft nun allerdings gerade bei diesem Stücke vollinhaltlich zu, in dem sich ganze Episoden ohne Schaden streichen ließen, aber bei der Ausmerzung dieser Dinge ist Bechstein allzu unbedenklich vorgegangen; hat er doch Ludloffs Erzählung auf ein knappes Neuntel ihres Umfangs zusammengestutzt! Da mußte natürlich auch viel nicht Unwesentliches unter den Tisch fallen, darunter auch manches, was für unsereinen nicht ganz belanglos ist, wozu vor allem, wie wir noch sehen werden, schon der Name des Schmieds gehört.

Peter Poltermann hat er geheiß, Wecke oder Rebecka seine Mutter, sein Vater Ralph Poltermann, und der war das, was sein Name ankündigte, nicht nur für Peter, den jüngern Sohn, sondern auch für den ältern, Ruprecht genannt, bis dieser das Rauche herauskehrte und die Schmiede, die drei Pfeilschüsse von Jüterbog lag, verließ, um einem Ritter ins Heilige Land zu folgen, wo er einen frühen Tod fand. Peter aber, der bei einem Pater treffliche Grundsätze eingesogen hatte, war sanft und geduldig und beobachtete Gottes Gebote pünktlich. Die Belege dafür, die Ludloff beibringt, erstrecken sich auf das achte, das dritte, das vierte, das fünfte, das siebente, das zehnte und das zweite; allesamt finden sie sich in der Vorgeschichte, d. h. in den ersten drei Fünfteln des Märchens, während erst die letzten zwei dem Schmiede die Gelegenheit geben, so zu handeln, wie man es nach seinem Herkunftsort erwartet. Recht bald tritt ein Männchen in einem blauen Röckchen auf; von ihm erhält der vierzehnjährige Peter, der ihm die größere Hälfte eines Kuchens geschenkt und seinem Esel Heu gebracht hat, ein Gläschen mit Stahlwasser samt der Gebrauchsanweisung: 'Da bestreich nur mit einem halben Tropfen dein Eisen, wenn du Hufeisen oder Waffen und Panzer gemacht hast, und nichts wird sie zerbrechen!'

Nach dem Tode seines Vaters entschließt er sich, den bei einem Gesellen eingeholten Rat zu befolgen, der gelaute hat: 'Willst du ein tüchtiger Huf- und Waffenschmied werden, so mußt du nach Linz, Wien und Prag gehen; am ersten Orte wirst du lernen, ein Pferd richtig zu beschlagen; am zweiten wirst du Helm und Harnisch erst machen lernen, und in Prag werden die rechten Schwerter gemacht; gehe dann auf Ulm, Augsburg und Nürnberg, so wirst du auch in der künstlichen Arbeit der Panzerhemden dich vervollkommen und in der Politur der Waffen erst den wahren Aufschluß erhalten. Dann wende dich nach Gelnhausen, wo Kaiser Friedrich residiert, und dein Glück ist gemacht.' In Linz rettet ihn das Männchen, dessen Röckchen diesmal himmelblau ist, als eine Art *deus ex machina* vor einer ungerechten Verurteilung, und nun zieht er — Wien wird im weitem ebensowenig erwähnt wie Ulm, Augsburg und Nürnberg — nach Prag; dort verdingt er sich einem berühmten Schwertfeger, und er bleibt bei ihm, bis er in dieser Kunst vollkommen ist und auf ein Poltermannsches Schwert drauf und drüber geboten wird, was aber nicht so sehr seine Geschicklichkeit bewirkt hat wie das Stahlwasser, von dem nun ein Zehntel eines Tropfens genügt, den er über das Eisen streicht, bevor er es schmiedet. Von

¹⁾ Von diesem Ersten Märchen, das mit dem Schmiede sonst nichts zu schaffen hat, gibt P. Quensel, Thüringer Sagen (1926) S. 178 einen kurzen Auszug. Später, in den Anmerkungen (S. 374), zieht er diese Stelle als Beleg für die Tätigkeit des Schmieds im Kiffhäuser an; das dem Schmiede als Helden gewidmete Kernstück von Ludloffs Buch erwähnt Quensel nicht.

Prag aus tritt er dann die Wanderschaft nach Gelnhausen an, und schon auf der ersten Wegstrecke, die ihn zu dem Zwischenziel Erfurt führen soll, vernichtet er eine Räuberbande, wobei ihm wieder das Männchen mit dem blauen Röckchen hilft, das dem Hauptmann der Bande als 'Würgengel mit dem feurigen Schwerte' erscheint; Peter verfolgt den Fliehenden, sein Hund bricht ihm das Genick, und er steckt neben den Leichnam einen hohen Bruch¹⁾. Im Triumph zieht er in das nahe Städtlein ein, das von den Räubern arg zu leiden gehabt hat. Dort will man ihn zum Stadthauptmann machen, er jedoch, der nur an Gelnhausen denkt, lehnt ab; wohl aber verlobt er sich mit der Tochter eines reichen Gewandschneiders und Ratsherrn, freilich mit dem Geding, daß die Hochzeit erst nach achtzehn Monaten sein soll, bis er sich die Welt besehen haben werde. In Bamberg erfährt er, daß der Kaiser 20 Florens für den ausgesetzt habe, der ihm den berühmten Peter Poltermann von Jüterbog werde nachweisen können, und so eilt er hin. Er wird sofort dem kaiserlichen Marstall zugeteilt und, da der Zug alsbald nach Mailand und Pulle (Apulien) geht, zum kaiserlichen Rüstmeister gemacht. 'In der Schlacht bei Cortenuova tat er Wunder der Tapferkeit und nahm den Sohn des Dogen von Venedig, Peter Tiepolo, der damals Podesta oder die höchste obrigkeitliche Person der Mailänder war, mit eigener Hand gefangen, und der Kaiser erhielt hierdurch einen vollkommenen Sieg. Die größte Ehre aber bei diesem Siege war die Eroberung des mailändischen Carroccio oder Panierwagen.' Hier gibt Ludloff eine ausführliche Schilderung dieses Handstreichs [vom 27. November 1237], bei dem wieder das Männchen mit dem wieder himmelblauen Röckchen als Peters Helfer auftritt, und dann kürzere Mitteilungen über die Affäre von Parma [18. Februar 1248], wo es Peter Poltermann ist, der den Kaiser mit eigener Lebensgefahr vor der Gefangennahme rettet, wofür er 'zum Leibwappner und ersten Leibknappen wie auch zum Oberrüstmeister ernannt und kaiserlich beschenkt und belohnt' wird. Nach diesen zumindest zwölf Jahren besinnt er sich, daß nachgerade die achtzehn Monate um sind, die ihm sein Schwäher oder seine Braut bewilligt hat, nimmt beim Kaiser einen viermonatigen Urlaub, reist über Rom, wo er den Papst sieht, heimwärts und heiratet in dem noch immer ungenannten Städtchen. Um diese Zeit, nämlich 1250, trifft dort die Nachricht von Kaiser Friedrichs Tod ein, und so entschließt sich der Oberrüstmeister a. D., seine Frau nach Jüterbog heimzuführen, wohin sie der Ratsherr und viele Verwandte begleiten; da heißt es denn alsbald: 'Poltermanns Peter ist wieder angekommen und hat unsäglichen Reichtum aus Ägypten mitgebracht, hat eine reiche Zigeunerin geheiratet und ist mit allen Zigeunern in der Schmiede eingetroffen.' Peter führt nun das Leben eines wackern reichen Bürgers, hält an den zehn Geboten fest, von denen er nur aus Not, damals bei der Vernichtung der Räuberbande, das fünfte übertreten hat, und zeugt mit seiner Gattin sechs Kinder; mit der Zeit aber sterben sie alle bis auf einen Sohn, der 'die Profession und den Stamm fortpflanzt'. Die Fehden, die ihm reiche Arbeit geben, gehen weiter, aber auch er wird oft ausgeplündert; seine Person jedoch bleibt immer verschont, und Gott schützt ihn sichtlich.

So wird er hundert Jahre alt, Frau Wecke hundertvierzig; schließlich stirbt sie, und er bleibt mit dem Sohne eines seiner Urenkel allein zurück. Fortan ist dieser kleine Weißkopf seine einzige Freude, da er sich überzeugt hat, daß auf diesem Erdenklumpen alles eitel und nichtig ist.

Diese Melancholie hat sich eines Tages, als ihm von dem einzigen Baume seines Gartens die Birnen gestohlen worden sind, mit einem besondern Ärger gepaart, und da tritt das ein, was ihn erst zu dem richtigen Schmied von Jüterbog machen soll: Während das Geschrei der dem Ruhrbach zueilenden Gänse die Gegend belebt und die Mälmen in den Lüften stieben, wird er, außerhalb der Wällerwand seines Gartens sitzend, in einem Monologe, worin er sagt, jetzt habe er die schöne Natur schon hundertfünfzimal sterben sehen, von dem kleinen Weißkopf unterbrochen: 'Grostäte, da kommt ein feuriger Mann auf einem Esel!' Der feurige Mann erweist sich als der Träger des blauen Röckchens, und er ersucht ihn, ihm Nachtquartier zu

¹⁾ Grimm, DWb 2, 408.

geben und den Esel zu beschlagen. Am Morgen darf dann der Schmied drei Wünsche aussprechen, wobei ihm eingeschärft wird, das Beste nicht zu vergessen. Da bittet er, in der Erinnerung an den Obstdiebstahl, daß von dem Birnbaum niemand, der ohne seine Erlaubnis hinaufsteige, herunter können solle, dann, weil auch seine Stube des öftern heimgesucht worden ist, daß dort hinein ohne seinen Willen niemand anders als durch das Schlüsselloch solle gelangen können, und die nun wieder folgende Mahnung: 'Vergiß das Beste nicht!' beantwortet er: 'Nu, das Beste ist ein guter Schnaps, und der ist jetzt vertrackt teuer, und ich bin alt, und kann nur wenig verdienen, und so wünsche ich denn, daß der Schnaps in meinem Bouteillchen nie versiegen möge!', worauf das Männchen sagt: 'Du bist ein Tor, doch es sei!', ihm noch die Hand drückt und davon reitet. Selbstverständlich überzeugt sich Peter Poltermann sofort, daß das mit dem Fläschchen stimmt, und findet dabei überdies, daß ihm neue Lebenskraft durch die Glieder fährt. Da noch dazu alles, was das Männchen in der Schmiede berührt hat, gediegenes Silber geworden ist, geht er fröhlich an den Gebrauch des neuen Reichtums, nicht ohne Gott zu loben und reichlich gute Werke zu tun.

Da stirbt der kleine Weißkopf, und in seinem Unmut ruft er aus: 'Nun hol' mich alle Teufel!' Der Teufel, der schon lange seinen Zahn auf ihn gewetzt hat, schickt sofort zwölf junge, rüstige Teufel, und die treffen unter Führung Asmodis in der Walpurgisnacht ein. Der Schmied empfängt sie mit der Erklärung, er habe das Leben so satt, als hätte er es mit Löffeln gefressen, so daß ihm die Herren recht erwünscht kämen, trägt ihnen zu essen auf und setzt das Schnapsfläschchen auf den Tisch; er bringt sie dazu, ihm ihre Tatzen oder Fänge zu geben, daß der Weg in die Hölle erst werde angetreten werden, bis der Schnaps ausgetrunken sei, und 'was der Teufel verspricht, muß er halten, wenn er die Pfote darauf gegeben hat'. Als sie dann sinnlos betrunken sind, läßt er seine Gesellen mit Hämmern und Zangen, Ketten und Stangen und Pferdebrämsen kommen, die geschmiedeten den Teufeln, nachdem sie ihnen mit eisernen Stangen die Rachen aufgebrochen und neuen Schnaps in die Gurgeln gegossen haben, die Kuhschwänze zusammen, ketten ihnen Hörner und Pferdefüße aneinander, verlöten alles, reiteln das Bündel, um das sie eine doppelte Hemmkette geschlagen haben, mit Reitelstöcken zusammen, ziehen es mit eisernen Haken in die Schmiede hinab und zerschlagen es dort mit Boßegeln, so daß kein Teufel einen ganzen Knochen behält. Dann machen sie zwölf glühende Keile, stecken jedem einen in den Hals und schleifen das ganze Bündel mit eisernen Haken auf den nahen Hügel. Nachdem die Teufel den Rausch ausgeschlafen haben, wälzen sie sich, vor Schmerz brüllend, weg; in der Hölle haben dann zwei andere Teufel drei Tage lang zu feilen, ehe sie ihre Kameraden aus den Ketten kriegen, und alles zittert dort vor dem Schmiede von Jüterbog, was uns nach dieser durchaus fachmännischen (und deswegen nicht allzu gekürzten) Schilderung durchaus begreiflich erscheint.

Wieder wird Peter Poltermann ob der Flüchtigkeit und Nichtigkeit der Welt traurig, und da entfährt ihm der Wunsch nach dem Tode; der Tod kommt, 'des Schlafes Bruder, damals noch ein schöner, lieblicher Jüngling mit Rosenwangen und der Fackel in der Hand', aber nun besinnt sich der Schmied eines Bessern, wie, fügen wir hinzu, der Greis in der Aisopischen Fabel, und schickt ihn auf den Birnbaum: nach einer Woche hat sich dort der Tod das Fleisch und die Sehnen von den Beinen und den Armen genagt und seine Eingeweide verzehrt und beginnt nun den eigenen Magen zu fressen. Seit damals wird 'der Tod von denen, die ihn sahen, als ein Knochengerippe geschildert und gemalt, da er vorher als ein schöner, lockiger Jüngling geblühet hatte'¹⁾. Dieser Abschweifung folgt eine lange, lange Schilderung

¹⁾ Hierzu bezieht sich Ludloff in einer Fußnote auf Lessings Schrift 'Wie die Alten den Tod gebildet'; da er aber für sie als Ort und Zeit angibt: 'Hannover, bei Helwig, 1774' hat er sicherlich auch (oder allein) Herders ebenso betitelte Für- und Gegenschrift gekannt, bei der diese Vermerke stimmen. In ihr konnte er auch den talmudischen Engel mit dem feurigen Schwerte finden, den er, wie wir oben gesehen haben, zu einem Würgengel gemacht hat. Des weitem zitiert er Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier von J. K. A. Musäus, Winterthur 1786.

des Unheils, das die Außerdienststellung des Todes für die Welt bedeutet hat, das 'gräßlicher war als der Tod selbst'; aber auch als Poltermann, den fußfälligen Bitten des Jüterboger Magistrats nachgebend, den Tod entläßt, wird es nicht besser. Nach der erzwungenen langen Muße tobt sich der Tod aus, indem er eine 'Metzelei unter den lebendigen Geschöpfen' beginnt, 'für die die Sprache keine Worte und der Pinsel keine Farben hat', und schließlich läßt er 'die schrecklichste aller Pesten' los; 'mit gebrochenen Augen und Schaum vor dem Rachen stürzt sie lechzend daher', und drei Jahre (von 1348 bis 1350) dauert ihre Wut, bis endlich Gott Frieden gebietet.

Der Tod, der auf Rache an dem Schmiede sinnt, sich aber selber nicht an ihn getraut, bittet Beelzebub, und der verspricht ihm, Poltermann zu holen. Er gerät aber, als er durch das Schlüsselloch fährt, in den Kohlsack, den die Gehilfen daran halten, und nun ergeht es ihm, mutatis mutandis, wie einst seinen Boten: vier Wochen muß er auf einer Anhöhe liegen, bis den Sack Regen und Sonne mürbe gefressen und die Mäuse zernagt haben; dann entrinnt er in die Hölle, nimmt Cremor tartari ein und legt sich zu Bette.

Wieder wird der Schmied von Lebensüberdruß gepackt, und diesmal verschenkt er all sein Hab und Gut, legt seinen Sonntagsstaat an, steckt die Flasche ein und wandert dem Himmel zu. Als er an das Tor pocht, guckt das Männchen in dem blauen Röckchen heraus, und das ist der heilige Petrus; der aber heißt ihn seiner Wege zu gehen, weil er bei seinen Wünschen das Beste, die Seligkeit, vergessen hat. Poltermann denkt: 'Hier ist nichts zu machen, du mußt weitergehen' und nimmt den Weg zur Hölle; dort aber schlagen sie ihm vor lauter Angst das Tor vor der Nase zu, und anstatt des abhanden gekommenen Riegels muß die besonders große Nase eines Teufels herhalten. Solchermaßen hier und dort abgelehnt, nimmt der Schmied seinen Aufenthalt in der Mitte; er schlägt eine Bretterbude auf und eröffnet darin einen Schnapsschank, und der Handel geht gut: wer in den Himmel will, trinkt dort erst ein Schnäpschen, und die Höllenbrände holen sich vorher noch einen Haarbeutel.

Hier sitzt er wieder hundert Jahre, dann hat er auch dieses Leben satt, und so betet er zu Gott, er möge ihn ins Himmelreich nehmen. Gott ist ihm gnädig: eines Abends kommt Petrus in seinem himmelblauen Röckchen und richtet ihm aus, er solle auf die Erde zurückgehen und nach Thüringen zum Kiffhäuser wandern; dort werde er aufgenommen werden. Kaiser Friedrich sei nicht tot, sondern habe sich mit seiner Hofstatt in den Berg gebannt, und dort solle auch er harren und hausen, bis die Raben und die Dohlen nicht mehr um den Berg flattern. Er solle dem Kaiser die Pferde beschlagen, und wenn alles erfüllt sei, werde er mit dem Kaiser und den andern im Himmelssaale aufgenommen werden.

Peter folgt den Worten Petri, der Berg tut sich vor ihm auf, der Kaiser freut sich über das Wiedersehen; sofort fragt er ihn, ob die Raben noch immer um den Berg flattern, und auf die bejahende Antwort hin seufzt er. Der Berg schließt sich wieder, und seither ist Peter Poltermann von niemand mehr gesehen worden, als von den Schatzgräbern, die in Ludloffs erstem Märchen aufgetreten sind.

*

Die Leser werden zu unserer Versicherung lächeln, daß wir uns bei dieser Nacherzählung der strengsten uns noch ratsam erscheinenden Kürze befleißigt haben; es ist aber doch so. Gestrichen haben wir alles, was mit den zwei Hunden zusammenhängt, von denen Raps II. Poltermann im Kiffhäuser begrüßt, die zwei Episoden mit dem Leinweber haben wir nicht erwähnt, beiseite gelassen haben wir auch, wie Peter eine Dame rettet, indem er den mit ihrem Wagen durchgegangenen Pferden in die Zügel fällt, und wie er dann auf der Wanderschaft nach Gelnhausen ihren Gatten als Vizdum in dem Städtchen trifft, wo er seine Braut gewinnt, ja wir haben sogar nachzuerzählen verzichtet, wie er diese samt elf Leidensgefährtingen aus der Gefangenschaft der Räuber befreit, wir haben sein

Erlebnis mit einer neuen Frau Potiphar übergangen usw. usw., und zwei wichtige Dinge haben wir uns noch aufgespart; dafür sind wir freilich gelgentlich ausführlicher geworden, als es unser eigentlicher Zweck erfordert hätte, sei es um eines Brauches willen, sei es, um etliche Ausdrücke, die die Wörterbücher nicht oder nicht in dieser Bedeutung verzeichnen, festzuhalten, manchmal auch wegen der Sonderlichkeit dieser oder jener Wendung. Von all dem ist bei Bechstein, der mit Ludloffs Arbeit geschaltet hat, als wäre sie seine eigene gewesen, keine Spur zu finden, obwohl er andererseits hier und dort mehr weiß, als er in ihr gefunden hat.

Vor Ludloff hat es wohl nur eine Darstellung dieses Märleintyps gegeben, die den Schmied nach Jüterbog versetzte, und die hat schon 1731 in Joh. Christ. Trömers 'Parentation uff ehne Pauker-Mohr, keahl von Deutsch Françoß, Constantinopel, Kedruck bey die tode Mufti', S. 5—12 gestanden¹). Diese scheint Ludloff gekannt zu haben; jedenfalls konnte er dort für den zweiten, kürzern Teil eines Märchens — der erste ist wohl seine Erfindung — den Kohlensack finden, worein der Teufel kriecht, samt der sich daraus ergebenden furchtbaren Hämmerung, ebenso die Abrede, die der Tod mit dem Teufel trifft, und den Obstbaum, der den, der auf ihn gestiegen ist, festhält, und in dem heiligen Manne des Deutsch Françoß erkennen wir unschwer Ludloffs Männchen mit dem himmelfarbenen Röckchen. Keine Anzeichen sprechen hingegen für die Annahme, daß er auch die Bearbeitung des Stoffes in Joh. Falks 'Grotesken' von 1806 gekannt hätte, und ganz sicher ist ihm die vielleicht erste deutsche Behandlung dieser Motivgruppe, die sich bei Andreas Strobl 'Noch ein Körbel voll Oster-Ayr. Das ist: Ovi paschalis Der Anderte Theil' (Salzburg 1698) S. 4—10 unter dem Titel 'Oster-Märl' findet, unbekannt geblieben. Hingegen mag ihn die 'Sittlich und Seelen nützlich Reiß nach Bethlehem' von Attanasy von Dilling (Sulzbach 1700), aus der den entsprechenden Osterchwank Christ. Aug. Vulpius in seinen 'Curiositäten', III, 5 (1814), 422—425 abgedruckt hat²), durch die Mahnung, die dort St. Peter an den Wünschenden richtet: 'Sei aufs wenigst auf die letzt gescheider, wünsche dir das ewige Leben und Reich der Himmeln' angeregt haben, seinem St. Peter oder Männlein im blauen Röckchen den Rat in den Mund zu legen: 'Vergiß das Beste nicht!'

Diese Ermahnung oder Erinnerung findet sich vor Ludloff in keiner der mir bekannten Versionen dieses Märleins; wohl aber gehört sie einer Sagengruppe an, deren älteste Vertreterin in den Volkssagen, nacherzählt von Otmar (= J. C. C. Nachtigal), 1800, steht, und zwar in der Abteilung 'Volkssagen in der goldenen Aue', S. 147—150: Die Wunderblume: Hier wird

¹) Wieder abgedruckt ist sie in den oft aufgelegten Aventures von Deutsch Françoß; eine Inhaltangabe findet sich in dem dritten (Anmerkungs-) Bande der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (1822) S. 145, (1856) S. 139 und bei Bolte-Polívka 2, 173.

²) Nach Vulpius bei Reinh. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder, herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt (1894) S. 59 und Bolte-Polívka 2, 171.

einem Hirten, der dank einer von ihm ahnungslos gepflückten Blume in einem Gewölbe eine Menge glänzender Steine gefunden hat und davon so viele einsteckt, wie seine Taschen fassen, von einer dumpfen Stimme zugerufen: 'Vergiß das Beste nicht!' Es ist aber schon zu spät: schon ist er draußen, die Tür schlägt hinter ihm zu, und das Beste, die Wunderblume, die mehr wert gewesen wäre als die ganze Rotenburg, ist weg. Als er dann seiner Braut die Steine in den Schoß wirft, sind es lauter Goldstücke. Nach Otmar, den sie auch als Quelle nennen, erzählen die Brüder Grimm in den Deutschen Sagen, S. 381, Nr. 303, vor ihnen aber schon Joh. Gust. Büsching, Volks-Sagen, Märchen und Legenden (1812) S. 325f., Nr. 69, 3, und diese Fassung, die nur ein Abdruck ist, scheint Ludloff vor sich gehabt zu haben; während er nämlich die Brüder Grimm ebensowenig wie ihre Sammlungen erwähnt, zollt er dem 'berühmten Schriftsteller' Büsching durch den Mund des das erste Märchen erzählenden Pfarrers hohes Lob, läßt diesen zwei Stellen aus Büschings Vorwort wiedergeben und zieht aus einer von ihnen eine Nutzenanwendung für den Kiffhäuser¹⁾.

Jacob Grimm hat über diese Form der Sage — später ist mit dem Besten, das nicht vergessen werden soll, hin und wieder die Hüterin der Schätze gemeint —, zu der in seiner und seines Bruders Sagen außer der Nr. 314 auch noch die Nr. 9 zu vergleichen ist, die die Schlüsselblume durch die Springwurzeln ersetzt, in der Deutschen Mythologie gehandelt (4. Aufl. 2, 811—813, 3, 288f.); Nachweise über ihr späteres Vorkommen dürften sich an dieser Stelle erübrigen.

Auch mit dem Wunsche des Schmieds, der Schnaps in seinem Boucillonchen möge nie alle werden, hat Ludloff in diese Märleingruppe einen neuen Zug eingeführt, zu dem sich als leicht begreifliche Auswirkung die Art gesellt, wie die zwölf Teufel abgefertigt werden. Er mag sich an St. Othmars Lägell erinnern haben, von der schon Walafrid Strabo erzählt, die aber richtig volkstümlich wohl erst durch Bebel's Fazette von dem Bauern Held geworden ist, volkstümlicher jedenfalls als das dort als ein 'frequens proverbium apud nostros angeführte vasculum vel laguncula Gigantis oder Des Helden Lägell'²⁾. Immerhin kommt auch, abgesehen von den vielen Abwandlungen des Motivs von dem unerschöpflichen Gefäße — am häufigsten ist dieses ein Becher oder ein Faß —, auf die hier nicht eingegangen werden kann, die Flasche mit dem nie versiegenden Wein in Betracht, die der hl. Remigius, nach seinem Biographen Hinkmar, dem Frankenkönige Chlodwig geschenkt hätte; J. K. Musäus hat diese 'berühmte Wunderflasche des heiligen Remigius' in den 'Volksmärchen der Deutschen' 1 (1782), 199 (in Rolands Knappen) erwähnt, und so hatte Wieland einen zwei Jahre vorher geschriebenen Aufsatz betitelt, der aber erst in der von ihm so genannten Ausgabe 'von der letzten Hand' veröffentlicht worden ist. Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß Ludloff

¹⁾ In einer Fußnote heißt es weiter: 'Die Anachronismen wird der Leser [von Büschings Buch] zugute halten, denn diese Märchen kamen fast 100 Jahre später (1812 in 8) heraus.'

²⁾ Siehe meine Ausgabe von Heinr. Bebel's Schwänken (1907) 1, 103 und 224.

eine andere Quelle vorgelegen hat, die schließlich auch die Verwendung der Flasche bei der Wehrlosmachung enthalten haben könnte; die Art der Exekution der zwölf Teufel jedoch darf sicherlich als Ludloffs Eigentum betrachtet werden, obwohl sie sich als eine Doublette zu der allgemein bekannten und auch von ihm übernommenen Behandlung des einzeln erscheinenden Teufels darstellt (was übrigens der Grund sein mag, daß Bechstein sie nicht übernommen hat).

Daß sich der Tod auf dem Birnbaum selbst aufzehrt, ist zwar auch neu, aber doch nur als eine Steigerung und Übertreibung der schrecklichen Tatsachen aufzufassen, die sich bei einem erzwungenen Hungertode von Menschen und Tieren einstellen¹⁾; daß ansonsten auch der Tod, und zwar schon durch den Verlust seiner Bewegungsfreiheit, herunterkommen kann, hat schon Hans Sachs gewußt, der in seinem Meistergesange 'Der Dot auf dem Stüllein' vom 27. April 1551 (Goetze-Drescher, Sämtliche Fabeln und Schwänke 5, 1904, 196) ausführt, wie der Tod rauh, dürr und schwarz geworden ist, wozu denn auch er, ohne allerdings dabei so weit zu gehen, wie nach zweihundertsiebzig Jahren Ludloff, eine aitiologische Verwertung findet: 'Seither sieht er so greulich aus.' Die Folgen, die sich aus des Todes Kaltstellung ergeben müssen, tut der Nürnberger mit einer Zeile ab: 'Kein Mensch starb, noch gen Himmel fuhr'; wenn jedoch Ludloff zu seiner überlangen Schilderung eine Ermunterung brauchte, so konnte er sie, da der Meistergesang damals noch nicht gedruckt war, in Domenico Batacchis Versnovelle 'La vita e la morte di Prete Ulivo' finden, deren Satz 'La morte è morta' bei ihm der folgende entspricht: 'Der Tod war für die Welt — tot', oder in Langbeins Gedicht 'Der Gastfreund' (1811), wo der Teufel, bestürzt, daß niemand mehr zur Hölle fährt, ausruft: 'Ist der Tod denn gestorben?' Im übrigen ist Ludloffs realistische und bis in die letzte Einzelheit durchgedachte Schilderung der Folgen, die eine zeitweilige Ausschaltung des Todes haben müßte, bis heute unerreicht geblieben, was allerdings kein Unglück bedeutet²⁾.

Der Zug, daß der Schmied, weil der Teufel vor ihm Angst hat, nicht in die Hölle gelassen wird, begegnet schon in der erwähnten Predigt Attanasys von Dilling; daß aber als Türverschluß die besonders große Nase eines Teufels benützt wird, könnte Ludloff einem Aufsätze von Vulpius, Mancherlei Kirchen-Feierlichkeiten, in dem 5. Stücke des 2. Bandes der

¹⁾ Beispielsweise sei eine von Philipp Melanthon mehrmals erzählte Geschichte erwähnt, in der ein beleidigter Ehemann den Buhlen seiner Frau dem Hungertode preisgibt, nicht ohne diese Strafe durch den Geruch und den Anblick leckerer Gerichte zu verschärfen, die er dem Gefesselten vorsetzen läßt, ohne daß dieser sie erreichen könnte, so daß er sich die Schultern mit den Zähnen zerfleischt, bis er am elften Tage verendet; s. Ph. Melanthonis Opera im Corpus Reformatorum 20, 542, Nr. 91, 24, 616f., weiter Joh. Manlius, Locorum communium collectanea (1565), S. 325; Mart. Luthers Tischreden, Weimarer Ausgabe 5, 549, Nr. 6224; Andr. Hondorff, Promptuarium exemplorum (1592), S. 258b; Joh. Weyer, De Lamiis (1586), 85; Andr. Hoppenrod, Wider den Huren Teuffel im Theatrum Diabolorum (1587), 1, 256a.

²⁾ Siehe meine Abhandlung 'Der Gott außer Funktion' im Archiv orientální 1 (1929), 300f.

‘Curiositäten’ (1812) entnommen haben; dort heißt es bei der Besprechung des *Risus paschalis* (S. 480): ‘Da erzählte der eine [Prediger], wie Petrus die Gastwirte, die ihn überteuert hatten, zu bezahlen gewußt hat, ein anderer, wie Christus bei seiner Fahrt zur Hölle dort einem Teufel die Nase abgebrochen, welche dieser als Türriegel vorgeschoben hat . . .’ Das Motiv findet sich, abgesehen von seiner Abwandlung im *Blason populaire*, auch in der aus Tachau im Böhmerwalde stammenden Parallele zu dem Schmiede-Märlein, die Wilhelm Grimm im Anmerkungsbande veröffentlicht hat¹⁾.

Für die Errichtung einer Schnapsschenke zwischen Himmel und Hölle scheint ein deutsches Vorbild zu fehlen, und ebenso ist, mir wenigstens, keine deutsche Nachahmung bekannt. Wohl aber findet sich dieses Motiv in Charles de Costers ‘*Smetse Smee*’ (*Légendes flamandes*, 1858. S. 245, in meiner Übertragung, 1916, S. 214f.): gerade so, wie sein Jüterboger Handwerksgenosse, bringt der Genter Schmied den Stoff, den er ausschenken will, bei ihm ist es Bruinbier, von der Erde mit, aber zum Unterschiede vom Poltermann muß sich Smetse, dessen Kundschaft übrigens nur Himmelsanwärter sind, bitterlich stäupen lassen und seinen Betrieb einstellen, weil einige Selige einen Rausch in den Himmel mitgebracht haben. Auch Alfons de Cock kennt (*Der Urquell* 2, 1898, 260) eine solche flämische Überlieferung: Ein armer Kerl, der sich, um seine Trinkschulden bezahlen zu können, dem Teufel verkauft hat, wird, weil er ihn statt mit der Seele mit Stockschlägen bezahlt hat, nicht in die Hölle gelassen, und im Himmel hat er *visage de bois* gefunden; da errichtet er mitten zwischen Himmel und Hölle ein Wirtshaus, und auf das Schild schreibt er ‘In Halfweg woont Nobus’ (so heißt er nämlich). Damit sind wir bei dem deutschen Nobiskrug angelangt, aber eine Parallele zu diesem Schwank bietet das bisher über ihn Beigebrachte nicht. Ludloff dürfte unmittelbar oder mittelbar eine niederländische Darstellung benutzt haben, dieselbe vielleicht, auf die die wahrscheinliche Grundlage von de Costers *Smetse Smee*, nämlich das Märlein ‘*Smeken-smee*’ in den ‘*Nieuwe Kinderdichtjes*’ von Prudens van Duyse (1849), zurückgeht; ob diese das von einem italienischen Schmied handelnde Gedicht des Malers Adriaan van de Venne von 1634 ist, das bei Bolte-Polívka 2, 179 angeführt wird, steht dahin, aber die Wahrscheinlichkeit, daß das erste Jenseitswirtshaus von einem Niederländer errichtet worden ist, kann ebensowenig geleugnet werden wie die, daß Grund und Boden dazu das deutsche Landsknechtsdorf Beiteinweil hergegeben hat²⁾.

*

¹⁾ 1822, S. 141; 1856, S. 136; Bolte-Polívka 2, 168.

²⁾ Über Beiteinweil vgl. Joh. Boltes Noten zu dem 44. Stück von Jakob Freys Gartengesellschaft (S. 231), wo man auch eine um drei Jahre ältere Fassung des flämischen Schwanks finden wird, weiter Bolte-Polívka 2, 189; über den Nobiskrug s. DM⁴ 2, 837, 3, 296; D. Wb. 7, 862—866, Boltes Angaben in dem Index seiner Ausgabe von Val. Schumanns *Nachbüchlein*, S. 430, Ad. Kuhn, *Märkische Sagen* (1843) S. XII, 21, 61, 113; Ad. Kuhn und W. Schwartz, *Norddeutsche Sagen* (1848) S. 131f., 484—486; H. Pröhle, *Deutsche Sagen* (1879) S. 7, 77, 293 usw. usw.

Es ist nicht gerade leicht, die zeitlichen Daten, die Ludloff in der Biographie seines Helden anführt, in einen Einklang zu bringen, aber versuchen müssen wir es. Vor dem Besuche, den ihm das Männchen mit dem blauen Röcklein macht, um ihm die drei Wünsche freizustellen, hat Peter Poltermann spintisiert, daß er die Natur nunmehr schon 150 mal hat sterben sehen, und als der kleine Weißkopf stirbt, ist er mehr als 150 Jahre alt. Hierauf folgt die Affäre mit den zwölf Teufeln, sodann, allerdings nicht unmittelbar, die mit dem Tode; wie lange dieser auf dem Birnbaum gesessen hat, wird uns nicht gesagt, wohl aber erfahren wir, daß die Pest, die er schließlich in seiner Wut auf die Welt losgelassen hat, dieselbe ist, mit deren Schilderung das Dekameron beginnt. Nehmen wir dieses Intervall zwischen der Gewährung der Wünsche und den Nutzenwendungen, die der Schmied aus zwei Bewilligungen zieht, mit zehn Jahren an, so kommen wir auf das Jahr 1190 als sein Geburtsjahr: solchermaßen war er bei der Schlacht von Cortenuova 47, bei der Belagerung von Parma 58 und, als er sein Weib heimführte, 60 Jahre alt, was allerdings für einen Freier, auch wenn er die Braut anstatt 18 Monaten mehr als ein Dutzend Jahre hat warten lassen, keine allzu große Jugendlichkeit bedeutet. Die Abfertigung des Oberteufels dürfen wir frühestens in das Jahr verlegen, wo die Pest ihr Ende genommen hat; weil aber dann der Schmied noch 30 Jahre gelebt hat, bevor er seine Jenseitswanderung antrat, erhalten wir für diese als Datum das Jahr 1380, für sein Eintreffen im Kiffhäuser jedoch, da er sein Wirtshaus zwischen Himmel und Hölle ein Jahrhundert lang hat betreiben dürfen, frühestens das Jahr 1480. Dabei sind natürlich weder die Schwierigkeiten der Reisen hin und her, noch irgendwelche Zwischenfälle berücksichtigt, und so können wir ruhig noch zehn Jahre zuschlagen, so daß wir etwa auf das Jahr 1490 kommen, und da war der Schmied richtige dreihundert Jahre alt.

Daß die drei Wünsche eine ausgiebige Lebensverlängerung ermöglichen, ist durch die Überlieferung von den Schmieden, ob sie nun in Jüterbog oder in andern Städtlein oder Dörfchen hausen, bekräftigt; daß aber Poltermann schon zu der Zeit, wo er in die Lage kommt, die drei Wünsche zu tun, die ihn befähigen sollen, sich vor Tod und Teufel zu schützen, ein Alter von anderthalb Jahrhunderten erreicht hat, das ist durch keine Schmiedeüberlieferung gedeckt, und so ergibt sich die Frage, was Ludloff veranlaßt haben kann, seinen Helden mit einem Greisenthum auszustatten, das den Wunsch nach dem Besten, nach der ewigen Seligkeit, mit dem freilich die Geschichte sofort ihren Schluß fände, als das einzige begreifliche Verlangen erscheinen läßt. Warum hat also Ludloff für seinen Schmied, der nach der Heimkehr nichts Besonderes mehr zu verrichten hat, diese drei Wünsche nicht schon früher angesetzt? oder: warum hat er Peter Poltermann von Haus aus mit einem gar so langen Leben begabt?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns ein wenig in dem umsehen, was man gemeiniglich Geschichte nennt.

Der in dem Jahre 1279 verstorbene Martin von Troppau, der, als der polnischen Dominikanerprovinz zugehörig, auch Martinus Polonus

genannt wird, berichtet in seinem 'Chronicon pontificum et imperatorum' in dem den Kaisern gewidmeten Teile, und zwar zu Konrad II.: Huius tempore anno Domini 1039. Iohannes de Temporibus, qui annis 361 vixerat a tempore Karoli Magni, cuius armiger fuerat, est defunctus¹⁾. Etwa drei Jahrzehnte vorher hatte diesen Todesfall auch Vincentius von Beauvais in seinem 'Speculum historiale' gemeldet, aber nicht diesem riesigen Werke, das bei Beibehaltung des Sterbedatums die Lebensjahre mit 341 angab²⁾, sondern dem anspruchslosen Buche Martins, das im ganzen Mittelalter mit Vorliebe benutzt wurde, verdankt Karls des Großen Leibknappe sein literarisches Weiterleben, das viel länger dauern sollte als sein angeblich so lang ausgedehntes Dasein auf Erden, das fortan stets mit 361 Jahren angegeben wird³⁾. Natürlich fällt es uns nicht ein, nunmehr einen nach dem anderen, etwa bis Vaernewyck, in dessen Historie van Belgis (1574) er Jan van den Tijden heißt⁴⁾, oder gar bis Calderon, der ihn Juan de los Tiempos nennt⁵⁾, all die Autoren auszuheben und aufmarschieren zu lassen, die sein Absterben samt der nur einen Satz umfassenden Vorgeschichte zur Kenntnis genommen haben; festgestellt muß aber werden, daß, wohl durch eine Fehlesung, hier und dort aus dem de Temporibus ein a Stampis geworden ist, so z. B. bei Paolo Emili oder Aemilius Paulus († 1529), dem übrigens, wie es scheint, einzigen Nachfahren Martins, der einen Zweifel an der Richtigkeit des von diesem Überlieferten geäußert hat: in dem fünften Buche seines Geschichtswerkes 'De rebus gestis Francorum' meint er⁶⁾, es sei doch sonderbar, daß in den ganzen 360 Jahren, wo es so viel Kriegshändel gegeben habe, dieses Ioannes a Stampis nie Erwähnung getan und von ihm keine Taten berichtet worden seien, wie sie von einem Manne, der seine Tüchtigkeit schon unter dem berühmten Kaiser dargetan hätte, zu erwarten gewesen wären; eher sei darum glaublich, daß dieser Ioannes unter Karls des Einfältigen Enkel gekämpft habe, der von Capet gefangen und jeder Hoffnung auf das Reich beraubt worden ist, so daß er anstatt der 360 Jahre etwa 160 gelebt hätte, was immerhin bemerkenswert gewesen wäre⁷⁾; keinen Zweifel aber äußert um dieselbe Zeit Michele

¹⁾ Monum. Germ. hist., Script. 22, 469.

²⁾ Lib. 27, c. 16; Speculum mundi, 4 (Duaci 1624), 1102. Diese Zahl, nach der der Knappe bei dem Tode seines Herrn erst 16 Jahre alt gewesen wäre, hat schon Felix Liebrecht (Jahrbuch für romanische und englische Literatur 4, 238 = Zur Volkskunde 1879, S. 108) nach der Chronik des Benediktiners Wilhelm von Nangis (s. Recueil des histoires des Gaules et de la France 20, 1840, 750), die aber um etwa ein Vierteljahrhundert jünger ist als die des Troppauers, in 361 korrigiert, und ihm ist dann Gaston Paris gefolgt (Légendes du moyen âge² [1904] S. 200f.).

³⁾ Die Zahl 341 hat von allen mir bekannt gewordenen Büchern nur die Chronik von Ioannes Nauclerus oder Vergenhanns (Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii, Tubingae 1516, S. 583 b), wo auch angegeben ist, daß der armiger in Gallien gestorben sei.

⁴⁾ J. W. Wolf, Niederländische Sagen (1843), S. 168.

⁵⁾ Liebrecht, a. a. O.

⁶⁾ Basileae (1601), S. 157a.

⁷⁾ Dieser Enkel Karls des Einfältigen, nämlich Karl von Lothringen, ist am 2. April 991 gefangenengenommen worden und ein paar Monate darauf gestorben.

Ricci¹⁾, und Battista Fregoso bemüht sich sogar, an diesem Exempel zu erhärten, daß nichts den Tod sicherer herbeiführe als das Greisenalter²⁾. Emilius Text hat dann 1556 Ludovico Domenichi für seine Sammlung derartiger Geschichten, die noch viermal aufgelegt werden sollte, ins Italienische übersetzt³⁾; überdies ist er in dem lateinischen Wortlaut von Theodor Zwinger für das 'Theatrum humanae vitae'⁴⁾ und, nach diesem, von Laurentius Beyerlinck für das 'Magnum theatrum vitae humanae'⁵⁾ übernommen worden, so daß für die Verbreitung trefflich gesorgt war.

Von größerem Werte aber in dieser Hinsicht war die Bestätigung des Histröchens durch Baptista Mantuanus (Spagnoli), der in dem 39. Kapitel des 2. Buches 'De patientia' sagte: Ioannes quidam, Caroli Magni Romanorum Imperatoris armiger, vitae longitudine par Nestori, trecentum annis vixisse perhibetur⁶⁾; denn diese vorsichtige Erwähnung durch einen Dichter, der von Erasmus mit Virgil verglichen worden ist, hat zusammen mit der Tatsache, daß jenen 'armigerum . . . meminerunt et multi annalium scriptores' Philipp Melanthon veranlaßt, in seinem zuerst 1554 erschienenen Kommentar zu Ovids Metamorphosen eben diesen Ioannes de temporibus neben den hominem temperantem, qualis fuit Nestor, zu stellen⁷⁾ und dieses Schulbuch ist nicht weniger als 16 mal gedruckt worden, zum letzten Male noch 1718, so daß die Zahl der Jünglinge, die von diesem Leibknappen Karls des Großen erfahren haben, nicht gerade gering gewesen sein mag⁸⁾.

Diese Feststellung erschien notwendig, weil J. G. Th. Graeße (Der Tannhäuser und Ewige Jude 1861, S. 117) die Stelle mißverstanden hat — er hat den Enkel mit dem Großvater verwechselt — und ihm hierin G. Paris gefolgt ist (a. a. O. S. 201, n. 2).

¹⁾ Michael Ritius, De regibus Francorum libri III (Basileae 1505), S. 12b.

²⁾ Bapt. Fulgosus, Factorum dictorumque memorabilium libri IX, lib. 8, c. 14 (Parisii 1580), 298b; übrigens verlegt Fregoso den Tod des 361 jährigen, den er als Ioannes Eques Tampes loco Gallico ortus kennt, qui et ipse cum Karolo magno militavit, in das Jahr 1146, also in dasselbe Jahr wie Harcourt de Longeville in seiner Histoire des personnes qui ont vécu plusieurs siècles, 1715, 98 (zitiert bei Liebrecht).

³⁾ Historia (Vinegia 1557), S. 519; Historia varia (ebendort 1564), S. 566 usw.

⁴⁾ 1. Ausgabe 1565 (Basileae 1586—1587), S. 309.

⁵⁾ 1. Ausgabe 1631 (Lugduni 1678), 7, 922f.

⁶⁾ Argentorati 1510, S. 64a.

⁷⁾ Fabularum Ovidii interpretatio, zu Met. XII, 187, 188 im Corp. Ref. 19, 618; über die Autorschaft Melanthons an diesem Buche, auf dessen Titelblatt sein Schwiegersohn Georgius Sabinus als Verfasser genannt ist, s. ebendort S. 497f.

⁸⁾ Nicht unterlassen dürfen wir, auch jenen Ricardus zu erwähnen, von dem Guido Bonatti, der berühmte Astrolog, in der 141. Consideratio des 5. Tractatus 'De Astronomia' (Basileae 1550, S. 209) erzählt, er habe ihn 1223 in Ravenna gesehen, und Ricardus habe gesagt, 'se fuisse in curia Caroli magni regis Francie et vixisse quadringentis annis'. Diesen Hofmann Kaiser Karls hat dann Al. d'Ancona mit einem Ricardus identifiziert, den ein Chronist dieser Zeit, Tommaso Tusco mit Namen, acht Jahre später gesehen haben will; nach Tommaso hätte sich dieser Ricardus für den Schildknappen von Rolands Gesellen Olivier ausgegeben und diese Rolle, sonderlich an dem Hofe Friedrichs II., bis zu seinem 1234 erfolgten Tode mit vielem Glücke gespielt (G. Paris, S. 202). Über andere Betrüger dieser Gattung zu derselben Zeit s. Liebrecht, S. 108. — Da Bonatti seinen Ricardus in Einem Atem mit jenem Buttadeus nennt, in dem der Ewige Jude steckt (s. L. Neubaur,

Woher nun Ludloff seine Kenntnis von Kaiser Karls Leibknappen bezogen hat, muß dahingestellt bleiben; daß es aber die Geschichte von dessen langem Leben gewesen ist, die ihn bewogen hat, seinen Schmied, den er von Kaiser Friedrich II. nicht nur zum Oberrüstmeister und Leibwappner, sondern auch zum ersten Leibknappen ernannt werden läßt, mit den dreihundert sozusagen vorläufigen Lebensjahren auszustatten, kann kaum bezweifelt werden. Wenn Kaiser Karl, der ja, gerade so wie Kaiser Friedrich, unterirdisch weiterlebt, in seinem irdischen Leben von seinem Knappen so lange überlebt worden ist, warum sollte er Ähnliches nicht auch dem Kaiser Friedrich gewähren? Und wenn es schon die Sage versäumt hatte, diesen Leibknappen zu seinem Herrn in den Odenberg oder den Donnersberg oder den Untersberg usw. zu schicken, warum sollte er bei Friedrichs Leibknappen, obwohl er ihn nach dem Vorbilde von Karls Leibknappen geschaffen hatte, das Entsprechende unterlassen? Auf diese Weise ist erklärt, warum Peter Poltermann, bevor er in den Kiffhäuser gelangt, drei Jahrhunderte lang gelebt haben muß, auf diese Weise sind die Waffentaten erklärt, die er in Italien zu verrichten hat, oder — es ist weder das eine noch das andere zu erklären, nicht einmal durch die Annahme, Ludloff hätte einer mutwilligen Laune Folge gegeben; auch diese Laune hätte ja — wir werden ein Beispiel dafür noch kennen lernen — durch irgendetwas erregt worden sein müssen. Es ist ja nicht besonders hübsch, daß Kaiser Friedrichs Leibknappe, nachdem er weit über die Höchstzahl der dem Menschen zugebilligten Jahre hinaus gelebt hat, erst noch mit den Mitteln der sonstigen Jüterboger Schmiede dieses sein Leben zu verlängern beginnt; vielleicht aber ist just diese Auffassung, die wohl keinen Widerspruch zu gewärtigen hat, am besten geeignet, die Berechtigung unserer Erklärung darzutun.

*

Mit dieser Auseinandersetzung wären wir, da wir es nach dem Gesagten ablehnen müssen, auch noch für den von St. Petrus dem guten Peter Poltermann verkündeten göttlichen Ratschluß, er solle zu seinem alten Herrn gehen, der sich selber in den Kiffhäuser gebannt habe, nach einer Vorlage oder Quelle zu suchen, an dem Ende dieses Abschnittes angelangt, hätten wir uns nicht zwei Dinge in Ludloffs Erzählung zu besonderer Erwähnung aufgespart:

Erstens: Ein einziges Mal in dem ganzen Märchen von dem Jüterbögschen Schmied wird dessen Erzähler, der Oberförster, unterbrochen, und das geschieht bei der dritten und letzten Schilderung von Peter Poltermanns weltenschmerzlicher Stimmung, die der Mitteilung von seinem Ent-

Die Sage vom Ewigen Juden², 1893, S. 11), sei hier auf die anscheinend bisher noch nicht beachtete Tatsache hingewiesen, daß über diesen oder, besser, über die Schwindler, die sich für ihn ausgaben, San Bernardino in Padua gepredigt hat, nicht ohne dabei zu erzählen, wie er in Genua zu der Zeit des Konstanzer Konzils nahe daran war, einen solchen Vodadeo oder Butadeo verbrennen zu lassen (S. B. Opera omnia, Lugduni 1650, 2, 173).

schlusse, im Himmel um Aufnahme anzuklopfen, vorausgeht; hier (S. 227) lautet Ludloffs Darstellung:

Peter war nun seines Lebens endlich doch eben so müde, satt und überdrüssig wie der Bärenführer von Heldrungen, im Sprichwort-Mährchen, der sich aus Verdruß und Traurigkeit das Leben nehmen wollte; und den ein alter, rauher —

‘Wer war denn dieser Bärenführer?’ fiel schnell die Gräfin ein; ‘ein Sprichwort-Mährchen?? — das müssen Sie mir auch erzählen, — ich werde Sie daran erinnern; nun fahren Sie fort, Herr Oberförster!’

Auftragsgemäß fährt der Oberförster leider in dem Heil. Gebote-Mährchen fort, und so erfahren wir, da der Gegenstand nicht mehr berührt wird — Ludloff ist schon 1823, ein Jahr nach dem Erscheinen seines Buches, gestorben —, nicht einmal in der Form der kurzen Erwähnung den Rest jenes Sprichwort-Mährchens; das bedauern wir aufrichtig, zumal da auch für Bechstein das Gesagte nicht hingereicht zu haben scheint, um das ungesagt Gebliebene in einer seiner Chroniken oder auf einer jener Wanderungen, denen die mündlichen Überlieferungen verdankt wurden, aufzustöbern, so daß der Schmied, der treulich Gottes Gebote hielt, ohne das Gegenstück des Bärenführers bleibt, der treulich nach des Volkes Sprichwörtern handelte.

Zweitens: Dort, wo wir in unserer Inhaltangabe kurz vermerkt haben, daß Frau Wecke gestorben ist, hat Ludloff eine ausführliche Schilderung dieses Absterbens; da heißt es (S. 204f.):

Peter war jetzt 100 Jahre und seine Mutter, Frau Rebecka, 140 Jahre alt; diese schien unsterblich zu sein: sie hatte die Gicht, das Fieber, und die Krämpfe plagten sie sehr, sie klagte immer über Frost, und lebte doch immer fort. Je älter sie wurde, je kleiner wurde sie auch, und schrumpfte endlich ganz zusammen, daß Peter sie, da sie 100 Jahre alt geworden war, in Schafwolle wickeln und in eine Wiege legen mußte. Im 140sten Jahre war sie noch kaum so groß als Peters Daumen, und Peter machte ihr nun ein Bettchen von Sperlingsfedern und legte sie — statt der Bettstelle — in einen seiner Schuhe; und da sie immer über Frost klagte, so setzte er den Schuh mit dem alten Weckchen auf einen Vorsprung in der Schmiede-Esse, der immer heiß von den Kohlen war, und pflegte ihrer, wie er nur konnte. Er schoß ihr mit dem Blasrohre Sperlinge, bratete diese in der Schmiede-Esse, und mit einem solchen Sperlingsbraten konnte er sie eine ganze Woche lang erhalten. Sie trank aus einem Fingerhute und aß aus einer Nußschale, sprach so dünne, zart und fein, als wenn ein Rotkehlchen zwisiliert, und betete und sang den ganzen Tag. Endlich starb Weckchen, und Peter legte sie, statt des Sarges, in ein Arzneischächtelchen, steckte dieses in seine Westentasche, ließ ihr eine Leichenpredigt halten und begrub sie unter Glockenklang und Trauer-Gesang einer christlichen Gemeinde auf dem Gottesacker zu Jüterbogk.

Für diese Geschichte findet sich in dem ganzen Mährchen, wie es Ludloff den Oberförster erzählen läßt, weder vor- noch nachher, irgendeine Rechtfertigung: sie fängt unvermittelt an, der Übergang zu dem Folgenden geht unvermittelt vor sich, und striche man sie, niemand würde sie vermissen. Dem Tode von Weckchens Gatten Ralph Poltermann wird ja einiger Raum gewidmet, aber das geschieht nur, um zu zeigen, wie aufopfernd Peter den von einem Schlagfluß einseitig Gelähmten trotz dessen Bosheiten pflegt, das Hinscheiden von Peters Frau wird mit einigen Zeilen abgetan, und daß dem Schmiede sämtliche Kinder bis auf einen

Sohn sterben, wird mit den knappsten Worten vermeldet; etwa dasselbe hätte man auch für die Mitteilung, daß auch Frau Wecke gestorben sei, erwarten dürfen, ja man hätte sich nicht gewundert, wenn ihr Tod summarisch mit den anderen Sterbefällen abgetan worden wäre, da sie nicht einmal in der Schilderung von Peters Kindheit eine nennenswerte Rolle gespielt hat. Und nun auf einmal diese lange Erzählung ihres Endes, getragen von einer so absonderlichen Vorstellung! Da gibt es wohl, wenn man nicht auf die Sage von der kumäischen Sibylle, wie sie von Petronius angeführt wird, oder auf spätere Märlein, die von winzigen Greisen oder Greisinnen erzählen¹⁾, die aber von Ludloffs Märchen beeinflusst sein können, verweisen will, nur die Annahme, daß Ludloff an dem ausgefallenen Motiv des Immer-mehr-und-mehr-Einschrumpfens oder des Immer-kleiner-und-kleiner-Werdens ein so großes Gefallen gefunden hat, daß er es schlechterdings nicht missen zu können glaubte und sich darum schließlich, bei der großen Schwierigkeit, es passend anzubringen, hat verleiten lassen, es an der nächstbesten Stelle unterzubringen, ohne Rücksicht, daß damit der Gang der Ereignisse unterbrochen wurde. Diese Annahme ist geeignet, das Interesse an dem Motiv zu steigern; leider ist sie nicht auch imstande, die Befriedigung dieses Interesses zu erleichtern. Indem wir trotzdem die wenigen uns bekannten Daten über das Vorkommen ähnlicher Dinge verzeichnen und zugleich eine Art Erklärungsversuch unternehmen, glauben wir keineswegs, etwas Abgeschlossenes oder gar Abschließendes bieten zu können.

Vorweg sei festgestellt: Mit der Macht des Teufels, die Gestalt, in der er den Menschen bei seinen Anschlägen erscheint, nach Belieben zu vergrößern oder zu verkleinern, die er auch in einigen Parallelen des Märleins von dem Spielhansel dartut, die er aber auch, was das Verkleinern und die Rückkehr in den frühern Zustand betrifft, Hexen und Hexenmeistern zu verleihen vermag, allerdings nicht ohne daß sich diese dabei zeitweilig in Tierchen verwandeln müßten, hat Ludloffs Darstellung ebensowenig zu schaffen wie mit der den Alpen oder Mahren sozusagen wesentlichen Fähigkeit, sich durch ein Loch in der Wand oder ein Schlüsselloch zu zwängen und gleich darauf wieder ihre ursprüngliche Gestalt anzunehmen.

Damit sind die volkstümlichen Verwendungen des Motivs erschöpft, und es bleiben nur noch die literarischen Vorkommen zu erörtern.

Vor allem denkt man hier selbstverständlich an die Neue Melusine, in der das Motiv in dreifacher Aufspaltung auftritt. Am wichtigsten scheint hier die Erzählung der der alten Melusine verglichenen Prinzessin, wonach über ihr Volk und besonders über ihre Familie das Los verhängt ist, immer kleiner und kleiner zu werden, und hier haben wir tatsächlich eine Parallele zu dem langsamen, aber stetigen Rückgang der Körpermaße, dem die Mutter des Jüterbogschen Schmieds unterworfen ist; daß aber Ludloff unmittelbar von diesem Zuge beeinflusst worden wäre, ist doch bei dem Mangel sonstiger Übereinstimmungen nicht recht glaublich. Die Form

¹⁾ Siehe die Ausführungen Elisabeth Hartmanns oben 7, 308.

weiter, in der Goethe das Motiv für seinen traurigen Helden verwendet, den er durch das Anstreifen eines Ringes zu einem Zwerglein werden läßt, das nicht viel größer ist als eine Ameise, kommt, da es sich um ein plötzliches Geschehen handelt, das späterhin ebenso schlagartig wieder aufgehoben wird, überhaupt nicht in Frage, und die dritte Abwandlung, daß das Abstreifen des Rings die als Menschenweib auftretende neue Melusine Zwergengestalt annehmen läßt, ist ebenso auszuschalten, weil es sich hier, genau so wie bei der umgekehrten Wirkung, die bei ihrem Gatten das Abstreifen des Ringes zur Folge hat, um eine Wiederherstellung des vorigen und damit des ursprünglichen Zustands handelt.

Abgesehen von dieser eine Veränderung aufhebenden Anwendung des Motivs, darf wohl zu der Verkleinerung der neuen Melusine eine Episode in den 'Aventures d'Abdalla fils d'Hanif' angezogen werden, die der Abbé Jean Paul Bignon unter dem Namen M. de Sandisson 1712 veröffentlicht hat: Nachdem Abdalla von außen beobachtet hat, was etliche Zauberinnen in einer durchscheinenden Kugel trieben, wird er Zeuge, wie einige Magier in einem Saale (außerhalb der Kugel) bei dem Klange eines unbekannten Instruments zu tanzen beginnen und dabei sichtbarlich immer kleiner und kleiner werden, bis sie sich endlich, zu Figürchen eingeschrumpft, auf dem Kamin ordnen¹⁾.

Zu erwähnen bleibt uns noch das vieraktige Märchendrama 'Mordi's Garten', mit dem 'Lina's Märchenbuch' von Albert Ludwig Grimm (1816) beginnt. Nach der in der Vorrede ausgesprochenen Meinung des Verfassers würde man in diesem Märchen 'leicht die Fabel des Singspieles Zemire und Azor erkennen'; das mag damals zugetroffen haben, aber heutzutage stellen sich ihm einige Schwierigkeiten entgegen. Für seine Oper *Zémire et Azor*, erstmalig aufgeführt in Fontainebleau am 9. November 1771, hat A. E. M. Grétry einen Text von Marmontel benützt²⁾, und dieser beruht auf dem zuerst 1757 gedruckten Märchen der Frau Leprince de Beaumont, *La Belle et la Bête*³⁾. Die Szene aber in A. L. Grimms Drama, die wir im Auge haben — es ist die erste des vierten Akts —, hat weder in diesem Märchen noch bei Marmontel eine Entsprechung, und so müssen wir auf sie einigermaßen eingehen.

Herr Mordi, das ist la Bête, hat der Belle, die Rosalinde heißt, als er sie zu einem Besuche ihres erkrankten Vaters entließ, sein Fläschchen mit Lebensbalsam mitgegeben; um einen solchen aber, der seine Kraft nur in menschlichen Händen behält, kann er, da seine Diener allesamt in Affen oder Hunde verwandelt sind, niemand

¹⁾ Der weltmännische Geistliche hat sich nicht versagen können, diesen Vorgang zu einer Ursprungserzählung auszuwerten: C'est sans doute en mémoire de cet événement qu'on a vu les cheminées chargées de pareilles figures (Le cabinet des fées, 13 (1787) 403. Von den *Aventures d'Abdalla* ist übrigens 1731 eine deutsche Übersetzung erschienen.

²⁾ *Œuvres complètes*, 1787—1806, 6 (1787) 49—121: *Zémire et Azor*, comédie-ballet en quatre actes.

³⁾ Darum nennt Goethe die Oper Grétrys, die er in Frankfurt gesehen hat, 'die Schöne bei dem Ungeheuer', einmal auch 'die Schöne mit dem gutmütigen Ungeheuer'.

zum Lebensbaum schicken, und so ist er in der kurzen Zeit von Rosalindens Abwesenheit 'von seiner ungeheuern Größe und Dicke ganz zusammengerunzelt und bis auf die gewöhnliche Mannesgröße eingeschrumpft'; da klagt er (S. 133):

Hat sie mich denn ganz vergessen?
Nun, so leg' ich hier mich nieder,
Hier ins hohe Gras, und sterbe.
Wär' ich nur als Mensch gestorben,
Dann, dann wäre meine Seele
In den Himmel doch gekommen.

Aber so wird auch die Seele
Mit dem Leib mir täglich kleiner,
Und nach sechzig vollen Tagen
Ist auch gar nichts von mir übrig,
Weder Körper mehr noch Seele.

Ob diese dem Herrn Mordi drohende progressive Verwinzigung, deren Abschluß das völlige Verschwinden bedeuten soll, dem Namensverwandten der Brüder Grimm eigentümlich ist, sei dahingestellt; erklären läßt sie sich jedenfalls aus der Schilderung, die die neue Melusine ihrem Liebhaber von dem Unheil gibt, von dem ihrem Geschlechte das Ende droht. Während wir aber diese Schilderung als Quelle oder auch nur Anregerin für die Darstellung, die Ludloff von dem Übel von Poltermanns Mutter gibt, nicht auffassen zu können glaubten, scheint es uns sehr wohl möglich, daß Ludloff hier von A. L. Grimm beeinflusst ist, da es sich auch bei diesem um die Schilderung eines körperlichen Leidens handelt, was bei dem Volke und der Familie der neuen Melusine keineswegs zutrifft.

Diese Möglichkeit wird zwar kaum bestritten werden können, aber voll befriedigen wird sie niemand¹⁾.

*

Bechstein hat mit seinen Bearbeitungen von Ludloffs Märchen, obwohl seine Märchen eine Verbreitung gefunden haben, die die der Grimmschen, von denen er übrigens alle Glanzstücke übernommen hat, weit übertrifft, nicht viel Glück gehabt; Johannes Bolte wenigstens hat keine wirklich oder auch nur angeblich volkstümliche Erzählung gekannt, die seinen Schmied von Jüterbog oder einen andern dieser Gruppe von Teufelsbändigern in eine Beziehung zu einem entrückten Kaiser brächte, und auch mir ist nur eine einzige bekannt geworden:

¹⁾ Nur aus einem gewissen Pflichtgefühl erwähnen wir noch ein Geschichtchen, das der Dominikaner Etienne de Bourbon († 1261) in seinem 'Tractatus de rebus predicabilibus' nach Berichten glaubwürdiger Leute erzählt (Anecdotes historiques, légendes et apologues, publiés par A. Lecoy de la Marche, 1877, S. 342): Ein Spieler, der eine Gotteslästerung ausgestoßen hat, stürzt zusammen, wobei sich seine bisher hohe Gestalt auf die eines Knäbleins verringert und seine Augen so klein werden wie die eines Sperlings. Auf den ersten Blick könnte diese Erwähnung des Sperlings, obwohl sie in einem andern Zusammenhang geschieht als bei Ludloff, und obwohl bei der kreuzbraven Wecke von einer Sünde, die eine so harte Ahndung verdienen würde, keine Rede ist und sein kann, für eine Abhängigkeit sprechen; da aber Poltermanns Mutter allmählich abnimmt, während der französische Gotteslästerer seine Gestalt augenblicklich verliert, ist das, was an motivischer Ähnlichkeit zurückbleibt, viel zu gering, als daß eine Abhängigkeit in Frage käme. Übrigens hat dieses Predigtmärlein Etiennes bei weitem nicht die Verbreitung gefunden, wie so viele andere, die zuerst von ihm erzählt worden sind; nacherzählt habe ich es nur im 'Speculum morale' gefunden (I. III, p. 5, d. 10; Venetiis, 1493, 204^a), und ansonsten kann ich nur noch auf J. A. Herbert, Catalogue of Romances 3 (1910), 608, Nr. 24 verweisen.

Hans Watzlick hat sie 1925 in einem zugunsten des Böhmerwald-Museums in Oberplan geschriebenen und dort auch erschienenen Büchlein 'Mein Wuldaland!' veröffentlicht (nach einer in Deschenitz bei Neuern gehörten Geschichte); hier geht der Schmied von Mitternbach, nachdem er im Himmel und in der Hölle abgewiesen worden ist, 'in den Berg zum schlafenden Kaiser', und der ist der Kaiser Karl. Ansonsten ist Bechsteins Darstellung, und zwar die, die sich als Märchen gibt, schon ein Jahr nach ihrem Erscheinen in dem 4. Bande der 'Blauen Bibliothek aller Nationen oder Teutschen Volksmärchen' (1846) S. 152—156 ohne eine Herkunftsbezeichnung abgedruckt worden. 1908 hat sie dann irgendjemand noch einmal abgeschrieben und die Abschrift durch die Vermittlung eines Sammlers an Richard Kühnau gelangen lassen; in Kühnaus Schlesischen Sagen ist sie auch (2, 1911, 692), als aus der märkischen Lausitz stammend, abgedruckt. 1932 hat dann W.-E. Peuckert diese abschriftstellerische Arbeit, obwohl er sie als solche erkannte, in seine Sammlung 'Schlesiens deutsche Märchen' übernommen und ihr überflüssigerweise einen Abdruck von Bechsteins Text beigegeben. Sieht man ab von Erwähnungen wie bei Aug. Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel (1905) S. 91, so ist über das Schicksal von Bechsteins Lese Frucht nichts mehr zu sagen.

Bei Ludloffs Märchen von dem Jüterbögschen Schmied hat es mit dieser Ausbeutung durch Bechstein und deren Folgeerscheinungen nicht sein Bewenden gehabt: 1840 hat es J. P. Lyser, abgesehen von ein paar geringfügigen Zusammenziehungen und der Weglassung etlicher Fußnoten, vollinhaltlich für seinen 'Märchen- und Sagen-Strauß Einhundert und eine Nacht' (4, 30—89) übernommen; den Autor verschwieg er so wie Bechstein, und in dem Inhaltsverzeichnis ist zu lesen: 'Alt-Thüringisch, nach dem ältesten Volksbuche, welches diese Sage behandelt.' Nicht diesem Nachdrucke aber, sondern dem eigenen Buche ist es zuzuschreiben, daß dem unbekannten Ludloff das zuteil geworden ist, was dem Vielschreiber Bechstein versagt bleiben sollte: seine Erzählung ist in den Volksmund übergegangen.

So gibt J. G. Th. Grässe, Sagenbuch des Preußischen Staates 2 (1871), 364, leider ausnahmsweise ohne Nennung seiner Quelle¹⁾, folgende Sage wieder:

Im Jahre 1279 soll ein frommer und gegen Arme und Pilger sehr guttätige, Mann, ein Schmied, namens Hans Poltermann, gelebt haben. Dem soll einst der Teufel den Antrag gemacht haben, ihn zu besuchen. Das hat er auch angenommen

¹⁾ Ohne Zitate aber läßt Grässe auch dieses Stück nicht, ja er gibt sogar ihrer drei: über die zwei ersten, Bechsteins Märchenbuch und die Blaue Bibliothek, wissen wir bereits Bescheid, und wenn wir das dritte, 'Kuhn, Märkische Sagen, S. 80', nachschlagen, so sehen wir, daß die dort gegebene Geschichte nichts andres ist als ein Abdruck der (von uns schon erwähnten) Nacherzählung, die Wilhelm Grimm von dem Gedichte des Deutsch Französischen gegeben hat; Kuhn zitiert denn auch als seine Vorlage den Anmerkungsband der Kinder- und Hausmärchen von 1822 mit der richtigen Seitenzahl. Leider hat sich Kühnau verleiten lassen, bei der Veröffentlichung jener Einsendung, in der er die Episode vorfand, die auch bei Grässe vorkam, dessen Vermerke unbesehen zu übernehmen; hätte er auch nur das Zitat von Bechsteins Märchenbuch nachgeschlagen, so hätte er wohl den Abdruck der Abschrift unterlassen.

sich aber ausgemacht, derselbe müsse durch das Schlüsselloch der verschlossenen Schmiedetüre hereinkommen. Als derselbe dies tat, hat er ihn in einem ledernen Sack aufgefangen, denselben zugeschnürt, auf den Amboß gelegt und nun durch seine Gesellen kräftig zerknüllern lassen.

Weiter lautet bei A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen (1848) S. 221 das 8. Stück der unter der Nr. 247 vereinigten Kyffhäuser-Sagen:

Ein Mann aus Sangerhausen erzählte, wie er in einer alten Beschreibung manches vom Kyffhäuser gelesen. Da sitze nämlich beim Kaiser Friedrich auch der Schmied Boldermann, der sei des Kaisers Hufschmied gewesen und habe im Himmel keine Gnade gefunden, da er viel unnütze Streiche gemacht. Aber auch der Teufel hat ihn nicht haben mögen, und so sitze er denn jetzt im Kyffhäuser. Ehe er aber dahin gekommen, habe der Teufel einmal Boten geschickt, um ihn zu holen, und als sie nun gekommen, hat Schmied Boldermann einen Sack vor das Schlüsselloch gehalten und hat sie darin gefangen. Darauf hat er den Sack zugebunden, ihn auf den Amboß geworfen und sie alle zusammengeschmiedet. Danach habe er sie in ein Faß mit großen eisernen Bändern getan, das innen mit großen Nägeln ausgeschlagen gewesen, und habe dasselbe von einem hohen Berge hinabgerollt.

Die Anmerkung zu dieser Sage (S. 497) beginnt mit dem Zitat von Bechsteins Thüringer Sagenschatz 4, 46, der Stelle also, wo, wie wir wissen, die Bechsteinsche Bearbeitung von Ludloffs Märchen zum ersten Male gedruckt worden ist; dann bemerkt Kuhn: 'Ob das Versetzen des Schmieds in den Kyffhäuser und namentlich der Name Boldermann volkstümlich oder nur gelehrter Dichtung entsprossen sei, war nicht zu ermitteln.' Diese Bedenken des verdienstvollen Gelehrten würden wir begreifen, auch wenn wir nicht wüßten, daß sie durchaus berechtigt sind; daß er aber diese Anmerkung geschrieben oder so geschrieben hätte, wenn der Name Poltermann oder Boldermann auch schon bei Bechstein zu lesen gewesen wäre, möchten wir bezweifeln. Ludloff hätte sich sicherlich gefreut, wenn ihm bekannt geworden wäre, daß sein Märchen im Volke freundlich aufgenommen worden und nicht ohne Nachwirkung geblieben ist, und über die Verquickung der zwei teuflischen Episoden hätte er wohl ebenso verständnisvoll gelächelt wie über ihren neuen Abschluß mit dem nägelspickten Fasse¹⁾; eigentlich hätte er also Bechstein dankbar sein müssen, daß dieser, um seine Quelle zu verhehlen, den Namen des Schmieds ebenso unterdrückt hat wie den Namen des Mannes, der dem Schmiede den Namen gegeben hat. Wie man nunmehr sieht, hat dem volkskundlichen Großunternehmer die Geheimhaltung der zwei Namen auf die Dauer doch nichts genützt, und es mag eine bittere Enttäuschung für ihn gewesen sein, als er den einen der zwei, den des Schmieds, in der Kuhnschen Sage erwähnt sah, und eine arge Beschämung, als er dann in der Anmerkung unter seinem Namen die Sage zitiert fand, an der nichts sein eigen war als der einleitende Satz. Als Auswirkung der Gewissensbisse, die wir ihm da wohl zutrauen dürfen, sind vielleicht die lobenden Zeilen zu werten, die er ein paar Jahre darauf dem Andenken dieses 'nirgend erwähnten, von niemand gekannten und anerkannten Schriftstellers' gewidmet hat.

¹⁾ Bolte-Polívka I, 87f.

Nachträge zur Bolte-Bibliographie (N.F. 4, 7 ff.).

A. Werke und Ausgaben.

1299. Coligny, Gustav Adolf, Wallenstein. Drei zeitgenössische lateinische Dramen von Rhodius, Narssius, Vernulaeus, hsg. Leipzig, Hiersemann 1933. XXIII, 173 S. (Stuttgarter litt. Verein 280.)

B. Beiträge zu fremden Werken.

1300. Volksliederbuch für die Jugend, hsg. von der Staatlichen Kommission für das Volksliederbuch. 4 Bände. Leipzig, Peters 1929ff.

C. Aufsätze in Zeitschriften, Festschriften und Sammelwerken.

XVI. Festschriften.

1301. Ein Berliner Äsopdrama von 1749. Festgabe der Gesellschaft für Deutsche Literatur zum 70. Geburtstag ihres Vorsitzenden Max Herrmann. Berlin 1935. S. 41—45.
 1302. Zum Schloß in Österreich. Volkskundliche Gaben John Meier zum 70. Geburtstag dargebracht. Berlin, de Gruyter & Co. 1934. S. 34—35.

XVII. Forschungen und Fortschritte.

1303. Wanderkomödianten und Handwerkerspiele. 10 (1934), 344f.
 1304. Das Echo. 11 (1935), 320f.

XXIVa. Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins.

Köln 1912f.

1305. Eine kölnische Fastnachtsdichtung Peter Jordans (um 1540). 16 (1934), 108—119.

XXX. Jahrbuch für Volksliedforschung.

1306. Die Verbreitung des französischen Liedes „La Péronelle“. 5 (1936), 131—133.

XXXVI. Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins.

(Früher Mitteilungen d. V. f. d. Gesch. Berlins.)

1307. Neues vom starken Mann J. C. von Eckenberg. 51 (1934), 33—38.
 1308. Die Urfassung des Preußenliedes. 52 (1935), 11—13.
 1309. Märkische Mundart in einem Berliner Lustspiel von 1749. 52 (1935), 101—104.
 1310. Geschichten vom alten Büchsel. 53 (1936), 131—132.

XXXIII. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

1311. Zu den niederdeutschen Schauspielen des 17. Jahrhunderts. 48 (1935), 29f.

XLV. Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften.**Philosophisch-historische Klasse.**

1312. Von Wanderkomödianten und Handwerkerspielen des 17. und 18. Jahrhunderts. 1934, 446—487.
 1313. Das Echo in Volksglaube und Dichtung. 1935, 262—288. — Nachträge 852—862.

XLV a. Theologische Studien und Kritiken,

Hamburg, Gotha 1828ff.

1314. Zwei Echo-Dialoge vom Regensburger Religionsgespräch von 1601. 107 (1936), Neue Folge II, 210—213.

LIX. Zeitschrift für Volkskunde.

(Neue Folge der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.)

1315. Georg Polívka †. 4 (1932), 292.
 1316. Ein niederdeutsches Depositionsspiel der Buchbinder. 5 (1933), 82—86.
 1317. Kaarle Krohn †. 5 (1933), 122—124.
 1318. Max Friedlaender †. 5 (1933), 122—124.
 1319. Volksrätsel aus der Mark Brandenburg. 6 (1934), 250—260.
 1320. Robert Mielke †. 6 (1934), 315.
 1321. Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts: 17. Der Prahler. 18. Das Aufschneid-Messer. 19. Wer weiß, ob's wahr ist. 20. Der Baum der Liebe. (Lag bei Boltes Tod im Manuskript vor und wird im 9. Jahrgang erscheinen.)

D. Literaturberichte und Rezensionen.

(Zur Auswahl der Rezensionen siehe die Einleitung zur BB, S. 5.)

(VI.) Archiv für das Studium der neueren Sprachen.

1322. Hilding Lidell, Studier i Johannes Messenius dramer. Akademisk-avhandling. Uppsala 1935. 169 (1936), 252.

LXIV. Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie.

1323. Abschnitt 22: Neuhochdeutsche Literatur (1931), N. F. 11 (1934).
 1324. dgl. (1932), N. F. 12 (1935). 1325. dgl. (1933), N. F. 13 (1936).
 1326. dgl. (1934), N. F. 14 (1937).

LXV. Jahresbericht für die neuere deutsche Literaturgeschichte.

1327. Abschnitt 4: Stoffgeschichte und vergleichende Literaturgeschichte (1930), N. F. 10 (1933).
 1328. dgl. (1931), N. F. 11 (1934). 1329. dgl. (1932), N. F. 12 (1935).
 1330. dgl. (1933), N. F. 13 (1936). 1331. dgl. (1934), N. F. 14 (1937).

LXVIII. Deutsche Literaturzeitung.

1332. H. Gombel, Die Fabel vom Magen und den Gliedern. Halle a. d. S. 1934. 1935, 2461—2464.
 1333. B. Kitzig, Gustav Adolf, J. Fabricius und M. Altenburg. Göttingen 1935. 1935, 1339—1341.
 1334. G. Skopnik, Das Straßburger Schultheater. Frankfurt a. M. 1935. 1936, 112—114.
 1335. Klaus Schmidt, Untersuchungen zu den Märchensammlungen von L. Bechstein. Leipzig 1935. 1936, 368—369.

Zeitschrift für Volkskunde (s. o. LIX).

1336. G. Basile, The Pentamerone ed. Norman M. Penzer, Vol. 1—2. London 1932. 4 (1932), 274.
 1337. A. Depiny, Oberösterreichisches Sagenbuch. Linz 1932. 4 (1932), 277.
 1338. J. Ernyey, Deutsche Volksschauspiele aus den oberungarischen Bergstädten, 1. Band. Budapest 1932. 4 (1932), 277.
 1339. H. Grüner Nielsen, Julestuer og julestuelege i Danmark paa Holbergs tid. Aarhus 1932. 4 (1932), 279.
 1340. B. Heller, Die Bedeutung des arabischen 'Antar-Romans für die vergleichende Literaturkunde. Leipzig 1931. 4 (1932), 279f.
 1341. L. Hiel, Kinderspelen en Liedjes uit het Land van Dendermonde. Gent 1931. 4 (1932), 280.
 1342. H. J. Moser, Corydon, 1.—2. Band. Braunschweig 1933. 4 (1932), 283.
 1343. K. Müller-Lisowski, Volkslieder aus dem Irischen und Dänischen. Leipzig 1933. 4 (1932), 284.
 1344. O. Rekdal, Eventyr og segner, folkeminne frå Romsdal. Oslo 1933. 4 (1932), 286.
 1345. H. Rinn und P. Alverdes, Deutsches Anekdotenbuch. München 1927. 4 (1932), 287.
 1346. K. Schulte-Kemminghausen, Die niederdeutschen Märchen der Brüder Grimm. Münster 1932. 4 (1932), 287f.
 1347. J. Simons, Op Grootvaders Knie. Leuven 1928. 4 (1932), 288.
 1348. W. Anderson, Novelline popolari sammarinesi, III. 5 (1933), 104.
 1349. Inger M. Boberg, Sagnet om den store Pans død. København 1934. 5 (1933), 106f.
 1350. L. di Francia, Fiabe e novelle calabresi, III. Torino 1934. 5 (1933), 109.
 1351. L. L. Hammerich, Munken og fuglen. København 1933. 5 (1933), 110.
 1352. A. Karasek-Langer und E. Strzygowski, Sagen der Beskiden-deutschen. Plauen 1930. 5 (1933), 111.
 1353. A. Karasek-Langer und E. Strzygowski, Sagen der Deutschen in Galizien. Plauen 1932. 5 (1933), 111.

1354. F. von der Leyen, Lesebuch der deutschen Volkssage. Berlin 1933. 5 (1933), 113.
1355. F. Lüers, Bayerische Stammeskunde. Jena o. J. 5 (1933), 114.
1356. Ma'aseh Book, Book of jewish tales and legends, translated by M. Gaster. Philadelphia 1932. 5 (1933), 114f.
1357. V. de Meyere, De vlaamsche Vertelselschat, Bd. 4. Antwerpen 1933. 5 (1933), 115.
1358. L. Pinck, Verklingende Weisen, Bd. 3. Metz 1933. 5 (1933), 115f.
1359. J. W. Spargo, Virgil the Necromancer. Cambridge 1934. 5 (1933), 117.
1360. W. Wisser, De Wunschsteen und andere Märchen, hsg. von H. Lübbing. Oldenburg o. J. 5 (1933), 119.
1361. G. Friedrichs, Deutung und Erklärung der germanischen Märchen und Mythen. Leipzig 1934. 5 (1933), 228.
1362. G. Friedrichs, Die Grundlagen des germanischen Götterglaubens. Leipzig 1934. 5 (1933), 228f.
1363. E. Pohl, Die deutsche Volksballade von der Losgekauften. Helsinki 1934. 5 (1933), 232.
1364. E. T. Kristensen, Danske Sagn, Ny Raekke, 5. Afdeling. København 1934. 5 (1933), 300.
1365. J. Müller, Das Märchen vom Unibos. Jena 1934. 5 (1933), 302.
1366. O. Andersson, Finlands Svenska Folkdiktning V: Folkvisor 1. Helsingfors 1934. 6 (1934), 71.
1367. J. Elisonas, Dievas Senelis. Kaunas 1935. 6 (1934), 73.
1368. A. Olrik, Nordens Trylleviser, udg. af A. Bjerrum og I. M. Boberg. København 1934. 6 (1934), 77.
1369. M. Pieper, Das ägyptische Märchen. Leipzig 1935. 6 (1934), 77.
1370. J. Schick, Corpus Hamleticum, 1. Abt., 4. Band, 1. Teil. Leipzig 1934. 6 (1934), 78f.
1371. C. von Stern, Estnische Volkssagen. Riga 1935. 6 (1934), 79.
1372. G. Bindi, Märchen aus dem Bündnerland. Basel 1935. 6 (1934), 298f.
1373. H. J. Moser, Tönende Volksaltertümer. Berlin 1935. 6 (1934), 307.
1374. M. Rommel, Von dem Fischer un syner Fru. Karlsruhe 1935. 6 (1934), 309.
1375. J. Schopp, Das deutsche Arbeitslied. Heidelberg 1935. 6 (1934), 310.
1376. Ch. A. Williams, The german legends of the hairy anchorite. Urbana 1935. 6 (1934), 312.
1377. R. Stumpfl, Kultspiele der Germanen. Berlin 1936. 7 (1935), 182f.
1378. K. Adrian und L. Schmidt, Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg. Salzburg-Leipzig 1936. 7 (1935), 184.
1379. Bergliederbüchlein, hsg. von E. Mincoff-Marriage. Leipzig 1936. 7 (1935), 188f.
1380. W. Eberhard, Chinesische Volksmärchen. Leipzig 1936. 7 (1935), 190.
1381. O. Folberth, Der Liederfrühling des siebenbürgischen Weinlandes. Hermannstadt 1936. 7 (1935), 190f.

- 1382. H. Hauvette, *La morte vivante*. Paris 1933. 7 (1935), 194.
- 1383. W. Kohlschmidt, *Das deutsche Soldatenlied*. Berlin 1935. 7 (1935), 196.
- 1384. K. Lohmeyer, *Die Sagen von der Saar, Blies usw.* Saarbrücken 1935. 7 (1935), 198f.
- 1385. L. Mackensen, *Baltische Texte der Frühzeit*. Riga 1936. 7 (1935), 200.
- 1386. A. Mazon, *Documents, contes et chansons slaves de l'Albanie du Sud*. Paris 1936. 7 (1935), 201f.
- 1387. A. Merkelbach-Pinck, *Lothringer erzählen*, 1. Band. Saarbrücken 1936. 7 (1935), 202f.
- 1388. G. Meyer und O. Ilmbrecht, *Achtzehn ausgewählte Tänze*. 2. Aufl. Leipzig und Berlin o. J. 7 (1935), 203.
- 1389. G. Piaschewski, *Der Wechselbalg*. Breslau 1935. 7 (1935), 204.
- 1390. G. Schott, *Weissagung und Erfüllung im deutschen Volksmärchen*. München 1936. 7 (1935), 207.
- 1391. M. Thill, *Luxemburgische Volkslieder*. Luxemburg 1936. 7 (1935), 209.
- 1392. K. Winkler, *Oberpfälzische Sagen aus dem Nachlaß F. X. v. Schönerth's gesammelt*. Kallmünz 1935. 7 (1935), 211f.
- 1393. M. Zender, *Volkssagen der Westeifel*. Bonn 1935. 7 (1935), 212.
- 1394. W. Bodens, *Sage, Märchen und Schwank am Niederrhein*. Bonn 1937. 7 (1935), 316.
- 1395. *Nordiska folkminnestudier till Sv. Ek*. Göteborg 1937. 7 (1935), 318ff.
- 1396. M. Fritz, *Die Liedersammlung des Paulus von der Aelst*. Lengerich 1936. 7 (1935), 320.
- 1397. M. Gaster, *Misle Sendebär. A contribution to the study of the Hebrew version of the Seven wise masters*. Johannesburg 1937. 7 (1935), 320.
- 1398. G. Heilfurth, *Das erzgebirgische Bergmannslied*. Schwarzenberg i. Erzg. 1936. 7 (1935), 322.
- 1399. W. Kayser, *Geschichte der deutschen Ballade*. Berlin 1936. 7 (1935), 323.

LXXVII. Yamato, Zeitschrift der deutsch-japanischen Gesellschaft.

(Berlin 1929f.)

- 1400. G. Kuroda, *Die ersten japanischen Gesandten in Potsdam*. 4 (1932), 107f.

F. B.

Register.

Die Namen der Mitarbeiter sind *kursiv* gedruckt.

- Adrian, K. 222.
 Ägypten: Märchen 222.
 Albanien: Lied 223.
 Altenburg, M. 221.
 Altenbach, G. 136.
 Alverdes, P. 221.
 Amerika: Muttertag 108.
 Anagramm 72f.
Anderson, W. 221. Ein
 Vexiermärchen aus San
 Marino 15—21.
 Andersson, O. 222.
 Anekdoten 142ff., 221.
 'Antar-Roman 221.
 Arabien 221.
 Arbeitslied 222.
 v. Arnim, A. 200.
 Äsop 219.
 Atlas der deutschen Volks-
 kunde 111, 189.
 Aucassin und Nicolette 125,
 127, 131.
 Auslandsdeutschum 221,
 222.
 Bååth-Holmberg, C. 109.
 Ballade: deutsch 222, 223.
 griechisch 87ff. schwe-
 disch 119.
 Baltenland 91ff., 223.
 Baptista Mantuanus 211.
 Barbier 184.
 Bartels, B. O. 74.
 Basile, G. 221.
Basler, O. Sprach- und
 Volkskundliches 22—24.
 Batacchi, D. 207.
 Batz, S. 139.
 Bäuerle, J. 78.
 Bayern: Stammeskunde
 222.
 Bebel, H. 30, 206.
 Bechstein, L. 198, 221.
 Behrend, F. 153.
 Beiteinweil 208.
 Beneke, O. 171.
 Benfey, Th. 160ff.
 Berckenmeyer, P. L. 71.
 Bergmannslied 222, 223.
 Berlin 69ff., 219.
 Bernardino, hl. 212.
 Beskiden: Sage 221.
 v. Besser, J. 72.
 Bettelmönche 161f.
 Bibliographie 12, 219ff.
 Bignon, J. P. 215.
 Bilderbogen 134f., 220.
 Boberg, I. M. 221.
 Bocksbeutel 172f.
 Bodens, W. 223.
Boehm, F. Johannes Bolte.
 Sein Leben und sein
 volkskundliches Werk
 1—15. Nachträge zur
 Bolte-Bibliographie 219
 bis 223.
 Bolte, J. 1ff., 31, 59, 69,
 83, 87, 91, 134f., 174,
 219ff.
 Bomhower, J. 94f.
 Bonatti, G. 211.
 Brandenburg: Mundart
 219. Rätsel 220.
 Brassicanus, I. A. 136.
 Breslau 142ff.
 Breughel, P. d. Ä. 135.
 Brezel 104.
 Briefsteller 139.
 Brot 102ff.
 Brünhild 85.
 Buchbinder 220.
 Büchsel, K. 219.
 Bückler, J. 149ff.
 Buek, F. G. 171, 175.
 Bundi, G. 222.
 Büsching, J. G. 206.
 Callenbach, F. 136.
 Campbell, A. 179.
 Caesarius v. Heisterbach 30.
 Chaucer, G. 162.
 Chimerate 162.
 China: Grillen 82. Märchen
 222.
 Chios 88.
Christiansen, R. Th. Der
 Wilde Jäger in Nor-
 wegen 24—31.
 de Cock, A. 208.
 Coligny 219.
 de Coster, Ch. 208.
 Cowel, J. 101ff.
 Dänemark: Lied 221. Mut-
 tertag 109. Sage 118,
 222. Weihnachtsbrauch
 221.
 Depiny, A. 221.
 Deposition 220.
 Digenis Akritas 88.
 v. Dilling, A. 205, 207.
 Dirpauer, P. 48.
 Domenichi, L. 211.
 Dörbeck, B. 76.
 Drache, feuriger 115.
 Drama: geistlich 96f., 222.
 lateinisch 219. nieder-
 deutsch 219f. Äsop-
 219. Schul- 221.
 Dudelsack 121, 173f.
 van Duyse, P. 208.
 Eberhard, W. 222.
 Echo 219, 220.
 v. Eckenberg, J. C. 219.
 Eidetiker 193ff.
 Einschrumpfen 214.
 Ek, Sv. 223.
 Elfen 117ff.
 Elisonas, J. 222.
 Emili, P. 210.
 England: Muttertag 107,
 109.
 Epigramm 140.
 Erbsen 104.
 Erlebnisgrundlagen 193ff.
 Erlösungsmotiv 121f.
 Ernyey, J. 221.
 Esel 173.
 Estland: Märchen 35. Sage
 222.
 Etienne de Bourbon 216.
 Eulenspiegel 144.
 Ewiger Jude 211.
 Exempla 161f.
 Fabel 221.
 Fabri, J. E. 143.
 Fabricius, J. 221.
 Falk, J. 205.
 Fastenzeit 102.
 Fastnacht 219. -spiel 97.
 Fink, E. 144.

- Finnland: Lied 222. Märchenforschung 163ff.
 Fladen 103f.
 Flandern: Kinderspiel 221. Märchen 221, 222.
 Flugschriften 135.
 Folberth, O. 222.
 Fontane, Th. 76.
 di Francia, L. 221.
 Frankreich: Lied 219. Muttertag 111.
 Fregoso, B. 211.
 Friedlaender, M. 7f., 220.
 Friedrich II., Kaiser 199, 201f., 204, 212.
 Friedrich d. Gr. 142, 145f.
 Friedrichs, G. 222.
 Frisch, J. L. 73.
 Fritz, M. 223.
 Fülleborn, G. G. 143.
 Galizien: Sage 221.
 Gaster, M. 222, 223. Zwei Erzählungen aus der rumänischen Volksliteratur 31—39.
 Gebäcke 102ff.
 Geige 118.
 Geijer, H. 179.
 Geißler 23f., 92.
 Gercken, J. H. 71.
 Germanen 83f., 105, 222.
 Geschenke 103f., 106ff.
 Glücksrad 92.
 Glückwunschbrief 110.
 Gombel, H. 221.
 Goethe, J. W. 136, 170, 214f.
 Grashüpfer 79ff.
 Grasse, J. G. Th. 217.
 Griechenland: Ballade 87ff. Sage 184ff. Volksbrauch 82.
 Grieshaber, F. K. 138.
 Grille 79ff.
 Grimm, A. L. 215.
 — Br. 4ff., 160f., 162, 198ff., 206.
 — H. 4.
 — J. 34.
 — W. 87, 198.
 Grosser, S. 71.
 Grudde, H. 123ff.
 Grüner Nielsen, H. 109, 221.
 Gudrun 83f.
 Gustav Adolf 219, 221.
 Hades 88.
 Hainhofer, Ph. 141.
 Haek, D. 145.
 Hamburg 169ff.
 Hamlet 222.
 Hammerich, L. L. 221.
 Hammonia 178f.
 Handwerkerspiel 219, 220.
 Handwerksburschen 169f.
 Hansen, W. Karl Weinholds Sammlung steirischer Volkslieder 39 bis 47.
 Harfe 117f.
 Hätzlerin, Cl. 139.
 Hausinschriften 135, 140.
 Hauvette, H. 223.
 Heilfurth, G. 223.
 Heinisch, M. 110.
 Heller, B. 221.
 Herder, J. G. 208.
 Herrick, R. 101f.
 v. Heß, J. L. 170f., 173, 175.
 Hiel, L. 221.
 Himmelfahrt 82.
 Hinkmar v. Reims 206.
 Hirse 104.
 Hoffmann-Krayer, E. 111.
 Höfler, M. 29, 103f.
 Holbein, H. d. J. 135.
 v. Holtei, K. 69, 74ff.
 Holstein: Märchen 222.
 Hostie 103.
 Hübner, A. 23.
 Humanismus 114.
 Hummel, Hummel! 179.
 v. Hutten, U. 135.
 Ilmbrecht, O. 223.
 Indien: Märchen 86, 160ff.
 Irland: Lied 211. Märchen 86.
 Island: Sage 117.
 Italien: Märchen 15ff. Muttertag 110f. Novelle 211. Volksbrauch 82.
 Jägersprache 22f.
 Jakob II., Kg. v. England 142, 145.
 Jaensch, E. R. 193ff.
 Japan 223.
 Johannes de Temporibus 210.
 Jordan, P. 219.
 Jude, ewiger 115.
 Juden: Erzählungen 222. Rätsel 181.
 Jul 221.
 Kaiser, K. 189.
 Kalb 104.
 Kapteyn, J. M. N. 110.
 Karadžić, Vuk St. 174ff.
 Karasek-Langer, A. 221.
 Karl d. Gr. 210f.
 Karl XII., Kg. v. Schweden 142.
 Kartographie 189.
 Kasperle 78.
 Katze 129.
 Kayser, W. 223.
 Kehr, C. 146.
 Kelten: Märchen 86. Sage 188.
 Kemly, G. 137, 141.
 Kiffhäuser 198ff.
 Kinderspiel s. Spiel.
 Kinderspruch 147.
 Kirchspielreime 177.
 Kitzig, B. 221.
 Klapper, J. 142. Oberschlesische Volksdichtung des 17. und 18. Jahrhunderts 48—59.
 Knopken, A. 96f.
 Kobold 196.
 Köhler, R. 4.
 Kohlschmidt, K. 223.
 Köln 219.
 Komödianten, englische 135.
 Königin v. Saba 181.
 Koepp, J. Deutsche Volkslieder in den Niederlanden von 1750 bis zur Gegenwart 59—69.
 Körte, W. 147.
 Kriebitsch, Th. 146.
 Krippenlied 54f.
 Kristensen, E. T. 222.
 Krohn, K. 84, 163ff., 220.
 Kügler, H. Zum Lobe Berlins 69—78.
 Kuhn, A. 217f.
 Kühnau, R. 143, 217.
 Kultspiel 222.
 Kuroda, G. 223.
 Küster, G. G. 72.
 Lamm 104.
 Langbein, A. F. E. 207.
 Langlebigkeit 209ff.
 Lätare 101ff.
 Laufer, O. Grillenmusik 79—82.
 Lebensregeln 134ff.
 Legende 222.
 Lehmann, P. 134.
 Lehmann-Nitsche, R. 184ff.
 Lesbos 187.
 Lessing, G. E. 203.
 v. der Leyen, F. 222. Über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen 83—87.
 Lidell, H. 220.
 Lied: Arbeits- 222. Bergmanns- 222, 223. Geiß-

- ler- 23. Gesellschafts- 135. Krippen- 54f. Mühlen- 92. Preußen- 219. Quaden- 53ff. Quodlibet- 51f. Sol- daten- 223. Vaganten- 53ff. Zauber- 222. — Bruder Malcher 50f. Schloß in Österreich 219. — Deutschland 59ff. Albanien 223. Dänemark 211. Finn- land 222. Frankreich 219. Irland 221. Loth- ringen 222. Luxemburg 223. Niederlande 59ff. Siebenbürgen 222. Steiermark 39ff. — Forschung 7f. — Samm- lungen 8, 116, 219, 222, 223.
 Liestøl, K. 109.
 Litauen: Märchen 222. Sage 222.
 Liturgie 102.
 Livland 91ff.
 Lohmeyer, K. 223.
 Longus 82.
 Losgekaufte 222.
 Lothringen: Lied 222. Volkserzählung 223.
 Lots Töchter 180f.
 Lübeck 92.
 Lüdeke, H. Das „Aschen- brödel“ als griechische Volksballade 87—91.
 Ludloff, C. 200ff.
 Lüers, F. 222.
 Luftspiegelung 196.
 Lümmelglocke 144.
 Luxemburg: Lied 223.
 Lyser, J. P. 217.
 Ma'aseh Book 222.
 Mackensen, L. 223. Ge- danken über die Rigaer Zeit des Burkard Wal- dis 91—101.
 Magen und Glieder 211.
 Manchemann 134ff.
 Mannhardt, W. 29.
 Märchen: Deutung 222, 223. Erzähler 86, 129ff., 164. Forschung 4ff., 83ff., 160ff. -pfleger 126. -wanderung 160ff. — der Brüder Grimm 4ff., 83ff., 198ff., 221. Sammlungen 221. — Aschenbrödel 87ff. Brüder- 85. Dornrös- chen 85. Drosselbart 84. Fischer un syne Fru 222. Gänsemagd 83f. Goldene Gans 85. Machandelbaum 84. Ritt auf den Glasberg 167. Starker Hans 84. Unibos 222. — Kunst- 123ff. Sprichwort- 213. Tier- 31, 86, 129, 163. Vexier- 15ff. — und Sage 198. Verse 84. — Germanische und deut- sche Züge 83ff. — Niederdeutschland 211. Ostpreußen 123ff. Rheinland 223. Ägyp- ten 222. China 222. Estland 35. Finnland 164f., Flandern 221, 222. Holstein 222. In- dien 86, 160ff. Irland 86. Italien 15ff., Kelten 86. Litauen 222. Rumänien 31ff. Rußland 164, 168. Schweden 164, 168. Ser- bien 34f.
 San Marino 15ff., 221.
 Martin von Troppau (Mar- tinus Polonus) 209.
 Mazon, A. 223.
 Meier, John 7. Muttertag 100—112.
 Melanchthon, Ph. 207, 211.
 Melusine, Neue 214.
 Menzel, C. A. 143.
 Merkelbach-Finck, A. 223.
 Messenius, J. 220.
 Meyer, F. J. L. 171.
 — G. 223.
 — G. Fr. 146. Zur Ent- stehung geschichtlicher Sagen 112—116.
 de Meyere, V. 222.
 Michel 177f.
 Midas 184ff.
 Mielke, R. 220.
 Miller, M. 138.
 Mincoff-Marriage, E. 222. Lied aus einem Album Amicorum (1595 bis 1603) 116.
 Mittellatein 23f.
 Mittfasten 102ff.
 Mönch und Vogel 221.
 Moser, H. J. 221, 222.
 Mothering 101ff.
 Mühlenlied 92.
 Müller, Jos. 222.
 Müller-Lisowski, K. 221.
 Mundart: märkisch 219. niederdeutsch 219, 220.
 Musäus, J. K. 206.
 Musikgottheiten 117ff.
 Muther, J. 92.
 Muttertag 100ff.
 Mythus 161.
 Nachtigal, I. C. C. 205.
 Narssius, J. 219.
 Naturgeister 117ff.
 Neck 117ff.
 Nekromantie 222.
 Nemo 134f.
 Niederlande: Lied 59ff. Muttertag 110.
 Niemand 134f.
 Njördh und Skadi 85.
 Nisse 196.
 Nixen 118f.
 Nobiskrug 208.
 Norlind, T. Ist der Neck ein schwedisches Na- turwesen? 117—123.
 Norwegen: Muttertag 109. Sage 24ff., 221.
 Novelle: Italien 221.
 Oberpfalz: Sage 223.
 Oberschlesien: Volksdich- tung 48ff.
 Oblate 103f.
 Olrik, A. 29, 163, 222.
 Oelven, Ch. H. 73.
 Ortsneckereien 56ff.
 Östern 104.
 Österreich: Muttertag 110. Sage 211.
 Ostpreußen: Märchen 123ff.
 Othmar, hl. 206.
 Pan ist tot 211.
 Pann, A. 31ff.
 Pantschatantra 39, 160f.
 Paris 70ff.
 Parodie 75ff.
 Pauli, G. 179.
 Pentameron 221.
 Penzer, M. 221.
 Perrault, Ch. 167.
 Personifikation 134ff.
 Petronius 214.
 Peuckert, W. E. 217.
 Pfalzgraf bei Rhein 141f., 145.
 Pferd 84, 118.
 Piaschewski, G. 223.
 Pieper, M. 222.
 Pilger 162.
 Pinck, L. 222.
 Pl Lauren, E. M. 72.
 Pohl, E. 222.
 Polivka, G. 5, 220.
 Pomai, F. 22.
 Potsdam 223.
 Preußenlied 219.

- Priamel 137ff.
Psychologie 193ff.
- Quadenlieder 53ff.
Quodlibet 51f.
- Raimund, F. 78.
Ranke, F. 83. Kunstmärchen im Volksmund 123—133.
Rätsel: Rechts- 179ff. — Brandenburg 220. Juden 181. Schweden 179ff.
Räuber 149ff.
Rechtsrätsel 179ff.
Reformation 97f., 170.
Regensburg 220.
Reincke, H. 178.
Reinicke Fuchs 34.
Reis 104.
Rekdal, O. 221.
Remigius, hl. 206.
Remouchamps, J. M. 107.
Reuter, W. 149.
Reval 92f.
Rheinland: Märchen 223. Sage 223. Schwank 223.
Rhodius, Th. 219.
Rhodos 88f.
Riga 93ff.
Rinn, H. 221.
Röhr, E. 111.
Roman 221.
Rommel, M. 222.
Rostock 92.
Rudbeck, O. 117.
Rumänien: Märchen 31ff. Sage 188.
Rußland: Märchen 164. 168.
- Sachs, Hans 207.
Sage: Begriff 198. Entstehung 112ff., 118ff. und Erlebnis 193ff. Erzähler 112ff. Geschichtliche 112ff. Lesebuch 222. — Hamlet- 222. Midas 184ff. Musik- 117ff. Neck- 117ff. Scheintote 223. Schmied von Jüterbog 198ff. Siegfried- 84. Tannhäuser- 121. Tanz- 120. Wilder Jäger 24ff. Wappen- 170. — Deutschland 221, 222. Hamburg 170ff. Oberpfalz 223. Österreich 221. Rheinland 223. Schlesien 142ff. Schweiz 222. — Beskiden 221. Dänemark 118, 222.
- Estland 222. Galizien 221. Griechenland 184ff. Island 117. Kelten 188. Litauen 222. Norwegen 24ff., 221. Rumänien 188. Schweden 117ff. Südslawen 184ff.
- Salzburg 104, 222.
Schan, G. 134f.
Schandkäfing 174f.
Schick, J. 222.
v. Schill, F. 113ff.
Schiller, F. 150.
Schimpfwort 136.
Schinderhannes 149ff.
Schleicher, N. 140.
Schlesien: Sage 142ff. Volksdichtung 48ff.
Schleswig-Holstein: Sage 113.
Schmeltzel, W. 135.
Schmidt, Erich 4, 8. — Jacob 74. — Kl. 221. — Leop. 222.
Schmied von Jüterbog 198ff.
v. Schönwerth, F. X. 223.
Schopp, J. 222.
Schott, G. 223.
Schulte-Kemminghausen, K. 221.
Schütze, J. F. 81.
Schutzpatrone 178.
Schwank: Rheinland 223.
Schwarzer Tod 120.
Schweden: Ballade 119. Märchen 164, 168. Muttertag 109. Rätsel 179ff. Sage 117ff. Volksglaube 117ff.
Schweidnitzer Keller 142ff.
Schweiz: Muttertag 111. Sage 222.
- Serbien: Märchen 34f.
Sibylle 214.
Sieben weise Meister 223.
Siebenbürgen: Lied 222.
Siegfriedsage 84.
Sigismund, Kaiser 142ff.
Simons, J. 221.
Sinne, Fünf 177.
Sippenfest 106.
Sittenfeld, L. 144.
Skopnik, G. 221.
Smith, C. P. 101ff.
Sohn, verlorener 96ff., 104.
Soldatenlied 223.
Sondersprachen 22f.
- Spamer, A. Wenn man-
cher Mann wüßte, wer
mancher Mann wär...?
134—149.
- Spargo, J. W. 222.
Spiel: Depositions- 220. Fastnachts- 97, 219. Handwerker- 219, 220. Kinder- 221. Kult- 222.
Spieleute 119ff.
Sprechübungen 75, 147.
Spree-Athen 70f.
Sprichwort 147, 213.
Stabwunder 121.
Stammbuchverse 140.
Steiermark: Lied 39ff.
Stephan v. Dorpat 92.
Stephanus de S. Georgio 134.
v. Stern, C. 222.
Stettin 74.
Stiefel, nahtlos 171f.
Stiefelknechtgalopp 76.
Straßburg 221.
Straßenrufe 79.
Strecke, K. 23.
Strobl, A. 205.
Strzygowski, E. 221.
Stückrath, O. * Zur Entstehungsgeschichte eines Volksbuchs vom Schinderhannes 149 bis 160.
Stumpfl, R. 222.
Südslawen: Sage 184ff.
Suhr, Ch. 79.
v. Sydow, C. W. 109. Einige kritische Bemerkungen zur Wandertheorie 160 bis 170.
Symond, R. 101.
- Tannhäuser 121.
Tanz 223.
Tanzsagen 120. -wut 120.
Tardel, H. Hamburger Stadtwahrzeichen 169 bis 179.
Taylor, Archer 108. A Collection of Swedish Legal Riddles 179—184.
Teufel 120, 171, 203f., 207.
Thill, M. 223.
Tiere, musizierende 173f.
Tierfabel 163. -märchen 129, 163.
Tod 203f., 207.
Totenklage 88. -tanz 93.
Trajan 186ff.
Trömer, J. Chr. 71, 198, 205.
Typenforschung 193ff.
- v. Uffele, A. 175f.
Ungarn: Deutsches Volksschauspiel 221.
Unterirdische 195ff.

- Vagantenlied 53ff.
 Vaihinger, H. 137.
 Varagnac, A. 107.
 Vasmer, M. König Trojan
 mit den Ziegenohren
 184—188.
 Vatertag 108, 110.
 Veit, L. A. 103.
 van de Venne, A. 208.
 Vergil 222.
 Vernulaeus, N. 219.
 Vierordt, H. 82.
 Vincentius v. Beauvais 30,
 210.
 Vogel, H. 179.
 Volksbrauch s. Einzelstich-
 wörter.
 Volksbuch 149ff.
 Volksglaube s. Einzelstich-
 wörter.
 Volkskunde: Bibliographie
 12, 219ff. Internatio-
 nale 189ff. Kartogra-
 phie 189ff. Vereine 9.
 und Psychologie 193ff.
 Volkslied s. Lied.
 Volksmärchen s. Märchen.
 Volksrätsel s. Rätsel.
 Volkssage s. Sage.
 Volksspiel s. Spiel, Drama.
 Volkstanz s. Tanz.
 de Vries, J. Die Verein-
 heitlichung der Volks-
 kundekarten 189—192.
 Vulpius, Chr. Aug. 157f.,
 205, 207.
 Wahlgren, E. 179.
 Wahrzeichen 169ff.
 Walafried Strabo 206.
 Waldis, B. 91ff.
 Wallenstein 219.
 Wanderkomödianten 219,
 220.
 Wandertheorie 160ff.
 Wappensage 170. -spruch
 140.
 Wassergottheiten 118.
 Watson, G. 108.
 Watzlik, H. 217.
 Wechselbalg 223.
 Weigert, G. 123f.
 Weihnachtsbrauch 221.
 Weinhold, K. 8, 39ff.
 Weiser-Aall, L. Erlebnis-
 grundlagen der Volks-
 überlieferung 193 bis
 198.
 Wenden 172.
 Wesselski, A. 126. Der
 Schmied von Jüterbog
 im Kiffhäuser 198 bis
 218.
 Wickram, J. 174.
 Wiedergänger 131.
 Wieland, Ch. M. 206.
 Wieland der Schmied 84.
 Wilder Jäger 24ff.
 Williams, Ch. A. 222.
 Winkler, K. 223.
 Wircker, E. 70.
 Wisser, W. 222.
 Wölsungasaga 84.
 Wortspiel 140f.
 Wouters, D. 60.
 Wright, A. R. 101ff.
 Zakynthos 187.
 Zauberlied 222.
 Zender, M. 223.
 Ziegelsprüche 141.
 Ziesemer, W. 126.
 Zikade 80.
 Zungenbrecher 147f.
 Zweites Gesicht 115, 197.
 Zypern 88.



010135

